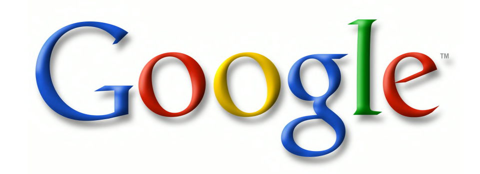




# Die
# Länder an der unteren Donau
# und
# Konstantinopel.

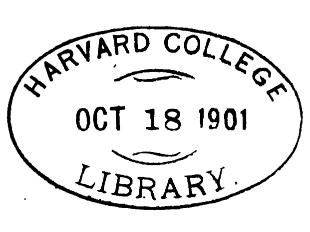
Reise-Erinnerungen aus dem Herbst 1868

von

**Dr. W. Brennecke,**

Direktor der Realschule zu Posen.

HANNOVER.
Hahn'sche Hofbuchhandlung.
1870.






Druck von August Grimpe in Hannover.

Sr. Excellenz

dem Minister des Inneren von Rumänien

Herrn **Michaël Cogalniceano,**

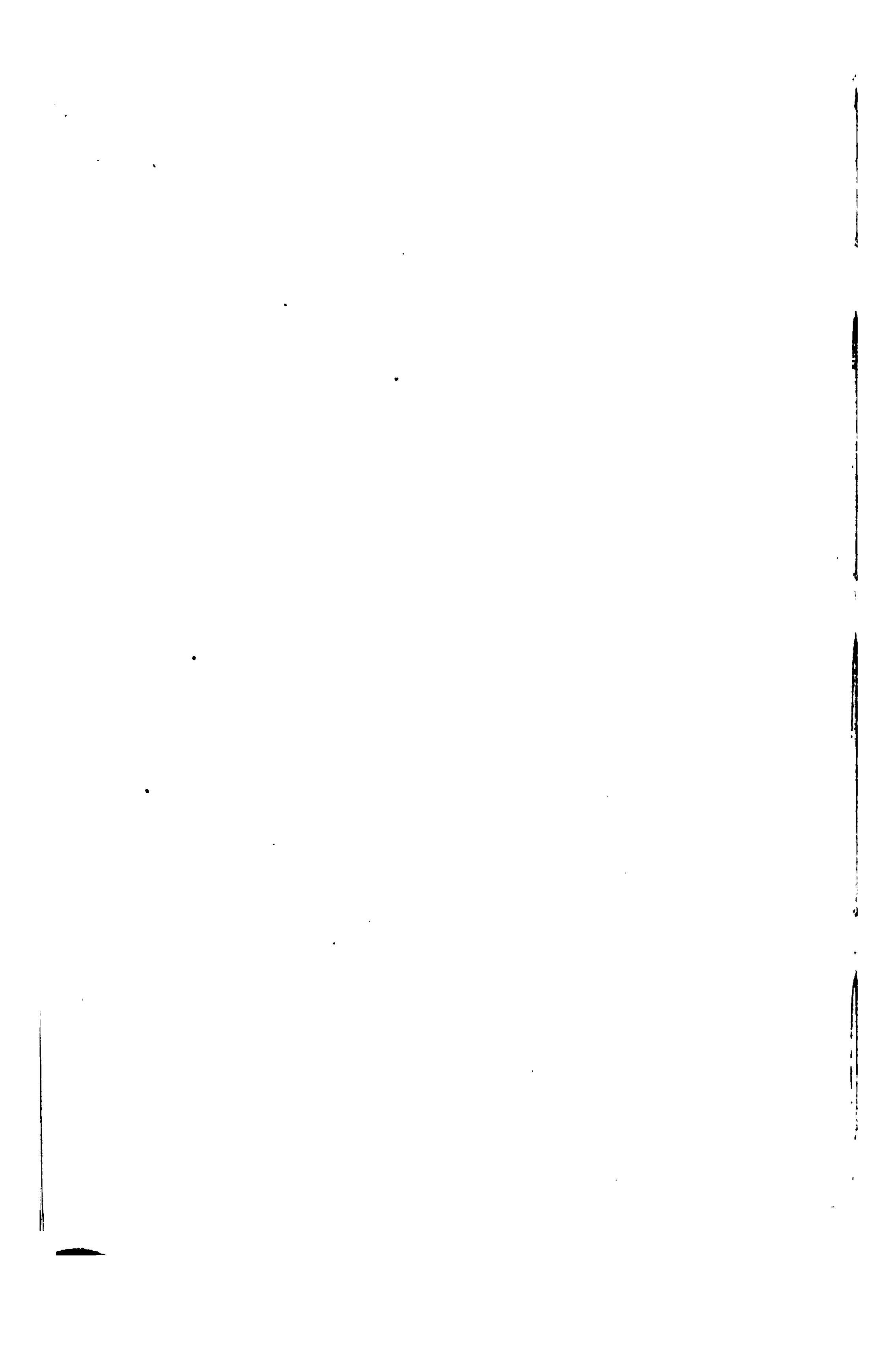
Ritter des Königlichen Preussischen Rothen Adlerordens I. Classe u. s. w.

widmet diese Schrift

in ehrerbietiger Erkenntlichkeit für die ihm nach einem Zeitraum von einem Drittel Jahrhundert bewahrte Anhänglichkeit und Zuneigung

sein früherer Erzieher

**Wilhelm Brennecke.**



Ew. Excellenz

bitte ich gehorsamst, die Widmung des vorliegenden Werkchens huldvoll anzunehmen, dessen Grundgedanke ist nachzuweisen, wie die wohlthätige Kraft deutschen Geistes und deutscher Gesittung in den Ländern an der unteren Donau, wesentlich unter Ihrer Aegide, schon jetzt so herrliche Früchte gezeitigt hat. Ew. Excellenz bitte ich, nachsichtig über manche Flüchtigkeiten und mögliche irrthümliche Auffassungen hinwegzusehen.

Ihr Enthusiasmus für Ihr Vaterland, von dem Sie schon als Jüngling bis zur Schwärmerei erfüllt waren, ist mir in frischester Erinnerung. Sie haben Ihr ganzes Leben und alle Ihre Kräfte dem Dienste

Ihres Vaterlandes gewidmet und ungeahnte Erfolge erzielt. Die Geschicke Ihres Vaterlandes in den letzten dreissig Jahren sind innig verwachsen mit Ihrer persönlichen Thätigkeit, zu deren Anregung in Ihrer Jugend mitgewirkt zu haben, ich mir zum besonderen Verdienste anrechne.

Neujahr 1870.

**Dr. W. Brennecke.**

# Vorwort.

Gegen Ende des Sommers 1868 wurde ich veranlasst, eine Reise nach der untern Donau und nach Konstantinopel zu unternehmen. Meine Reise-Erinnerungen habe ich theilweise als Feuilleton-Artikel in der Posener Zeitung veröffentlicht. Mehrfach aufgefordert, dieselben einem grösseren Lesepublikum zu unterbreiten, habe ich mich entschlossen, meine damaligen Beobachtungen und Erlebnisse in Betracht der weltgeschichtlichen Bedeutung des Orients, welcher gegenwärtig sich der europäischen Kultur einreiht, indem er seine fernerhin unhaltbare Absonderung aufgiebt und sich den modernen Ideen erschliesst, in Form eines Werkchens zu verfassen, welches bei seinen geringen Ansprüchen auf die gütige Nachsicht der Leser rechnet.

Mein Werkchen ist so abgefasst, dass es zugleich den Zwecken der Unterhaltung und Belehrung dient

und als ein Beitrag zur heutigen Länder- und Völkerkunde gelten kann, auch für Leih- und Schüler-Bibliotheken sich eignen möchte.

Die äussere elegante Ausstattung verdankt dieses Werkchen der Liberalität meines Verlegers, des Herrn Ober-Commerzraths Heinrich Wilhelm Hahn in Hannover.

Dr. **W. Brennecke,**
Realschuldirektor in Posen.

# Inhalts-Verzeichniss.

**Anhänge.**

## 1. Die Donau.

Die Donau ist derjenige Fluss in Europa, bei welchem der direkte Abstand der Quelle von der Mündung der grösste ist, indem er 220 deutsche Meilen beträgt, wogegen diese Entfernung bei der Wolga nur 210 Meilen gross ist. Die Donau hat ferner die Eigenthümlichkeit, der einzige grössere Fluss zu sein, welcher ungefähr parallel mit den Breitegraden unseren Erdtheil durchströmt. Kein europäischer Fluss durchfliesst so verschiedenartige Länder-, Racen- und Sprachgebiete als die Donau. Seine Hauptwichtigkeit erlangt aber dieser Strom durch seine weltgeschichtliche Bestimmung, die deutsche Bildung dem fernen Oriente zuzuführen. Schon erörtert man an den Donaumündungen vielseitig die Frage, welches deutsche Reich und welche Dynastie von der Vorsehung ausersehen sei, den Orient der Verwilderung zu entreissen und der Gesittung zuzuführen.

Die Bevölkerung des Donau-Flussgebietes theilt sich nach den drei Hauptabtheilungen in drei Gruppen. Das Donau-Hochland ist von Deutschen (Schwaben, Bayern, Oestreichern) bewohnt und uraltes deutsches Kulturland, reich an deutschen geschichtlichen Erinnerungen. Das mittlere Donau-Becken bildet eine bunte Musterkarte verschiedener Nationalitäten, gehört überwiegend den Magyaren und Slaven. Im Mündungsgebiete wohnen die Rumänen und Bulgaren, befinden sich die Kolonien der Tscherkessen und Tartaren. Aber die Deutschen haben sich auch im mittleren Donau-Becken und im Mündungsgebiete angesiedelt. Alle Bergleute sind ausschliesslich deutsch, ebenso die Bauunternehmer und alle Faktoren eines künstlerischen Gewerbefleisses. Im Donau-Tieflande sollen über anderthalb Millionen deutscher Abkunft wohnen. Deutscher Einfluss, jetzt so hartbedrängt, ist für das Donauland von jeher

das anregende und belebende Prinzip, der Ursprung aller Gesittung gewesen. Die Donauländer verdanken den Deutschen zumeist ihre ganze Civilisation, die bei allen Gebildeten der unteren Donauländer durchaus deutschen Typus trägt. Lächerlich ist es, wenn die Rumänen jetzt so mit Frankreich kokettiren und jedes Kaffeehaus mit den lebensgrossen Gemälden Napoleon III. und der Eugenie schmücken. Bereise die unteren Donauländer und, wenn du aufmerksam die dortige Regeneration beobachtest, so wirst du mit froher Zuversicht und neuem Vertrauen erfüllt werden für die Kraft und die Zukunft deines deutschen Vaterlandes!

Die Deutsche Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft, D. D.-G., wie auf den Uniformen der Beamten steht, bewirkt vorzugsweise den Verkehr zwischen dem christlichen und dem muselmännischen Europa. Der Betrieb dieser D. D.-Gesellschaft ist von unermesslich kommerzieller und politischer Tragweite, er steht in unmittelbarer Verbindung mit dem östreichischen Lloyd. Die Direktion der Gesellschaft hat ihren Sitz in Wien. Die Gesellschaft hat mehr denn 200 Dampfschiffe von den verschiedenartigsten Dimensionen, die theils als Passagierschiffe, theils als Transportschiffe, theils als Remorqueurs von mehr als 500 Schleppkähnen (Platten) dienen. Vorzugsweise ist die Benutzung der Eilschiffe für die orientalische Reise zu empfehlen. Man kann so von Wien mit Benutzung der Eisenbahn von Wien bis Basias die Reise nach Konstantinopel in 3 Tagen zurücklegen, bergaufwärts in 4 Tagen. Die Eilschiffe sind zweckmässig eingerichtet, und wird für die beste Beköstigung, deren Betrag in dem Passagepreis (100 Thlr. auf der ersten Klasse von Wien bis Konstantinopel, Dampfboot und Eisenbahn) eingerechnet ist, gesorgt. Die Schlafsäle, Herren- und Damensalons sind mit jedem möglichen Komfort ausgestattet, der fast an Luxus grenzt. Hat man ein durchgehendes Billet, z. B. von Wien nach Konstantinopel genommen, so ist man jeder Sorge für sein aufgegebenes Gepäck enthoben und wird auf Kosten der Gesellschaft bei den Uebergängen auf verschiedene Transportmittel, z. B. in Varna vom Eisenbahnhof zum Seedampfschiff, befördert.

Die Dampfschifffahrt auf der Donau wird von derselben Unternehmung von Donauwörth bis Sulina betrieben. Die

Donau durchläuft mit ihren Krümmungen auf dieser Strecke einen Weg von 343 geographischen Meilen.

31 Landungsstationen auf der oberen, 72 auf der unteren Donau geben Zeugniss von dem grossen Verkehr von Reisenden und Gütern, die durch die Gesellschaft während der Schiffbarkeit des Stromes, die von Mitte December bis Ende März aufzuhören pflegt, befördert werden. Es ist dies ein deutsches Unternehmen, dem sich kein zweites auf irgend einem Strome der alten und neuen Welt gleichstellen kann. Das westliche Europa wird durch die D. D.-Gesellschaft mit den unteren Donauländern und der Levante in unmittelbare Verbindung gesetzt und ein lebhafter Austausch von Erzeugnissen der Industrie gegen Rohprodukte herbeigeführt.

Berichterstatter hat die Thalfahrt auf der Donau von Wien bis zur Mündung in das Schwarze Meer auf einem Passagierschiffe, die Bergfahrt von Rustschuk bis Basias auf dem Eilschiffe zurückgelegt.

## 2. Ofen-Pest.

Beginnen wir die Schilderung unserer Donaufahrt mit Ofen-Pest. Schon hier treffen wir auf eine Eigenthümlichkeit der Donau, dass nämlich immer die grösseren Städte paarweise einander gegenüber sich vorfinden: Ofen-Pest, Peterwardein-Neusatz, Belgrad-Semlin (auf den gegenüberliegenden Ufern der Save beim Einfluss in die Donau), Widdin-Kalafat, Giurgewo-Rustschuk, Braïla-Matschin u. s. w. Die Städte auf dem rechten Donauufer sind durch geschichtliche Erinnerungen geweihet, aber heruntergekommen von ihrem früheren Glanze; die Städte auf dem linken Donauufer blühen auf, schreiten vor durch Handel und Betriebsamkeit; die Städte auf dem rechten Donauufer gehören der Vergangenheit an, diejenigen auf dem linken der Zukunft. Im Allgemeinen ist das rechte Donauufer felsig, pittoresk, das linke eben und einförmig bis zur Ermüdung.

Berichterstatter wird sich bei seiner Schilderung von Pest-Ofen darauf beschränken zu erzählen, was ihm am meisten aufgefallen ist.

1) Die kolossale Kettenbrücke, welche die beiden Schwesterstädte Pest-Ofen verbindet, mit einer Aussicht auf die

Ufer, die an Grossartigkeit bei weitem die von der Dresdener Elbbrücke übertrifft. Die Kettenbrücke ist 1200 Fuss lang, 42 Fuss breit und schwebt 60 Fuss über dem Spiegel der stolz darunter hinströmenden grünen Donau. Diese Kettenbrücke ist ein Prachtwerk; man kann sich nicht satt sehen an der Kraft der Pfeiler und der Ketten, muss dabei die Leichtigkeit und Eleganz bewundern, welche dieses Riesenwerk unseren Blicken darbietet. Aufgefallen ist mir der rasche Gang, das rüstige Vorwärtseilen und die Rührigkeit der Passagiere auf der Brücke, von denen, wie rasch ich auch nach meiner Meinung dahin eilte, ich stets bald überholt wurde. Bei den grossen in Stein ausgehauenen Löwen, welche über der Brücke thronen, hat der Bildhauer die Zungen vergessen.

2) Der schöne, breite und hohe ausgemauerte Tunnel, welcher in Ofen von der Kettenbrücke unter dem Schlossberge 1104′ lang durchführt und den Verkehr zwischen Pest und den hinter dem Berge liegenden Vorstädten und Landwohnungen von Ofen erleichtert.

3) Die Promenade, Nah- und Fernsicht von den Glacis der Festung Ofen.

4) Die warmen Quellen, an denen Ofen einen Ueberfluss hat (Schwefel-, eisenhaltige und mit Salz geschwängerte Quellen). B. hat das Kaiserbad besucht, dort gebadet und getrunken. Es werden dort 7 Quellen benutzt, deren grösster Wärmegrad 51° R. ist. Die Trinkquelle zeigt 48° R. Wärme, das geschöpfte Wasser ist klar, hat einen Geruch, der an Schwefelwasserstoff erinnert und einen wenig salzigen Geschmack, eher wohlschmeckend als widerlich. Das Kaiserbad ist ein ganzer Komplex von Bade- und Trinkvorrichtungen, verbunden mit Schwimmschulen für beide Geschlechter und mit einem Türkenbad (allgemeinem Volksbade, nur Schwitzbäder in heisser Luft), wo wenige Kreuzer zu erlegen sind, während ein komfortables Bad in eigenem Zimmer einen halben östreichischen Gulden kostet. Die Thermen von Buda wurden schon von den Römern benutzt. Die meisten Schwefelquellen liegen in der Raizenstadt (Raizen sind ausgewanderte Serbier, berüchtigt durch ihre Ränke und ihre Betrügereien). Die Raizenstadt bildet einen grossen Stadttheil, in welchem gegen Tausend kleine Häuser liegen, fast alle von gleicher Grösse oder viel-

mehr Kleinheit, welche am steilen Blocksberge in sechs verschiedenen Abstufungen oder Absätzen des Berges hinaufgeschichtet sind. Alle diese Häuserchen wenden ihre Vorderseite der Festung zu, und nehmen sich von dort aus wie die innere Hälfte eines Amphitheaters, wo die kleinen Häuserchen die Logen vorstellen. Alle grösseren ungarischen Städte, besonders die Orte an der Donau, haben Raizenquartiere, in welche es nicht geheuer ist, sich bei Nachtzeit als Fremder zu wagen, weil häufig Todschläge dort vorkommen, die meistens unentdeckt und unbestraft bleiben.

Von den weitläuftigen Badeanstalten von Ofen liegen drei, nämlich das Blocksbad, das Brück- und das Raizenbad in der Raizenstadt, dagegen das Königs- und das Kaiserbad in Neustift. Die Türken haben, so lange Buda unter ihrer Botmässigkeit war, in diesen warmen Bädern geschwelgt. Die gemeinschaftlichen Schwitzbäder sollen namentlich im Winter besucht werden, wo die armen Leute die Gelegenheit benutzen, sich für drei Kreuzer einmal ordentlich durchzuwärmen.

5) Weiter an der Donau hinauf befindet sich auf einer Insel in der Donau die Schiffswerfte der D. D.-Gesellschaft, mit ihren zahlreichen Werkstätten, wo nicht nur alle Reparaturen ausgeführt werden, sondern auch Dampfmaschinen, Schiffe, Anker, Ketten neu gefertigt werden.

6) Der Krönungshügel in Pest an der Donaubrücke, wo der ungarische König (so nennen die Ungarn allgemein den Kaiser von Oestreich) gekrönt wird und mit dem blanken Schwerte nach allen vier Regionen Streiche führt zum Zeichen, dass er die Absicht hat, das ganze Land nach allen Richtungen zu schützen.

7) Die ungarische Akademie mit ihrem prachtvollen von Schinkel angegebenen Frontispice. Da es Aufgabe der Akademie ist, die magyarische Sprache auszubilden, so sind blos Magyaren zu Sitzen in der Akademie berechtigt. Doch hat man auch ausländische Gelehrte zu Ehrenmitgliedern ernannt. Wissenschaftlich leistet sie nichts.

8) Das ungarische National-Museum mit ungeordneten Schätzen, Liebesgaben ungarischer Patrioten, aus dem Privatbesitze niedergelegt auf den Altar des Vaterlandes. Die

Magyaren sind jetzt in einer Extase, die sie zu allen Opfern befähigt. In ihrer Phantasie hat sich schon die Idee eines Kaiserreichs eingenistet, das alle Länder der unteren Donau umfasst, wo die Magyaren die bevorzugte Nationalität bilden und zur oberen Leitung und allen Ehrenämtern ausersehen sind. Das in der Nähe befindliche Magnaten-Kasino bildet den Vereinigungspunkt der hervorragenden Adelsfamilien, und sind darin Küche und Keller wohl bestellt.

9) Das städtische Redoutenhaus mit seinen zwei Prachtsälen übertrifft wohl an Farbenpracht in der Dekoration alle ähnlichen Etablissements. Die Fresko-, Decken- und Wand-Gemälde zeugen von italienischem, aber stark magyarisirten Kunstgeschmack. Aufgefallen sind uns die Gemälde, welche Scenen aus dem Leben des Attila darstellen, z. B. seine Verlobung, Gelage des Attila mit seinen Söhnen. Attila wird dargestellt, essend aus einer hölzernen Schüssel, trinkend aus einem Holzbecher, während die Gäste sich goldener Geschirre bedienen; Sänger umgeben die Familie des Attila und besingen seine Heldenthaten. Attila, den wir Deutschen in unserer Kindheit als grausamen Wütherich verabscheuen gelernt haben, ist stets als Nationalheld betrachtet und seiner wird mit Stolz gedacht. Bemerkenswerth ist auch ein Fresko-Gemälde, darstellend das Turnier des Corvinus, wo die Braut ihm den Siegeskranz aufsetzen will. Auch die Bilder der neun Musen tragen den alt ungarischen (hunnischen) Typus. Im kleinen Saale sind die vier ungarischen Hauptströme allegorisch dargestellt: Donau, Theiss, Drave, Save. Elegante Gallerien umgeben die beiden Säle, der eine davon dient als Tanz-, der andere als Konzert-Saal. Ausserdem umgeben eine Anzahl von Salons (Spielzimmer) die grösseren Säle. In der Kredenz (der Restauration) sind auf grossen Tafeln die festen Preise der Speisen und Getränke aus der Ferne erkennbar verzeichnet. Ueberall prangt das Andreas-Kreuz, das Wappen der Ungarischen Kronlande. Prachtvoll ist auch die königliche Hofloge ausgestattet. Die kleineren Säle werden von den städtischen Behörden als Sitzungszimmer benutzt, wozu das Stadthaus nicht die erforderlichen Räumlichkeiten bietet. Das ganze Kasinogebäude wird bei feierlichen Gelegenheiten durch 1250 Gasflammen erleuchtet. Es werden alsdann auf den mit Tep-

pichen belegten Marmortreppen ganze Orangerien aufgestellt, überhaupt alle Räume durch blühende Zierpflanzen geschmückt. Im vorigen Winter sind zwei grosse Redouten veranstaltet worden, wo die prunkvollen Magnaten mit ihren kroatischen Brüdern fraternisirt haben, um das Feuer des Patriotismus zu entzünden und die gesammte Bevölkerung für die magyarische Erhebung zu begeistern. Der städtischen Redoute ist ein grosses Kaffeehaus, Bierlokal u. s. w. für die niedere Bevölkerung beigefügt.

10) Die Synagoge hat ebenfalls unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wir haben ihr einen längeren Besuch gewidmet. Sie strahlt von orientalischer Pracht und überbietet weit alle christlichen Kirchen von Pest-Ofen. Die hohen Fenster, mit Glasmalereien ausgeschmückt, dämpfen das Licht und geben ihm eine mysteriöse Nüancirung. Es gehört die Synagoge der Reformgenossenschaft an und gefällt uns mit ihren beiden Kuppeln eigentlich besser, als die Berliner Synagoge; die Pester Synagoge ist weniger überladen, man übersieht leichter die Harmonie des Baustils. Merkwürdig sind die beiden Kanzeln, welche sich gegenüberstehen, von welchen abwechselnd, d. h. immer von derselben deutsch und von der anderen ungarisch gepredigt wird. Die Synagoge wird durch 720 Gasflammen erleuchtet. Die Juden bilden in Pest-Ofen eine wichtige Genossenschaft, sie sind die Inhaber des Reichthums, die Besitzer der grössten Häuser und schönsten Villen und wetteifern in Equipagen und Kleiderpracht, namentlich der weibliche Theil, mit den Magnaten.

11) Mannigfaltigkeit des Bekenntnisses und der Nationalität. In Ofen und Pest sind alle Nationalitäten und Glaubensbekenntnisse des östreichischen Kaiserstaates vertreten. Es giebt daher christliche Kirchen, in denen die Andacht in ungarischer, deutscher, slavischer, griechischer und walachischer Sprache verrichtet wird. Nur die Türken sind gewichen. Ofen war lange Zeit eine türkische Festung, in dem heutigen Stadttheile Wasserstadt tragen die Grundmauern von der Hauptmoschee jetzt die Kirche der Elisabethinerinnen. Die Türken weichen überall zurück, wo sich eine christliche Bevölkerung agglomerirt; sie sind bereits stark im Rückzuge nach ihrem Heimathlande Asien begriffen, wie

dies aus dem weiteren Verlaufe unserer Reise-Erinnerungen erhellen wird.

12) Die Privatwohnungen der wohlhabenden Ungarn gehen auf die Höfe hinaus, sie sind gewöhnlich mit gut unterhaltenen Gartenanlagen verbunden. Die Privatgebäude sind gewöhnlich im Viereck gebaut, dessen eine Seite nach dem Garten zu offen ist; ausserdem nach dem Hofe rings herum mit einem überdeckten Gange versehen, was einen öfteren Aufenthalt in freier Luft gestattet. Man wird hier schon an die Gewohnheiten des Orients erinnert, auch im Ameublement durch die Fülle von Sophas in Form von Divans.

13) Es giebt in Pest-Ofen viele Bildungsanstalten, z. B. eine Universität, eine Akademie, ein Nationalmuseum, ein evangelisches Gymnasium, eine Handelsakademie, deren Director der mir von Halle her befreundete bekannte Schriftsteller Professor Dr. Körner ist und Pest seit 12 Jahren bewohnt. Als Deutscher hat der Direktor K. keine schwierige Stellung. Da die kaufmännische Correspondenz in deutscher Sprache geführt wird, so wird Deutsch neben der ungarischen Sprache gepflegt. Die Schule nimmt, da viele Magyaren Deutsch lernen wollen, jährlich an Frequenz zu und hat sich bereits einen solchen Ruf erworben, dass das Handelsministerium diese Privatanstalt des Handelsstandes mit 10,000 Gulden jährlich unterstützt, der Landtag dies genehmigt hat.

14) Das Stadtwäldchen ist der unvermeidliche Vergnügungsort der Pester. Der Weg dahin führt durch die lange Königsstrasse, eine Geschäftsgegend, wo Laden an Laden sich reiht und fast in jedem Gebäude sich ein Weinschank befindet. Es ist das Stadtwäldchen gegen die romantisch gelegenen Partien im Ofener Gebirge, nach welchem eine Pferdeeisenbahn führt, ein sehr bescheidenes Plätzchen, während man in den Ofener Gebirgsthälern schon den Vorgeschmack südlicher Gegend empfinden soll. Die Vorliebe für das Stadtwäldchen, wohin von allen Hauptpunkten der Stadt an Sonn- und Festtagen gegen hundert geräumige 18sitzige Gesellschaftswagen viertelstündlich für einen Fahrpreis von 10 Kreuzern = 2 Sgr. für die Person abgehen und immer sogleich überfüllt werden, so dass es schwierig ist, einen Sitz zu erhalten, ist kaum begreiflich.

Das Stadtwäldchen ist eine in flacher Ebene liegende Parkanlage. Zu derselben führt eine sehr lange, schnurgrade, dreifache Fahrstrasse, auf beiden Seiten von einem Fusswege und drei Reihen Bäumen eingefasst. Es befinden sich im Stadtwäldchen eine Anzahl Wiesenplätze, auf denen sich das gemeine Volk umhertummelt, gewöhnlich angeregt durch eine Drehorgel, die überhaupt in Ungarn vorwaltet bei solchen Volksbelustigungen. Man hört alle Wiener Walzer neben dem Nationaltanze. Wir sahen hier Turnspiele, von der männlichen Jugend ausgeführt, bals champêtres, Marionettentheater und allerlei öffentliche Belustigungen, überhaupt noch ein wahres Volksleben, wovon wir in unseren Gegenden keine Vorstellung haben, weil wir der dazu erforderlichen Lebendigkeit und Phantasie entbehren.

15) Gasthöfe ersten Ranges sind der „Erzherzog Stephan“, der „König von Ungarn“, die „Königin von England“, „Hôtel Frohner“, wo wir unser müdes Haupt niederlegten, an der Szechenyi-Promenade. Letzterer Gasthof enthält 120 Logierzimmer, Bäder, grosse Restauration (nur à la carte), Kaffeehaus u. s. w.; Alles in einem Style und mit einer Sumptuosität ausgestattet, wie kaum irgend welches grössere Hôtel in Berlin. Eben so sind eine grosse Anzahl Kaffeehäuser vorhanden, reich mit Spiegeln dekorirt, in einem Umfange und mit einer Pracht, die unsere gewöhnlichen Ansprüche an solche Etablissements weit überbietet. Man unterscheidet hier schon Kaffeehäuser nach den Nationalitäten (serbische, walachische u. s. w.).

Dem heiteren magenfüllenden Lebensgenusse soll in Pest stark gefröhnt werden, derselbe soll an Leichtsinn und Entsittlichung grenzen, die Thatkraft lähmen und den wahren Fortschritt in der Civilisation hemmen. Dass ein übermässiger Luxus in Pest getrieben wird, fällt jedem aufmerksamen Beobachter sogleich in die Augen. Man sieht Toiletten und Equipagen glänzender und prächtiger, als in London oder Paris.

Früher war das deutsche Theater in Pest bekannt durch vorzügliche Kunstleistungen, jetzt wird es von dem Direktor verwahrlost, und Kunstgenüsse sind so selten, wie im nationalen ungarischen Theater, das auf alle Weise bevorzugt

wird. Ueberall in Ungarn macht sich das Deutschthum geltend, namentlich in der Industrie. Merkwürdig ist dabei, dass man auf der Gasse meist Deutsch sprechen hört, und alle Maueranschläge in deutscher und ungarischer Sprache verfasst sind. Es ist mehrfach von uns bemerkt worden, dass zwei Ungarn in eine deutsche Unterredung vertieft waren, sobald aber ein Fremder hinzutrat, zur ungarischen Sprache übergingen und sich einen sichtlichen Zwang auflegten.

16) Vergleich zwischen Ofen und Pest. Während die Häuser des alten Buda malerisch an Hügeln gruppirt sind, während Schloss, Citadelle und Blocksberg einen reizenden Anblick gewähren, im Hintergrunde die Ofener Gebirge mit Weinbergen, Waldungen und grünen Saatfeldern das anmuthige Panorama vervollständigen, liegt das neue kokette Pest mit seinen regelmässigen geraden Strassen in einer sandigen Ebene.

Was aber die Natur der Stadt Pest versagte, hat der Mensch durch Fleiss und Betriebsamkeit anderweitig ersetzt. Wir finden in Pest moderne Häuser, Palästen gleich, schöne Kaufmannsläden und an der Donau einen herrlichen Quai (10 Ruthen breit und über 200 Ruthen lang). Derselbe ist in seiner bisherigen Länge von der D. Dampfschifffahrts-Gesellschaft erbaut. Grüne Plätze in der Mitte der Stadt mit Gartenanlagen bringen eine angenehme Abwechselung hervor und verbessern die Luft. Unter den Gebäuden nimmt das der Direktion der D. D.-Gesellschaft durch seine Grösse und seinen Umfang eine imponirende Stellung ein. Es liegt an der Donauzeile, die durch ihre grossartigen Baulichkeiten und den darauf herrschenden Verkehr ganz das Gepräge einer Weltstadt trägt.

Nächst der Donauzeile und der Waitznerstrasse verdient die Landstrasse Erwähnung. Es ist die längste Strasse, theilt Pest fast in zwei Hälften und endet an dem Bahnhofe der k. k. privilegirten Staatseisenbahn. Auf der Landstrasse werden die vier berühmten Jahrmärkte von Pest abgehalten. Besonders rühmliche Erwähnung verdient die vorzügliche Pflasterung von Pest mit grossen viereckigen, ebenen, gut behauenen Granitblöcken und Trottoirs, welche die ganze Breite des Bürgersteiges einnehmen.

Wenn Ofen an Ungarns glänzende Vergangenheit erinnert, so vergegenwärtigt Pest die zunehmende Wohlfahrt und Ausbeute der unerschöpflichen Hülfsquellen von Ungarn. Wenige Städte auf dem Kontinente haben sich in der Neuzeit so schnell entwickelt wie Pest, dessen Einwohnerzahl auf 200,000 gestiegen ist, sich also in den letzten dreissig Jahren mehr als verdreifacht hat, während Ofen stabil geblieben ist.

Pest ist eine Weltstadt, eine Handelsstadt ersten Ranges, es trägt das Gepräge des Reichthums; Ofen ist eine Provinzialstadt, wo sich Alles in gewöhnlicher Wiederkehr des bürgerlichen Lebens bewegt. In Pest beabsichtigt der norddeutsche Bund ein General-Konsulat zu errichten, um die dortigen wichtigen Handelsinteressen seiner Angehörigen zu schützen und zu fördern. Es besteht schon in Pest ein französisches Konsulat u. s. w. Die Schweizerkolonie in Pest nimmt eine hervorragende Stelle ein, wie überhaupt die Schweizer im Orient durch ihr Zusammenhalten eine grosse Rolle spielen.

17) Vergangenheit und Zukunft von Pest-Ofen. Vor der türkischen Eroberung hatte schon Buda-Pest eine glänzende Periode. Aber wo das Pferd eines Türken hintritt, wächst in hundert Jahren kein Gras, wie das Sprichwort sagt. Aus den Händen der Türken ging sie in die der Oestreicher als ein Schutthaufen über. Alles lag in türkischer Unordnung und Unreinlichkeit, alle noch vorhandenen Gebäude waren niedrige Hütten und Ställe. Buda-Pest ging verloren, wurde von den Türken wieder erobert, bombardirt, verbrannt, zurückerobert.

Die Haupterhebung in Pest fing mit der Regierung der Maria Theresia an und hat seitdem in seiner Entwickelung und seinem Wachsthum mit der Energie des ganzen Lebens in Ungarn gleichen Schritt gehalten. Noch zur Zeit der Maria Theresia war Pest beschränkt auf die jetzt so genannte innere Stadt, die nicht einmal den 7. Theil des jetzt von Pest bedeckten Flächenraums einnimmt. Jetzt hat Pest fünf weit ausgedehnte Stadtviertel, die ihre Namen erhielten nach den vier letzten ungarischen Königen, unter deren Regierung sie entstanden, und heissen Theresien-, Joseph-, Leopold-

und Franzenstadt. Das beispiellos schnelle Wachsthum von Pest liefert einen richtigen Maassstab für die schnelle Entwickelung von ganz Ungarn, die Zunahme seiner Bevölkerung, seines Gewerbefleisses und die Regsamkeit des ganzen Landes.

Heute blicken die Ungarn mit gerechtem Stolze auf ihre Hauptstadt und setzten es durch, dass ihr König von Zeit zu Zeit in Ofen residirt.

Die Augen der ganzen gebildeten Welt sind jetzt auf die Vorgänge von Pest gerichtet, wo offenbar die Fäden gesponnen werden für die Zukunft der östreichischen Gesammtmonarchie und das Geschick seiner Dynastie, nachdem der Schwerpunkt der östreichischen Gesammtmonarchie aus Deutschland entrückt, die Dynastie den deutschen Interessen entfremdet und ihr der Einfluss darauf entzogen worden ist. Offenbar stehen die Vorgänge in Pest im innigen Zusammenhang mit der Lösung der orientalischen Frage, die mit Recht eine brennende genannt werden muss wegen ihrer Dringlichkeit und der Gefahr, dass sie die Brandfackel des Krieges entzündet, der ganz Europa in zwei feindlich gestellte Lager theilen würde.

### 3. Von Pest-Ofen bis Neusatz-Peterwardein.

Das Dampfboot von Wien nach Pest ist nur Lokalschiff. Von Pest aus beginnt das internationale Dampfschiff seine Fahrten und setzt dieselben bei hohem Wasserstande der Donau ohne Unterbrechung bis Galatz fort. Im Jahre 1868 war der Wasserstand der Donau so niedrig, wie nicht seit Menschengedenken. Wir waren daher gezwungen, auf unserer Fahrt öfter kleine Dampfschiffe zu besteigen, sogar einen kleinen Theil des Weges zu Wagen zurückzulegen.

Von Pest an fliesst die Donau mit geringem Gefälle zum Theil zwischen morastigen Ufern durch die weit ausgedehnte Tiefebene bis unterhalb Neusatz, wo sie in die Militärgrenze eintritt und die Gegend anfängt romantischer zu werden. Von Pest abwärts durchfliesst sie ein Gebiet, das vorzugsweise auf Viehzucht angewiesen ist, wo immer noch ein reicher Segen von Naturproduction sich findet.

Auf einer Strecke von 50 Meilen fliessen Donau und Theiss in einem Abstande von ungefähr 12 Meilen parallel. Während das rechte Donauufer immer noch einige Abwechselungen und Erhebungen darbietet, ist das Land zwischen Donau und Theiss flach. Die Theiss ist der eigentliche Hauptfluss von Ungarn, „dort entsprossen und erstorben“; wo sie nämlich im Begriff ist, das Land zu verlassen, erstirbt sie in der Donau, indem sie auf ihrem ganzen unteren Laufe fast gar kein Gefälle mehr hat. Still und friedlich windet sich die Theiss durch grüne Ufer. Der segnende Strom wirkt aber auch verheerend. Da weder die Donau noch die Theiss eingedämmt sind, sind ihre flachen Ufer nicht vor Ueberschwemmungen geschützt. Da die eigenen Quellen der Theiss hoch in den Karpathen liegen, ihre Zuflüsse (Samosch, Körösch und Marosch) ebenfalls auf den hohen Siebenbürger Alpen entspringen, so schwillt die Theiss oft plötzlich an. Dann ertönen die Sturmglocken, verzweifelte Hülferufe hört man erschallen: „Das Wasser kommt!“ Nicht blos im Frühlinge, sondern auch ganz unerwartet, wenn in den Gebirgen starke Regen gefallen sind, überschwemmen reissende Wasserfluthen die Landschaft.

Von Pest abwärts die Donau bis in die Türkei verspürt man den Fischreichthum der Donau an der table d'hôte des Dampfschiffs, wo man vorzugsweise mit Fischen gefüttert wird (Spierl, Hausen oder Donaukarpfen, wovon der dortige Kaviar, Lachse). Das tiefe, stille, schlammige und nahrungsreiche Wasser zieht die Fische an und veranlasst sie, vom schwarzen Meere aus bis in das Innerste des Kontinents hinauf zu steigen.

Auffallend für uns war der Reichthum an Viehheerden (Hornvieh, Schafe), welche sich der Donau näherten, um ihren Durst zu stillen und sich abzukühlen, namentlich gewahrten wir auch ungeheure Schweineheerden. Federwild schwärmt an den Ufern der unteren Donau in Myriaden: viele Enten- und Gänseflüge, Pelikane, Strandläufer, Reiher, Rohrdommeln ziehen das Auge des Zuschauers auf sich. Deutschland gegenüber, wo kaum noch Platz ist für ein friedliches Schnepfenpaar, um Eier auszubrüten, erscheint dieser Kontrast seltsam.

Die Donau setzt lässig in vielen Krümmungen ihren Weg

fort, hier und da eine Sandbank bildend. Auf einer solchen sassen wir auf, und mussten die Nothdampfpfeife ertönen lassen. Endlich erschien ein Remorqueur, der Johannes Baptista, nach amerikanischem System (mit der Maschine oben auf dem Verdeck) und machte uns nach einigen Anstrengungen wieder flott. Das Fahrwasser auf der Donau ändert sich fortwährend, so dass oft Sondirungen der Tiefe vorgenommen werden müssen.

Die Gegend (die pannonisch-dacischen Steppen) sieht auf beiden Seiten öde und verlassen aus. Nur einzelne Thurmspitzen von Kirchdörfern erblickt man aus weiter Entfernung vom Ufer, Städte und Dörfer sind im Innern des Landes angebaut; die Inseln allein sind mit üppigem Baumwuchs (meistens Weidengebüschen) bedeckt und schwärmen von Federvieh. Auffallend für uns waren die vielen Tausende von Wassermühlen auf der Donau, welche die Schifffahrt beengen.

Das rechte Ufer der Donau (die pannonische Seite) ist durchweg höher als das linke; die meisten Dörfer und Marktflecken zeigen sich daher auf dieser Seite. Földvar, Tolna, wo ein Donaudurchstich gemacht und dadurch die Fahrt um $1^1/_2$ Stunden abgekürzt worden ist, Baksch und Mohacs liegen alle auf dem rechten Ufer der Donau und ziemlich nahe am Fluss. Die linke Seite nach der Theiss zu, von beiden Seiten den Ueberschwemmungen ausgesetzt, ist meistens wüste, mit Sümpfen, Gebüsch und Steppe bedeckt. Daher geht auch die Landstrasse von Pest nach Slavonien auf dem hohen rechten Ufer. Wie die Menschen, haben auch die meisten Vögel auf dem rechten Donauufer sich niedergelassen. Man sieht die lehmigen Ufergewände überall von grossen Löchern durchbohrt. Es sind dies die Eingänge zu den Nestern vieler Arten von Vögeln, z. B. von Schwalben. Indessen hatten die Schwalben, wie die Störche, die sich hier in Unzahl im Sommer einfinden sollen, wegen der vorgerückten Jahreszeit schon ihre Wanderungen nach dem Süden angetreten. Während Schwalben, Störche u. s. w., welche sich schon mehr dem Menschen anschliessen, das rechte Ufer bewohnen, wo auch zahme Gänseheerden, Entenschaaren und Truthühnerarmeen die Dörfer umweiden, nistet und brütet das wilde Geflügel auf der ungastlichen linken Seite. Dort zeigen sich auch

Züge von dicken fetten Trappen, welche ihren niedrigen Flug über die Steppen ausbreiten, über den Schilfwäldern.

Die erste Hauptstation von Pest aus ist die Stadt Baja auf dem linken Donauufer in einer ziemlichen Entfernung davon gelegen, auf der Donau voraus angekündigt durch eine Unzahl im Strome befindlicher Wassermühlen. In der Provinz Posen merkt man es an der grossen Zahl von Windmühlen, dass man sich einer Stadt nähert, auf der Donau an den Wassermühlen.

Hinter Baja beginnen auf dem rechten Ufer wieder die Weingärten und an jedem Landungsplatze werden den Passagieren die süssesten Weintrauben zum Spottpreis angeboten. Namentlich geschah dies in Mohacs, wo unser Dampfboot Kohlen einnahm. Von Pest, wo wir um sechs Uhr Morgens abgefahren waren, bis Mohacs, wo wir um vier Uhr Abends eintrafen, hatten wir 10 Stunden gebraucht. Hier blieben wir eine Stunde liegen, um neue Kohlen einzunehmen. Zahlreiche Arbeiter, hauptsächlich Frauen, alle baarfuss, beeilten sich, die Nahrung der Dampfmaschine, die Steinkohlen, mittelst Schiebkarren an Bord zu bringen. Welches rege, muntere Treiben! Die Arbeiter laufen im Sturmschritt, um möglichst viel in kurzer Zeit zu verdienen, da sie in Akkord arbeiten und nach Anzahl der Schiebkarren bezahlt werden. Am Ufer liegen Berge von Steinkohlen, denn Mohacs ist der Hafen für das im Inneren liegende grosse Steinkohlenbergwerk, welches der D. Dampfschifffahrts-Gesellschaft gehört. Von hier führt eine Eisenbahn nach dem 5 Meilen fernen Fünfkirchen und zu dem Steinkohlenbergwerke.

Die Schlacht bei Mohacs am 29. August 1526 entschied auf lange Jahre das traurige Schicksal von Ungarn. Denn die Eroberung des Landes durch die Türken, d. h. die mehr als hundertjährige Bedrückung der Hälfte Ungarns, war die Folge dieser verlorenen Schlacht. König Ludwig von Ungarn versank auf ermattetem Pferde in einem Sumpfe. Indessen gewannen die Ungarn im Jahre 1686 durch eine bei demselben Orte Mohacs durch den Herzog von Lothringen gewonnene Schlacht ihre Unabhängigkeit wieder.

Mohacs ist ein durch geschichtliche Erinnerung geweihter Ort, es liegt aber in einer an fettem Thone so reichen Ge-

gend, dass man am Ufer, da es gerade etwas regnete, fast versank, also das Schicksal des Königs Ludwig wohl begreifen konnte.

In der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch passirten wir die Mündung der Drave bei Draueck, von wo aus ein Lokal-Dampfschiff die Verbindung mit der Stadt Esseg an der Drave unterhält. Bei Tagesanbruch zeigte das Ufer der Donau anmuthige Landschaften in reicher Abwechselung, in der Ferne die Umrisse der Gebirge von Syrmien, die Drave und Save von einander trennen. Land und Leute auf dem rechten Donauufer trugen nicht mehr das ungarische Gepräge. Die Kirchthürme mahnen uns an die nunmehr zahlreichen Bekenner des nicht unirten griechischen Glaubens. Wir passirten Vukovár, den schönsten Marktflecken von Syrmien, und gewahrten in der Ferne die grosse Gebirgskette von Fruszka-Góra längst dem rechten Donauufer, mit Eichenwäldern und Weingärten bedeckt. In Vukovár (die Accente in ungarischen Worten bedeuten immer, dass die Vokale lang gesprochen werden müssen) gewahrten wir am Ufer vieles Holzwerk, Fassdauben, Planken, Balken u. s. w. Es war fast lauter syrmisches und slavonisches Eichenholz. Slavonien und Kroatien sind nämlich berühmt durch ihre herrlichen Eichen, welche dort grosse Wälder bilden. Oestreichs Forstenreichthum ist unglaublich und hat auf der Pariser Ausstellung in Erstaunen gesetzt, kein Land in Europa kann sich darin mit ihm messen.

Das Land zwischen Theiss und Donau würde man Mesopotamien nennen können, aber das wüste Mesopotamien, das Land der umherschweifenden Jazygen, der ungarischen Tschikosen (Pferdehirten). Ganze Heerden halbwilder Pferde waren vom Schiffe dort zuweilen zu sehen. Gegen die Mündung der Theiss endet dieses Plateau in ein ganz niedriges angeschwemmtes Land, bestehend aus fruchtbarem, fettem Weizenboden, welches von den Ungarn oft unter dem Namen der „Batschka“ den Fremden angepriesen wird. Es ist dort fast aller Boden Ackerland und wird vorzugsweise von Deutschen angebaut, die es zu grosser Wohlhabenheit gebracht haben sollen. Die Römer müssen schon die Fruchtbarkeit der Batschka geschätzt haben, indem sie hier die

Donau als Vertheidigungslinie verliessen und einen grossen, mächtigen, noch vorhandenen 13,000 Ruthen langen Wall aufwarfen und so dieses fette Land in ihre eingeschanzten und gegen die Hirtenvölker vertheidigten Gebiete hineinzogen.

## 4. Neusatz-Peterwardein.

Mittwoch, den 15. September, gegen 8 Uhr Morgens, trafen wir in Neusatz-Peterwardein ein, wo wir uns von unserer bisherigen interessanten Reisegesellschaft von Pest her trennten, die meistens aus Offizieren mit ihren Damen, die von Badereisen in ihre Garnison zurückkehrten, bestand. Wir hatten daher unterweges so viel von Neusatz gehört, dass wir äusserst gespannt waren, diesen interessanten Ort kennen zu lernen.

Peterwardein-Neusatz bilden einen frappanten Parallelismus mit Ofen-Pest. Neusatz ist eine emporblühende Handelsstadt. Vor hundert Jahren noch ein ärmliches Dorf, zählt es jetzt über 20,000 Einwohner, darunter Armenier, Serben u. s. w., jedoch ist die deutsche Sprache die herrschende. Die Einwohner von Neusatz amüsiren sich nach Kräften und gleichen in ihrem Frohsinn und Lebensgenuss den Einwohnern von Pest. Die Offiziere der Besatzung von Peterwardein verleben in Neusatz ihre glücklichsten Stunden; gewöhnlich wohnen auch die Offizierfamilien daselbst. Man ist sehr musikalisch in Neusatz und kultivirt dort die Kränzchen, wovon die auf dem Dampfschiffe befindlichen Neusatzer Damen Wunder zu erzählen wussten.

Während Neusatz im Emporblühen begriffen, ist Peterwardein eine blosse Kaserne. Beide Städte sind durch eine 420 Fuss lange Schiffbrücke verbunden. Peterwardein liegt auf einem schroffen Vorgebirge der Fruszka-Góra, um welches die Donau rund herum einen Bogen beschreibt, so dass man die Festung von allen Seiten zu Gesicht bekommt.

Peterwardein ist wohl die stärkste Festung neben Komorn an der Donau, heisst daher auch das ungarische Gibraltar; sie ist vorzugsweise in den Türkenkriegen von grosser Bedeutung gewesen. Das Wohnen in den Kasematten von P. soll aber sehr ungesund sein, daher die östreichischen Soldaten

die Festung scherzweise nennen: „Peter scharr ein.“ P. besitzt ein mit türkischen Trophäen geschmücktes Zeughaus und eine Pfarrkirche mit vielen Heldengräbern.

Wir fuhren rund um Peterwardein herum und verloren es erst spät aus den Augen. P. ist die Gebieterin der Militärgrenze. Der Ort ist durch den Sieg des Prinzen Eugen, des tapfern Ritters, unvergesslich. Hier schlug der kaiserliche Feldherr den Grossvezier Ali am 5. August 1716.

## 5. Syrmien.

Gleich hinter Peterwardein eröffnet sich auf dem rechten Ufer eine amphitheatralisch aufsteigende Landschaft mit der Hauptstadt von Syrmien, Karlowitz, Sitz des Patriarchen der serbisch-griechischen nichtunirten Kirche der ganzen östreichischen Monarchie. Man hat also hier auf kleinem Raume drei Metropolen der östreichischen Militärgrenze: eine des Handels, Neusatz; eine der Militärmacht, Peterwardein; und eine des Kultus, Karlowitz. Der Erzbischof von Karlowitz ist eins der fünf gänzlich von einander unabhängigen Oberhäupter der griechischen Kirche in Europa, er bedeutet im Kultus für Oestreich dasselbe, was der Kaiser in Russland vorstellt oder der Patriarch von Konstantinopel. Karlowitz wimmelt daher von griechischen Geistlichen, deren hier eine Anzahl, lauter wohl konditionirte Leute*), aus- und einsteigen.

Wo die Geistlichkeit ihre Wohnsitze aufgeschlagen hat, pflegt der Wein gut zu gedeihen. So ist es auch hier, der Karlowitzer Wein gehört zu den besten Südungarns. Der Kaiser Probus verpflanzte hierher cyprische Weinstöcke. Aus der Karlowitzer Gegend wurden Weinreben nach Tokay verpflanzt, so dass der berühmte Tokayer Ausbruch seinen Ursprung verdankt den Reben, die aus Karlowitz dorthin verpflanzt worden sind. Für den Geschmack der Kenner soll der Karlowitzer Ausbruch noch heute den Vorzug verdienen.

In der Nähe von Karlowitz befinden sich eine Anzahl von Dörfern, welche von wohlhabenden Deutschen, die der evan-

*) Die hier befindliche Auskunft über Karlowitz verdanke ich der gütigen Mittheilung meines Reisegefährten, eines höheren serbisch-griechischen Geistlichen aus Karlowitz.

gelischen Kirche angehören, bewohnt werden. Diese Dörfer liegen inmitten zahlreicher anderer Nationalitäten.

Das Land Syrmien, dessen Hauptstadt Karlowitz ist, erscheint als ein wahres Paradies. Es erstreckt sich in einer Länge von 18 Meilen und in einer Breite von 3 Meilen längs der Donau. Schon zu den Zeiten der Römer waren die Vorzüge dieses Landes bekannt. Strabo spricht von der Hauptstadt Sirmium, die jetzt in Ruinen liegt, es war der wichtigste Platz in Pannonien; daneben der Lieblingsaufenthalt des Kaisers Probus und mehrerer seiner Nachfolger. Von allen den 26 griechischen Klöstern, die sich in ganz Slavonien befinden, liegen 23 in Syrmien in den Thälern und auf den Abhängen der Fruszka-Góra, immer an den schönsten und fruchtbarsten Plätzen. Die Fruszka-Góra heisst daher das heilige Gebirge und geniesst eines weiten Rufes in ganz Ungarn und den angrenzenden Provinzen. Diese Klöster sind sämmtlich reich, und von weither wallfahrten die gläubigen griechischen Christen zu ihnen und bringen Geschenke.

Die Weinlese hatte seit zwei Tagen (13. September) in der Umgegend von Karlowitz begonnen, es herrschte daher eine rege Geschäftigkeit in den Weinbergen, wo fast die ganze Bevölkerung den reichen Segen dieses herrlichen Weinjahres einsammelte.

Das Ländchen Syrmien besitzt noch eine andere Merkwürdigkeit, die auch in weiteren Kreisen bekannt ist. Es ist eins der hauptsächlichen Schweinemagazine, aus denen der Grossschweinhandel in Ungarn seine Waare bezieht. Die Schweineausfuhr von Syrmien ist bedeutend. Es ist eine Race mit kurzen Beinen und krauswolligen Haaren. Diese Sorte Schweine ist in Berlin wohl bekannt und auf dem dortigen Schweinemarkt gesucht, sie heissen dort Bachonen (Bakonier), auch die Posener Fleischer wissen von dieser Schweinesorte zu erzählen. Sie sollen die Strapazen gut vertragen und weit marschiren können, dabei soll ihr Speck angenehm sein in Folge der Mästung mit türkischem Weizen (Kukurutz). Hauptsächlich werden diese Schweine aber wohl in den herrlichen Eichenwäldern von Syrmien gemästet.

## 6. Mündung der Theiss.

Am Mittwoch (15. September) Mittag erreichten wir die Mündung der Theiss. Ich hatte den Steuermann lange vorher darum gebeten, mich auf die Einmündung der Theiss aufmerksam zu machen; sonst wäre mir dieselbe entgangen, so klein und unscheinbar kam sie mir bei dem niedrigen Wasserstande vor. Ich hatte wenigstens eine grössere Ortschaft dort vermuthet. Allein weit und breit war von einer menschlichen Ansiedelung keine Spur. Es sind wohl die ungeheuren Sümpfe, worin die Theiss ihr Haupt versteckt, an dieser Einöde schuld. Nur aus weiter Ferne war der hohe Thurm der Stadt Titel an der Theiss wahrzunehmen, wohin von unserem grossen Dampfschiffe Passagiere auf einem Theiss-Lokalboote, welches uns schon erwartete, ausgeschifft und von dort her eingenommen wurden. Titel ist die Hauptstadt des gleichnamigen Regimentsbezirkes. Die Theiss nimmt acht Meilen oberhalb ihrer Mündung, ehe sie sich in die nach Osten fliessende Donau ergiesst, einen südöstlichen Lauf und bildet bei ihrer Mündung mit der Donau einen spitzen Winkel. Das Ende dieses Winkels, gegen 16 Quadratmeilen sumpfigen Landes, wird von den sogenannten Tschaikisten bevölkert, welche die Besatzung der östreichischen Kriegsflotte auf der Donau bilden. Sie haben aus ihrer Mannschaft ein Bataillon für die Flotte eingeübter Leute zu stellen, und sind mit der Beschiffungsweise auf der Donau vertraut, wo ihnen ein regelmässiger Patrouillendienst anvertraut ist. Sie haben kleine Schiffe, Kanonierboote, mit einem lateinischen Segel und Ruderbänken versehen. Diese Schiffe heissen T s c h a i k e n, woher der Name der Landschaft. Die Tschaikisten müssen sich auch auf den Brückenbau und das ganze Pontonnierwesen verstehen, besonders das Ueberschiffen der Truppen von einem Ufer zum andern leiten; sie nehmen in der östreichischen Wehrverfassung noch eine besondere Stellung ein, obgleich sie ursprünglich wohl blos gegen die Türkei bestimmt waren.

Sollen wir nun schliesslich die Frage beantworten, welches der schönste Punkt auf dieser hier zuletzt beschriebenen Donautour gewesen ist und auf uns den angenehmsten Eindruck gemacht hat, so antworten wir, ohne einen Augenblick zu zaudern,

„Karlowitz." Natur und menschlicher Fleiss, vorzugsweise aber deutscher Anbau, haben sich dort vereinigt, diese Gegend in ein Paradies umzuschaffen. Jeder Fussbreit Erde ist dort nutzbar gemacht worden zur Hervorbringung der herrlichsten Erzeugnisse. In Karlowitz verabschieden wir uns gewissermaassen von der höheren europäischen Gesittung.

## 7. Semlin-Belgrad.

Von der Mündung der Theiss bis nach Semlin sind die Ufer der Donau flach, die Donau verzweigt sich und bildet viele Inseln, die Landschaft erscheint öde. Erst kurz vor Semlin, wo die Donau eine Biegung macht, wird die Gegend interessanter. Wir befinden uns am Einflusse der Save in die Donau. Auf dem linken Ufer der Save liegt Semlin, auf dem rechten, gerade gegenüber, die alte berühmte Festung Belgrad, in Terrassen einen ziemlich hohen Berg aufsteigend.

Zunächst fallen uns in Semlin die schwimmende Werkstatt der D. D.-Gesellschaft auf, und eine Anzahl hier vor Anker liegender Dampfschiffe, z. B. die „Maria Anna", „Marie Nr. 105", „Hermine" u. s. w.

Semlin ist die letzte Stadt und Festung in Slavonien, überhaupt in Ungarn; Belgrad die erste und zugleich die Hauptstadt von Serbien. Hier ist die Gegend, an welche Göthe dachte, wenn er sprach: „Wenn hinten, fern in der Türkei, die Völker auf einander schlagen." Hier ist das mittlere Hauptthor der Donau. Von hier aus ergossen sich die ungestümen Schaaren der Janitscharen und der asiatischen Eindringlinge über die ungarischen Viehtriften und verbreiteten Schrecken und Tod. Der türkische Name von Belgrad bedeutet: „Das Haus des heiligen Krieges." Von hier aus drang die Pest in das zivilisirte Europa, auch die geistige Pest, — die Türkenherrschaft! Von hier aus bis Mohacs liegen zahlreiche mit Blut getränkte Schlachtfelder, wo Türken und Ungarn sich mit einander maassen und sich gegenseitig erwürgten. Von Semlin aus hat der edle Ritter, Prinz Eugen, Belgrad erobert.

„Der da wollt' dem Kaiser wiederum kriegen Stadt und Festung Belgarad!"
„Bei Semlin liess er schlagen einen Brucken,
„Dass man kunnt' hinüberrucken
„Mit der Armee wohl vor die Stadt."

Die Türkenkämpfe haben früher die deutsche Phantasie stark beschäftigt und haben noch heute für die Jugend einen eigenthümlichen Reiz.

Semlin liegt in der Ebene, ist daher als Festung weniger bedeutend als Belgrad, das auf stolzem Felsen thront und die ganze Gegend beherrscht; Belgrad ist die wichtigste militärische Position in diesem Theile von Europa, es beherrscht das Viergespann der vier Flüsse: Donau, Save, Drave und Theiss. Seit fünf Jahren sind die Türken überhaupt aus Serbien gewichen, seit drei Jahren haben sie das Recht der Besatzung der Festung Belgrad aufgegeben, sie sind stark im Rückzuge aus Europa begriffen. Das Türkenviertel von Belgrad ist verlassen, von der Spitze der früheren Moscheen ist der Halbmond entfernt worden, aus den Luken der zahlreichen schlanken weissen Minarets, welche den türkischen Städten ein so eigenthümliches Gepräge verleihen, ertönt nicht mehr der Ruf der Muezzins, um die Gläubigen zum Gebet zu rufen. Belgrad war der nördlichste Punkt, wo die Türken auf eigenem Grund und Boden ihren Propheten anriefen, jetzt ist Belgrad eine ganz christliche Stadt. Hoch oben auf dem Berge sieht man ein grosses gelbes Haus, in dem der Pascha früher seine Residenz hatte.

In Semlin kamen die ersten Türken auf unser Schiff, auch eine türkische Frau mit ihrem Manne, einem türkischen Major. Die Passagiere betrachteten neugierig die verschleierte Frau, nur die Augen und die Nasenspitze waren sichtbar, der untere Theil des Gesichts mit einem feinen weissen Tuch verbunden, ebenso die Stirn. Bei näherer Bekanntschaft wurden wir gewahr, dass sie stark geschminkt war, wie fast alle türkischen Damen, die uns später zu Gesicht kamen. Das türkische Ehepaar mit einem vierjährigen Sohne war aus Belgrad gekommen, wo sie frühere Besitzangelegenheiten geordnet hatten; sie fuhren mehrere Tage bis Rustschuk mit uns, der Ehemann war zärtlich um seine Gattin besorgt. Weniger Sympathien bewiesen die europäischen Damen für sie, die mit ihr zusammen den Damen-Salon bewohnten; die Unglückliche schien schwindsüchtig zu sein und, obgleich ganz jung, doch ihrer baldigen Auflösung entgegen zu gehen. Es ist dies ein Geschick vieler türkischen Damen, wie überhaupt der ganze

Islam auf dem Aussterbe-Etat steht. Der kleine Türke war sehr ungezogen, seine Eltern mussten ihm oft den Mund stopfen mit Näschereien und Früchten; mit besonderer Vorliebe verzehrte er rohe Gurken.

Die wenigen Passagiere, welche aus Belgrad auf unser Schiff von dem dortigen Lokalboote, welches die Verbindung zwischen beiden Ufern der Save beständig unterhält, hinüberkamen, konnten nicht genug von den Vexationen erzählen, denen die Fremden dort ausgesetzt sind. Die Ermordung des Fürsten hatte ausserordentliche Vorsichtsmaassregeln hervorgerufen, Belgrad war gewissermaassen im Belagerungszustand. Auch unser Dampfschiff legte dort nicht an wie sonst, um Weitläuftigkeiten zu vermeiden. Es waren damals die öffentlichen Zustände noch sehr unsicher. Wir fuhren im Halbkreise um Stadt und Festung Belgrad herum, dicht an dem sandigen Vorsprunge des Donauufers, wo vor einigen Wochen die 14 vermeintlichen Mitschuldigen des Fürstenmordes mit Pulver und Blei begnadigt worden waren; es war eine abgelegene Gegend, eine halbe Stunde vom Mittelpunkte der Stadt, Donau abwärts, wo diese Unglücklichen den auf ihnen ruhenden Verdacht mit dem Tode büssten.

Indessen wussten die Passagiere, die von Belgrad kamen, mir eine andere Merkwürdigkeit zu erzählen, die mich ganz besonders interessirte und mich lebhaft an Posen und die Liberalität unseres Stadtraths Berger erinnerte. Das schönste Gebäude in Belgrad, erzählten sie mir, sei das dortige Gymnasium. Dasselbe hat ein Privatmann, dessen Namen wir vollständig hersetzen, er heisst Kapitän Micha Anastasievich, denn der Name eines solchen Ehrenmannes muss zu allen Zeiten bei allen Völkern immer wieder genannt werden, ganz auf eigene Kosten bauen lassen und seinem Vaterlande zum Zwecke einer serbischen Gelehrtenschule geschenkt. Ich zeigte dem Erzähler dieser Thatsache die Photographie unseres Realschulgebäudes, welche ich immer bei mir zu führen pflege, und hörte die Aeusserung, dass unser Realschulgebäude doch wohl noch schöner sein müsse, als das Belgrader Gymnasium.

## 8. Die banatisch-serbische Militärgrenze.

Von Belgrad aus haben wir zur Rechten das bergige serbische Ufer, zur Linken das flache Ufer des Banats (die banatisch-serbische Militärgrenze). Unsere Aufmerksamkeit wird von jetzt an beschäftigt durch die auf dem linken Ufer befindlichen Grenzwachthäuser, die in ununterbrochener Folge bis jenseits Galatz, d. h. in einer Länge von mehr als hundert Meilen, uns begleiten. Ein solches Wachthaus heisst Csartake (Tschartake), es kommt daher wohl auch der Name Tscharteke, um ein baufälliges elendes Gebäude zu bezeichnen, obgleich diese Wachthäuser auf östreichischem Gebiete sich zuweilen ganz stattlich ausnehmen, während sie in Rumänien (Walachei und Moldau) die Nebenbedeutung von Tscharteke rechtfertigen. Diese Grenzwachthäuser sind gegen die Türken gerichtet, gegenwärtig im östreichischen Banat gegen die Serben. Zunächst soll diese Grenzbewachung den Schmuggelhandel verhindern, dann ist es eine polizeiliche Maassregel gegen Diebe und Räuber, diente früher auch wohl gegen die Einschleppung der Pest. Es giebt grosse und kleine Grenzwachthäuser, die grösseren dienen als Mittelpunkt einer Wachtabtheilung, die kleineren für die einzelnen Posten. In Oestreich hat man angefangen, die grösseren Wachthäuser massiv aufzubauen, doch giebt es auch noch deren, namentlich die kleineren, die aus Holz gebaut sind (einsame Blockhäuser) und der Ueberschwemmung wegen auf einem Unterbau von Holz ruhen, mit Treppen von aussen. Auch die kleineren Schilderhäuser stehen gewöhnlich auf Pfeilern, damit der Posten sich vor dem Wasser retten könne. In der Regel stehen die Posten nur so weit auseinander, dass sie sich bei Tage sehen und bei Nacht zurufen können. Die grösseren Wachthäuser in Oestreich haben als Besatzung einen Lieutenant, einen Feldwebel, 2 Korporale und 16 Gemeine; man gewahrt in ihrer Nähe immer 3 Boote, wovon das eine zum Revidiren, das andere zum Eskortiren, das dritte zum Privatgebrauch bestimmt ist. Die grösseren Wachthäuser haben einen äusseren überdachten Umgang; in den vier Wänden der Schilderhäuser befinden sich halbrunde Löcher, um nach allen Himmelsgegenden auszuschauen. Wenn das Land weit und breit

überschwemmt ist, mag ein solcher Posten in einem engen Häuschen, rund vom Wasser umgeben, ziemlich unbehaglich und langweilig sein.

In der Militärgrenze sind alle Männer vom 20. Jahre an wehrpflichtig. Die besondere Wehrpflicht der Grenzer besteht in der Bewachung und Vertheidigung der Reichsgrenze, in der Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung im Innern, und in der Pflicht, auch ausser Landes ins Feld zu rücken. Der Grenzsoldat erhält vom Staate vollständige Bekleidung, Bewaffnung und Munition; den Sold jedoch nur im Felddienste. Für die Grenzbewachung ist der Grenzer in der Regel eine Woche im Dienste und zwei Wochen bei seiner Wirthschaft. Im Falle der Noth bilden die Grenzer ein Kriegsheer von 100,000 Mann guter Truppen. Sie sind ein tapferer Menschenschlag und pflegen in ihrem Gebet Gott zu bitten, „dass sie Gott im Kriege und mit bewehrter Hand, ihre Feinde aber auf dem Bette wolle sterben lassen!“ Sie haben sich immer durch Treue gegen ihren Landesherrn ausgezeichnet. So weit wir später die Grenzer kennen lernten, sind sie aufgeweckte, gebildete Leute. Obgleich ein slavischer Dialekt ihre Muttersprache ist, thun sie sich doch etwas darauf zu Gute, Deutsch zu verstehen und zu sprechen.

## 9. Serbien.

Nachdem wir einige Stunden Belgrad passirt hatten, gewahrten wir am serbischen Ufer die Festung Semendria. Die Weinberge, der türkische Begräbnissplatz mit seinen Cypressen, die im Grünen gelegene, von Baumwuchs umgebene Stadt (wie alle türkischen Ortschaften), die Kuppeln der griechischen Kirche gewähren einen anmuthigen Anblick. Von grossem Interesse ist aber die in Form eines Dreiecks gebaute, von 14 Thürmen umgebene Festung. Uns fielen die ausgezackten Zinnen der im griechischen Style gebauten Mauern und Thürme auf, welche noch vollständig konservirt sind.

Zu unserm Leidwesen landete das Dampfschiff nicht in Semendria, wie überhaupt nicht am serbischen Ufer. Die misstrauische serbische Regierung hat sich dies verbeten und stellt die Verbindung zwischen ihren an der Donau gelegenen

Ortschaften und dem Auslande durch eigene Dampfboote her, welche unter specieller polizeilicher Kontrole stehen. Es ist dies für die Touristen sehr zu bedauern, weil das östreichische Ufer flach und eben, das serbische gebirgig, romantisch und idyllisch ist. Am serbischen Ufer sieht man Vieh auf die Weide treiben, die Ochsen werden in der Donau getränkt, in den Dörfern schlagen die Mädchen die Wäsche, auf Booten gewahrt man serbische Schiffsknechte in malerischen Trachten u. s. w.

Das von den Türken gereinigte und dem Christenthume ganz zurückgegebene Serbien hat eine grosse Zukunft, gegenwärtig sind aber die dortigen Zustände noch in der Gährung begriffen.

Hinter Semendria gewahrten wir die Einmündung der Morava, welche tief aus der Türkei kommt und ganz Serbien in der Mitte durchströmt. Die Donau theilt sich hier wieder in mehrere Arme und zeigt schön bewaldete Inseln, z. B. die Ostrova-Insel; dieselbe ist sechs Meilen lang, mit vielen Csartaken versehen; man gewahrt den Pestkirchhof mit seinen Baumgruppen. Auf dem serbischen Ufer sieht man Pferde zu Hunderten, Rindvieh zu Tausenden weiden. Wir erblickten das serbische Dorf Rama mit seinen Ruinen aus der Römer Zeit.

## 10. Basias.

Gegend Abend (Donnerstag, den 16. September) passirten wir Basias im Banate, wo wir anlegten, um die mit der Eisenbahn aus Ungarn angekommenen Passagiere aufzunehmen. Basias ist nämlich der Endpunkt der ungarischen Eisenbahnen und wird als solcher wohl noch zu grosser Bedeutung gelangen, da mit der Eisenbahn von Pest nach Basias die Dauer einer Reise nach dem Orient bedeutend abgekürzt wird. Man reist nämlich von Wien bis Basias mit besonderen Kurierzügen, die sich an die Eilboote nach dem Oriente anschliessen, in 18 Stunden, während man auf der Donau drei Tage gebraucht, um diese Strecke zurückzulegen. Basias war früher ein kleines ärmliches Dorf. Nachdem es Endpunkt der Eisenbahn- und Anfangspunkt der Eil-Dampfschifffahrten auf der

Donau geworden ist, sieht es einer grossen Zukunft entgegen, die sich schon dokumentirt durch viele Neubauten, neue Hotels und neue Kaffeehäuser u. s. w., während bis vor Kurzem kaum ein ärmliches Unterkommen dort zu finden war. Da wir auf unserer Rückreise das Dampfboot in Basias verliessen, um per Eisenbahn nach Posen zurückzukehren, haben wir den Weg, welcher uns jetzt zu beschreiben übrig bleibt, doppelt zurückgelegt, sind also um so besser informirt.

## 11. Moldova.

Bald bei einbrechender Dunkelheit ging unser Dampfschiff bei dem Dorfe Moldova vor Anker, es hatte das Ende seiner Fahrt erreicht. Am nächsten Morgen sollten wir auf ein kleines Dampfschiff übersiedeln, um die Donaukatarakten zu befahren. Da die Schifffahrt dort gefährlich wird, mussten wir bei Moldova übernachten. Es war noch zeitig am Abend, ich entschloss mich daher, mit einigen Begleitern einen Streifzug in das grosse Dorf zu unternehmen, um nähere Bekanntschaft mit den braven Grenzern zu machen.

Man geleitete uns in ein Wirthshaus, wo wir die Honoratioren versammelt fanden, namentlich auch den Ortsgeistlichen, der im traulichen Gespräche mit seinen Pfarrkindern bei einem Seidel Wein begriffen war, wovon wir freilich nichts verstanden, da die Unterhaltung in einer slavischen Mundart geführt wurde. Nachdem wir uns vom besten Wein, 16 Kreuzer (etwas über 3 Sgr.) die Flasche, hatten geben lassen, versuchten wir es, den Herrn Pfarrer um Auskunft über die Verhältnisse seiner Gemeinde zu befragen. Er war der deutschen Sprache mächtig und ging bereitwillig auf unser Ansinnen ein. Er erzählte uns, dass er der griechischen nicht unirten Kirche angehöre, wie alle Bewohner der Umgegend. In Karlowitz wohne ihr geistliches Oberhaupt. Der Nationalität nach sei die hiesige Bevölkerung serbo-illyrisch. „Wir wollen keine Oestreicher sein, wir sind Ungarn“, sprach der erglühende Patriot mit lebhafter Begeisterung.

Wir musterten die Nebenzimmer der Wirthschaftsstube und sahen Schuss- und Hiebwaffen aufgehängt. Die Grenzer sind ein wirkliches Volk in Waffen.

Das Dorf Moldova hat 250 saubere Häuser, davon manche massiv, eine schön gebaute Kirche, 1600 Einwohner. Seine Bewohner beschäftigen sich mit Acker-, Weinbau und Viehzucht, treiben auch Gewerbe, z. B. giebt es dort, wie man uns mittheilte, einen Regentropfenableitungswerkzeugsbeflissenen, was wir uns in Regenschirmfabrikanten übersetzten.

## 12. Reisegesellschaft.

Da wir in eine neue Phase unserer Reise übergehen, wollen wir vorerst noch unsere bisherige Reisegesellschaft, d. h. die noch in Moldova auf dem Dampfschiff zurückgeblieben war, mustern. Wir hatten eben Zeit dazu, da unser Schiff stillstand, und wir am langen Abend nichts Besseres zu thun wussten. Unter den Passagieren waren nur noch wenige Deutsche zurückgeblieben. Es waren einige französische Touristen anwesend, die nach dem Orient zielten; die Frau eines walachischen Bojaren, eine geborene Engländerin, die mit ihrer englischen Gesellschafterin zu ihrem Gatten von Karlsbad zurückkehrte; drei junge walachische Architekten, die von ihren Studien aus Deutschland zurückkehrten, um bei den Eisenbahnbauten in ihrem Vaterlande Beschäftigung zu finden; gleiche Absicht hatte ein englischer Baumeister, der mit seiner Frau nach Bukarest reiste; Serben und Griechen (Kaufleute); eine italienische Familie, bestehend aus einem reichen Kaufmann A. M. Crosti aus Mailand, mit Frau, Bruder, Neffe; ein italienischer Impresario mit zwei italienischen Sängerinnen aus Turin, die für die ganze Wintersaison in Braïla im Viktoriahotel engagirt waren; eine böhmische Musikgesellschaft, die aus fünf Männern und vier Mädchen bestand, die nach Konstantinopel für ein Café chantant bestimmt war; eine Anzahl unglücklicher böhmischer Auswanderer nach Südrussland über Odessa, geführt von einem Entrepreneur (Seelenverkäufer); einige Türken, die sich die späte Abendstunde mit Hazardkartenspiel vertrieben, wofür die Türken überhaupt eine grosse Vorliebe besitzen.

Es war ein wahres Pandämonium. Von dieser Gesellschaft gehörten nur wenige, z. B. der Mailändische Kaufmann mit Familie, dem ersten Platz an, die übrige Gesellschaft hatte ein

klägliches Unterkommen auf dem zweiten Platze, wo sie auf der Erde und auf Tischen schliefen; die böhmischen Auswanderer dagegen befanden sich auf dem dritten Platz, mussten die Nacht auf dem Verdecke unter Gottes freiem Himmel zubringen, wurden dabei von ihrem Entrepreneur schlecht ernährt mit gekochten Erbsen, Brot und Wasser. Als ich mich mit dem Kapitän über seine Passagierladung unterhielt, theilte mir derselbe mit, dass die Reisegesellschaft auf dem ersten Platze in der Walachei eine wesentlich veränderte Physiognomie annehmen würde; da geht es lebhaft und fidel zu, in einer Stunde sind Alle mit einander bekannt, ein Herz und eine Seele. Wir Deutsche sind zu langweilig, sagte der Kapitän, die Rumänen dagegen leichtsinniger und erregbarer, schliessen sich leichter an, benutzen mehr die Gunst des Augenblicks, sind muntere Gesellschafter. Die Voraussagungen des Kapitäns wurden gerechtfertigt. Schon am folgenden Tage, als in Orsova unsere Reisegesellschaft sich durch mehrere rumänische Familien vermehrte, die aus dem Bade Mehadia, dem Baden-Baden des Ostens, heimkehrten, stieg die Temperatur der Konversation auf dem ersten Platze bald über den Gefrierpunkt.

## 13. Die Donaukatarakten und das eiserne Thor.

Bei Moldova hört die Donau (Danubius) der Alten auf, und der Fluss führt bei ihnen fortan den Namen Ister. Eigentlich müsste man sagen, was wir Donau nennen, besteht aus zwei Flüssen, deren einer von der Quelle bis Moldova geht; dann kommt eine Unterbrechung der Schifffahrt von 17 Meilen bis zur rumänischen Grenze; darauf die zweite Hälfte der Donau, welche bis zu ihrer Mündung ins Schwarze Meer der Schifffahrt kein Hinderniss mehr in den Weg legt und ruhig zwischen flachen Ufern dahinfliesst, sich vielfach spaltend und wieder vereinigend. Der Zwischenraum zwischen diesen beiden gesonderten Theilen der Donau heisst die Klissura (obere und untere). Es giebt hier ein „hüben“ und „drüben“. Die Anwohner der Donau diesseits Moldova können in Beziehung auf die Rumänen und Bulgaren sagen: „Zwischen uns und euch ist eine grosse Kluft befestigt, dass die da wollten von hinnen

hinabfahren zu euch, können nicht; und auch nicht von dannen zu uns herüberfahren."

Die Donau besteht aus zwei so gesonderten Flüssen, dass z. B. mit Segelschiffen jeder Verkehr zwischen beiden eine Unmöglichkeit ist. Man nennt daher die Passage oder vielmehr den engeren Theil derselben das „Eiserne Thor", um die Absperrung zu bezeichnen.

Diesem Uebelstande, der Südost-Europa in zwei gesonderte Theile trennt, wäre nur durch grossartige Felsensprengungen, die einen ausserordentlichen Kostenaufwand erfordern würden, abzuhelfen: freilich wären aber die Vortheile für Handels- und Völkerverkehr unberechenbar.

Um von diesseits nach jenseits der beiden Donauhälften zu gelangen, hatten die Römer auf dem rechten Ufer eine Strasse gebaut, deren Spuren noch an vielen Stellen wahrgenommen werden. Der Kaiser Trajan soll diese Strasse gebaut haben, die damals wohl vorzugsweise als „Treppelweg" für die Schiffe gedient hat, welche nach aufwärts gezogen wurden. Man sieht daher stellenweise Reihen von grossen viereckigen Löchern in den Fels eingehauen, die eine brückenartige Erweiterung des Weges, eine Gallerie nach aussen trugen. In dem Munde des Volkes heisst diese Landstrasse der „Trajans-Weg". Ihre Herstellung mag schwierig gewesen sein. Das Pulver war damals noch nicht erfunden, um Felsen zu sprengen, und die Felsen mit dem Meissel zu bearbeiten, muss viele Mühe gekostet haben.

Auf dem linken Ufer ist nun auf Veranlassung des ungarischen Grafen Szechenyi von Moldova nach Turn-Severin eine Landstrasse unmittelbar am Donauufer gebaut worden, welche dem Verkehr wesentliche Dienste leistet. Oder, wie sich die Leute ausdrücken: „Den rechten also hat der Trajan g'moacht, und den linken Weg der Szechenyi g'moacht." In der That hat Graf Szechenyi nur die Arbeit ins Werk gesetzt, welche von der D. D.-Gesellschaft ausgeführt worden ist. Das Volk hält ihn jedoch als die Seele des Unternehmens für den eigentlichen Erbauer, und redet von „Szechenyi's Weg".

Als wir von Moldova am Morgen abgefahren waren, wurden wir bald durch einen Nebel zum Stillstande gebracht. Es war am hellen Tage bis gegen 11 Uhr kaum möglich, die

Hand vor Augen zu sehen, so dick war die Finsterniss. Nebel ist auch auf der See das Haupthinderniss der Schifffahrt und wird mehr als Sturm gefürchtet. Auf dieser gefährlichen Strecke, wo der breite Strom durch die felsigen Ufer zusammengezwängt und durch emporstrebende Felsenspitzen gefährlich wird, gebietet die Vorsicht bei Nebel Stillstand. Unsere Franzosen waren jämmerlich entmuthigt, als man ihnen sagte, dass die Jahreszeit der Nebel gekommen sei, sie wollten sich ausschiffen lassen und nach Moldova zu Fuss zurückkehren, ihre Reise in den Orient aufgeben.

Als der Nebel sich zertheilte, entfaltete sich die prachtvollste Gebirgslandschaft vor unseren Augen. Am serbischen Ufer ruhte der Blick auf einer alten römischen Bergfestung Kolumbacz (Taubenschloss) mit wohl erhaltenen Thürmen, von der Spitze einer Anhöhe am Abhange derselben sich ausbreitend. Diese Ansicht ist ebenbürtig der romantischsten Rheinpartie. In der Mitte des Stromes entsteigt demselben ein Felsen Babakay (vulgo, Papagey). Die Sage knüpft an diesen Felsen die Geschichte von dem Fluche eines Vaters, auf dessen Geheiss zwei Liebende dort ausgesetzt wurden und ihren Tod fanden. Babakay soll aber auch „das böse Weib“ bedeuten. Es ist ein über 100 Fuss hervorragender Felsen, zerhackt, zerklüftet, mit spitzen Zacken. Wie konnte sich auch der schmucke Donaustrom mit diesem garstigen alten Weibe vermählen, das, wenn er ihm seine Kinder, die Schiffe, an die Brust legt, sie zerschellt. Die Vermählung bekommt ihm aber schlecht, denn von nun an ist es mit seiner Ruhe für einige Zeit vorbei. Hinter dem Babakay tritt man ein in das Gebiet der Wirbel und Brandungen, wovon selbst die Luft nicht unberührt bleibt, denn es herrscht an einigen Stellen ein unaufhörlicher starker Zugwind. Felsen, welche sich am Ufer bis zur Höhe von 1800 Fuss erheben, begrenzen den Strom; sie werden von Schluchten und wilden Thälern durchschnitten, sind öfter zu Vorgebirgen geformt und fallen meistens jäh zum Wasser herab. Die Höhen sind unbewohnt und unbebaut. Hier und da gewahrt man Löcher in den Felsen über der Oberfläche des Wassers, kleine Höhlen, in welche das Wasser hineinspült, wo wir oft Fischerboote beschäftigt sahen, den Hausen zu fangen.

Auf Felsen, die aus dem Flusse sich erheben, sind oft Warnungssignale angebracht, um anzudeuten, dass die Schifffahrt an dieser Stelle gefährlich sei.

Bis Drenkova ist durch Felsensprengungen manches Hinderniss schon aus dem Wege geräumt worden. Dort mussten wir aber auf einen vierrädrigen kleinen Dampfer übersiedeln, der die Passagiere des Kurierzuges von Konstantinopel, welche jenen Ort vor zwei Tagen verlassen hatten, bis hierher geführt hatte. Sie stiegen jetzt über auf das von uns von Moldova aus benutzte Schiff. Es war darunter der Sohn Ismaïl des Vicekönigs von Egypten, einstiger Thronerbe, welcher mit Begleitung nach Paris zu seiner weiteren Ausbildung geschickt wurde. — Wir waren jetzt dem eigentlichen Orient um so viel näher gekommen.

Bei der wundervollen Witterung und dem uns bevorstehenden Naturgenusse liessen wir unsern Tisch zum Mittagsmahle auf dem Verdecke herrichten, um mit der Mailändischen Kaufmannsfamilie fortan gemeinschaftliche Sache zu machen. Besagte Familie war grossmüthig genug, aus landsmännischen Rücksichten dem heruntergekommenen Turiner Impresario mit seinen Sängerinnen ein reichliches Mittagsessen nach dem Style des ersten Platzes zu spendiren, welche Liberalität freudig und dankbar acceptirt wurde.

Jetzt wurde die Landschaft schauerlich. Wir waren zu den gefährlichen Katarakten gelangt. Der Donaustrom wird hier von den Felsenspitzen eines breiten Riffs durchsetzt, welches die Donau durchschneidet, und über welches sich der Fluss wie über eine Marterbank hoch aufschäumend und wild strudelnd dahinwälzt. Das Schiff muss mit ganzer Dampfkraft fahren, um nicht Gefahr zu laufen, von den vielfachen Wasserwirbeln fortgerissen und an den Felsen zerschellt zu werden. Das Auge gewahrt nur einen Theil des Wirrwarrs auf der Oberfläche, die Seele ahnt aber, was in der Tiefe vorgeht, wo die zahlreichen widerstrebenden Ströme und Wasserstürze sich einander bekämpfen. Die Walachen nennen Bulbuku (Aufbrodelungen) die mächtigen Anschwellungen des Wassers, welche aus der Tiefe aufsteigen, dann einen Augenblick wie breite Halbkugeln erscheinen und sich in weiten konzentrischen Kreisen vertheilen.

Islaz, Tachtalia und Jutz (Schnelle) sind die walachischen Namen für die drei gefährlichen Stellen, wo das Flussbett am engsten und die Strömung am ungestümsten ist; es sind eigentlich die Namen von Felsen, welche hier die Donau durchbrechen. Das Wasser tobt hier in einem wahren Tumulte. Die Donau ist hier so enge, dass man ihre Breite auf kaum 500 Fuss schätzt, während dieselbe bei Pest das Sechsfache betragen soll. Der Fluss ist unwillig über die ihm angelegte Zwangsjacke, schlägt riesige Wellen, sprudelt und tobt in schäumender Brandung gegen die felsigen Ufer. Der Dampfer gleitet pfeilschnell über die gefahrvollen Stellen hinweg. Die Ufer sind unwirthlich und unbewohnt, nur Adler horsten auf den hohen einsamen Felsenspitzen und beschäftigen die Aufmerksamkeit des Reisenden, während die Natur in eine geheimnissvolle Stille versenkt ist. Man glaubt sich in eine amerikanische Urlandschaft versetzt, die von der Kultur noch nicht in Angriff genommen und beleckt worden ist. Solche Erinnerungen soll diese Gegend auch in weitgereisten Entdeckern ferner Welttheile aufgefrischt haben. Sicher ist, dass kein europäischer grosser, von Dampfschiffen befahrener Strom ähnliche wilde und pittoreske landschaftliche Schönheiten bietet, keiner darin mit der Klissura den Vergleich aushält, alle sich dagegen zahm und idyllisch ausnehmen.

Die jetzt beschriebenen heissen die oberen Donaukatarakten und bilden das kleine eiserne Thor. Mit einem Male erweitert sich wieder der Strom, einen wahren See bildend. Nichts desto weniger schäumt der See und Alles deutet darauf hin, dass hier in der Vorzeit eine gewaltige Erschütterung der Berge und Felsen stattgefunden haben muss, als sich die Wassermasse gewaltsam Bahn brach. Es heisst diese Passage der „Greben".

Die eigentliche Menge des aus der oberen Klissura hervorschiessenden Wassers zu bestimmen, ist unmöglich; die Tiefe des Stromes über diesem ungleichen felsigen Grunde ist sehr verschieden; an einigen Stellen beträgt sie, nach Aussage der Schiffer, Hunderte von Fussen, an andern stösst das flach gehende Schiff in der Tiefe von kaum zwei Fuss auf die emporstrebenden Felsen, und versetzt so die Passagiere in Angst und Schrecken. So ganz unbegründet ist die Angst nicht, denn Unglücksfälle sind hier genug vorgekommen. Noch im

Sommer 1839 fand hier eine ganze Reisegesellschaft auf einem grösseren Ruderschiffe einen ruhmlosen Tod und ein kühles ruheloses Grab, darunter Fremde aus allen Weltgegenden, Handelsreisende aus Kleinasien und ein amerikanischer Tourist.

Nach den wissenschaftlichen Hypothesen hat wirklich die Donau früher aus zwei hier ganz gesonderten Hälften bestanden.

Die siebenbürgisch-walachischen Bergketten nämlich, welche sich in südwestlicher Richtung in das Gebirgsland Serbien fortsetzen und dort verzweigen, haben die beiden grossen Ebenen, die mittlere ungarische und die untere walachische, auseinander gehalten und abgeschlossen. Die ungarische Tiefebene bildete wohl damals einen Binnensee, dessen noch jetzt zum grossen Theil sumpfigen Boden die Magyaren bewohnen. Dagegen wurde wohl die walachische Ebene, wie das südliche Russland, vom Schwarzen Meere überfluthet, was die heute noch dort befindlichen Salzsteppen beweisen. Nach langem und furchtbarem Ringen mag es nun dem ungarischen Binnensee gelungen sein, die Schranken zu durchbrechen und in der jetzigen niederen Donau abzufliessen. Die Frage ist, ob Neptun ohne Hülfe des Vulkan diese Arbeit allein zu Stande gebracht hat, wie viel Zeit darüber verflossen ist, und in welchem Abschnitte der christlichen Zeitrechnung das Werk zu Stande gebracht worden ist. Jetzt liegt es aber dem menschlichen Erfindungsgeiste, seiner rastlosen und ausdauernden Thätigkeit ob, das vom Neptun vollbrachte Werk zum Nutzen und Frommen der Handeltreibenden und reisenden Menschheit weiter auszubilden und eine bequeme, gefahrlose Heerstrasse mittelst des Flusses herzustellen: aus den beiden getrennten Hälften der Donau ein zusammenhängendes ununterbrochenes Ganze zu vollenden. Die Vorsehung scheint dem deutschen Volke diese Arbeit vorbehalten zu haben: die D. D.-Gesellschaft hat sich auch schon rüstig ans Werk gemacht. Das Zustandekommen wird durch das hier stattfindende Zusammenstossen von vier Ländergebieten, die vier verschiedenen Herrschern gehorchen, als da sind: Oestreich, Serbien, Walachei und Türkei, erschwert.

Nach dieser geologischen Abschweifung kehren wir aus dem Gebiete der Theorie und Spekulation wieder auf das der Thatsachen und der Realität zurück.

Mit dem „Greben“ ist der erste Kampf beendet; der Greben kann als Felsenthor, das die Donau passirt hat, bezeichnet werden. Nachdem wir Stunden lang, mit Ausnahme einiger Csartaken auf der östreichischen Grenze und Spuren von Holzherunterschleifung von den Bergen am serbischen Ufer, kaum ausserhalb unserer Welt im Kleinen (des Schiffes) menschliche Thätigkeit gewahrt hatten, erblicken wir jetzt links Swinitza, die südlichste Ortschaft von Ungarn (denn jetzt wendet sich die Donau plötzlich nach Norden), und rechts das serbische Milanowitz, von wo aus wir den seltenen Anblick einer neuen Strasse geniessen, die im Zickzack über die Berge führt.

Jedoch die Strecke, wo die Donau ruhig und in einförmiger Strömung dahin fliesst, dauert nicht lange. Während man sich noch lebhaft der grausigen Naturschönheiten der überstandenen oberen Klissura erinnert, treten bald wieder hohe Berge an den Fluss heran, und die untere Klissura beginnt. Es scheint die Donau sich hinter einem von senkrecht hervortretenden Felsen gebildeten Thore in einen schmalen Streifen zu verlieren. Die höchste Bergkuppe von Serbien, der Berg Sterbecz, erhebt sein 2100 Fuss hohes Haupt. Der mächtige Strom rauscht in einem so engen Bette, dass man glaubt, von einem Ufer zum anderen mit Steinen werfen zu können; die Breite der Donau gleicht hier der der Warthe bei unserer Stadt.

Der Reisende sieht, staunt und schweigt, überwältigt von dem Eindrucke des Engpasses, welcher Kasan (Kessel) heisst. Der Eingang des Kessels ist wunderschön. In der Mitte des Stromes steht ein hoher Felsen, der von tobenden Gewässern umbraust wird. Er heisst der „Kalnik“. Die Tiefe der Donau soll hier durchschnittlich 180 Fuss betragen. Es ist sicher, dass die Donau auf ihrem ganzen übrigen Lauf keine Strecke von ähnlicher Tiefe aufzuweisen hat. Die Ufer sind hier freundlicher und mit Laubholz bewaldet; oft sieht man Quellen aus den Felsen hervorsprudeln, auch wird die Gegend durch anmuthig gelegene Dörfer (Dubova, Ogradina) belebt; wir kamen sogar bei einer serbischen Löffel-Wassermühle vorbei; die Schaufeln des Wasserrades sind nämlich nach Art der Suppenlöffel ausgehöhlte Klötze, die schief in den horizontalen Kamm des Rades eingesetzt und so gegen den Wasser-

strahl gestellt sind, dass sein Stoss gegen diese Löffel das Rad herumdrehen muss. — Unwillkürlich drängte sich uns der Gedanke auf: wie mag es hier im Winter, abgeschieden von aller Welt, zu leben sein, wo die Verbindung auf dem Wasserwege aufhört und die Eismassen sich aufthürmen, während die hohen schroffen Berge überhaupt jede Verbindung mit dem inneren Lande absperren.

In dieser Gegend auf dem serbischen Ufer wird die berühmte Tafel des Kaisers Trajan (Ikonalui Trajan) von Alterthumsforschern besucht. Es ist eine Inschrift, welche Trajan hier in den Felsen hat einmeisseln lassen, wahrscheinlich zur Erinnerung an die Mühen seiner Legionen beim Bau seiner Kunststrasse. Besagte, in manchen Theilen unkenntliche und unleserliche Inschrift, ist der Gegenstand vieler Kommentare und Konjekturen gewesen, und hat bis jetzt vergeblich den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit der Philologen auf die Probe gestellt.

Das Strombett wird wieder breiter; die Donau, nicht eingeengt und durch Felsenriffe im Laufe gehemmt, fliesst ruhig weiter, während in der Ferne die walachischen Gebirge sich erheben.

Wir gelangen endlich nach Alt-Orsova, dem letzten östreichischen Orte, dem Sitze des k. k. Grenzzollamts, wo man uns bei unserer Rückkehr gehörig durchsuchte und für einige aus der Türkei mitgebrachte Kleinigkeiten schwer brandschatzte. Jetzt fuhren wir nach kurzer Anlandung ohne Ingrimm weiter, weil eine Durchsuchung nicht stattfand.

Es ist Alt-Orsova die letzte östreichische Skala, wie unsere Italiener sagten, oder Skella, wie die jetzt auf das Schiff eintretenden Rumänen, die aus dem $2^1/_2$ Meile von hier befindlichen Bade Mehadia heimkehrten, sich ausdrückten. Skala, Skella, oder französisch échelle, heisst Landungsplatz; man bedient sich dieses Ausdrucks im ganzen Orient. Es war Skella-Orsova, welche wir jetzt passirt hatten. Ce sont les échelles de l'Orient où l'on achète les marchandises, erklärte mir unser französischer Reisegefährte. Auch hier bot man uns Pfeifenröhre aus Kirschbaumholz zum Verkaufe an, angefertigt aus jungen Kirschbäumen, die in dieser Gegend wild üppig wuchern.

Nach kurzer Fahrt erreichten wir die Höhe von Neu-Orsova;

es ist dies eine auf einer Insel in der Donau gelegene Festung, welche heute noch von den Türken besetzt ist. Hier wehte eine mit dem Halbmonde geschmückte Fahne. Türkische Kanonen richteten ihre Schlünde flusseinwärts. Aus Gebüschen und Mauerwerk ragte ein schlanker Minaret in die Luft. Der Pascha, welcher hier residirt, hat eine schwarze Bedienung. Es ist dies wohl der am weitesten vorgeschobene Posten des Islam. Dass die Festung in einem erbärmlichen, verfallenen Zustande war, konnten wir ohne Mühe vom Schiff aus bemerken.

Die Donau fliesst von hier fast in gleicher Breite zwischen hohen felsigen Ufern. Wir nahen uns dem eigentlichen „eisernen Thore", d. h. einem mächtigen Felsenriff. Es heisst lateinisch porta ferrea, türkisch Demir kapi, walachisch Porta di feru. Es wird der ganze Fluss von Felsen durchsetzt, zwischen denen oft nur eine ganz schmale Durchfahrt sich befindet. Ganz kleine Fischerboote können bei kundiger Führung ohne Gefahr passiren. „Und es wallet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt." Schon in ansehnlicher Entfernung vernimmt man das Getöse. Es ist ein eigentlicher Wasserfall. Man sieht gleichsam eine Linie quer über das Wasser gezogen, hier und da ragen Felsspitzen hervor. Die Höhe des Wasserfalls beträgt 16 Fuss, die Geschwindigkeit des Stromes nachher 15 Fuss in der Sekunde, die Länge der ganzen Strecke, welche das eiserne Thor genannt wird, etwas über eine Viertelmeile. In der Mitte des Stromes auf felsigem Grunde liegt der Rumpf des türkischen Kriegsdampfers „Silistria", als Illustration, wie die Verwegenheit, diese Strecke befahren zu wollen, gestraft wird. Das Wrack ist in die Felsen so eingebohrt, dass es mit ihnen zusammengewachsen zu sein scheint.

Sowohl auf der Hin-, wie auf der Rückreise hat uns denn auch die D. D.-G. fürsorglich ausgeschifft und schon von der rumänischen Grenze aus auf Wagen nach Turn-Severin befördert. Wir befanden uns jetzt in einer für uns neuen Welt. In den Adern der Rumänen rollt das Blut schneller, wie in den unsrigen, ihre Pulse schlagen stärker. Dies fand auch seinen Ausdruck in der Art und Weise, wie unser Kutscher im gestreckten Galoppe mit uns davonfuhr, dass uns

auf dem holprigen Wege auf unserem Leiterwagen ohne Federn die Rippen im Leibe knackten. Die $2^1/_2$ Meilen Weges wurden, obwohl wir uns mehrere Minuten in einem Dorfe aufgehalten hatten, in der Zeit von Einer Stunde ventre à terre zurückgelegt. Wir erreichten Turn-Severin am Freitag Abend, am 18. September, vor einbrechender Dunkelheit.

## 14. Turn-Severin.

Turn-Severin (Turnul Severinului) hat seinen Namen von dem Severus-Thurm, dessen verfallenes Mauerwerk mit parkartigen Anlagen umgeben ist. Man findet bei diesem Städtchen Ueberbleibsel von altem römischen Gemäuer, von Schanzen, Gräben und Wällen, die einst zur Vertheidigung der merkwürdigen Trajansbrücke, die hier über die Donau führte, gedient haben. Die letzte feste Brücke über die Donau ist gegenwärtig bei Pest-Ofen, die letzte Schiffsbrücke bei Neusatz-Peterwardein.

Unwillkürlich wirft man sich die Frage auf: warum sind die Ufer der unteren Donau so öde und verlassen, während die Ufer des unteren Rheines im Städteschmuck prangen und überall einen reichen Anbau aufweisen? Die Natur trägt nicht die Schuld, denn Klima, Boden, Lage sind an der unteren Donau viel günstiger, als am unteren Rheine. Die Anwohner der Donau tragen selbst die Schuld. Rumänien und Bulgarien, zwischen welchen Ländern unser Schiff fortan fährt, sind unwegsam. Der rumänische Bojar verpachtet sein Gut auf zwei Jahre, lässt sich den Miethszins im Voraus zahlen, verspielt denselben schon in zwei Tagen, wenn er es nicht vorzieht, ihn in zwei Wochen in Paris zu vergeuden. Ebenso sind die Bulgaren wüthende Spieler, Tag und Nacht ergeben sie sich auf dem Dampfschiffe diesem Laster. Sowohl auf der Hin- wie auf der Rückreise begegneten wir auf dem Dampfschiffe solchen Bauernfängern, welche die niedrigen Leidenschaften der rumänischen und bulgarischen Reisenden zu ihrem Nutzen ausbeuteten. Auf der Rückreise waren wir Augenzeuge, wie ein solcher Schwindler, mit dem rothen Ordensbande der Ehrenlegion im Knopfloche geschmückt, mit einer Grafenkrone auf seiner Reisetasche, die in fetter Schrift signirt war: le comte de C...., dem Sekretär von Mustapha Pascha im Kartenspiel

40 Pfd. Sterling in kürzester Frist abnahm. Besagter Industrieritter war mehreren Personen unserer Reisegesellschaft als ein notorischer konstantinopolitanischer Schwindler bekannt. Dass bei solchen Sitten und Gewohnheiten der Aristokratie eines Landes der Anbau vernachlässigt wird und das Land verödet, ist erklärlich.

Turn-Severin ist eine Oase in der Wüste. Es ist dieser Ort im raschen Emporblühen begriffen. Die D. D.-G. hat hier ein Bureau ihrer Verwaltung, eine bedeutende Schiffswerfte und grosse Werkstätten eingerichtet. Deutsche Kolonisten haben sich hier zahlreich angesiedelt und durch ihren Fleiss und ihre Tüchtigkeit eine neue Schöpfung begründet. Schon jetzt hat der Ort mehr als 500 Häuser und über 4000 Einwohner, während es früher kaum ein Dorf zu nennen war. Die Deutschen haben hier eine katholische und eine evangelische Gemeinde gebildet, und bezahlen die Geistlichen aus ihren eigenen Mitteln. Dass in Turn-Severin eine gute deutsche Bierhalle besteht, ist selbstverständlich; ebenso ein Volksgarten, wie wir ihn später in allen grösseren Ortschaften, auch unter diesem Namen vorfanden. Viele neue Häuser waren im Bau begriffen. Da unser Dampfer hier eine Anzahl Stunden liegen blieb, hatten wir Gelegenheit, uns den Ort gründlich anzusehen, auch ein Kaffeehaus zu besuchen, wo wir wahrnahmen, dass von jetzt an bis tief in den Orient Kaviar eins der gewöhnlichsten Nahrungsmittel ist.

Auffallend waren uns hier die strengen militärischen Vorkehrungen, die starke walachische Besatzung, die ängstliche Küstenbewachung der Donau, die Rücksichtslosigkeit der zahlreichen Schildwachen, einem sogleich das Bajonet vor die Brust zu strecken, als ob an einem Menschenleben gar nichts gelegen sei. Indessen wurden uns diese Maassregeln später erklärlich. Rumänien ist in der Krisis, es sind innere und äussere Feinde zu bekämpfen, es besteht daher eine volle Kriegsbereitschaft, wie wir uns ausdrücken würden. Die jetzige Regierung ist nicht stark genug, kokettirt mit Konstitutionalismus, der in einem Lande, wie Rumänien ist, wo eine so grosse Sittenverderbniss herrscht, übel angebracht ist. Hier können nur die Diktatur und rücksichtsloses Vorgehen des Regenten die eingewurzelten Missbräuche ausrotten und heilsame

Reformen einführen. Aber auch gegen die Türkei ist Rumänien in Kriegsgefahr begriffen. Die Banden, welche Bulgarien revolutioniren und von der türkischen Herrschaft loszureissen drohen, organisiren sich in Rumänien und setzen von dort über die Donau. Kurz vor unserer Ankunft in Rustschuk hatte man dort acht Insurgenten aufgehängt. In der Irenen-Kirche (dem Arsenal) in Konstantinopel fanden wir mit frischem Blute befleckte Fahnen, welche bulgarischen Insurgentenbanden neulich entrissen worden waren. So fanden wir von Turn-Severin bis Sulina auf beiden Ufern der Donau links einen walachischen, rechts einen türkischen Grenzkordon und gewahrten zahlreiche Patrouillen. Jede Anlandung ist daher mit vielfachen Vexationen verknüpft, und war es nicht mehr gerathen, irgendwo, selbst bei längerem Aufenthalte des Passagierschiffes, dasselbe zu verlassen, ohne sich den grössten Gefahren preiszugeben sowohl auf walachischem wie auf türkischem Boden.

## 15. Von Turn-Severin bis Widdin.

Zu Turn-Severin wurden wir auf einem Dampfschiffe von den Dimensionen eines Seedampfers einquartirt. Es sollte bis zum Ziele der Donaufluss-Schifffahrt, d. h. bis Galatz, kein Wechsel mehr eintreten. Der breite und tiefe Donaustrom ist bis Galatz befähigt, die grössten Fahrzeuge, selbst bei so niedrigem Wasserstande, wie er in diesem Jahre stattfand, zu tragen. Von jetzt ab beginnt allmälig ein grosser Verkehr mit Segelschiffen, von denen gegenwärtig die „Donaumündungen“ besonders bei Braila und Galatz zu Hunderten wimmeln.

Die Einrichtungen auf diesem grossen Dampfschiffe gewährten mehr Bequemlichkeit, wie auf den früheren kleineren Dampfern. Es waren in den Kabinen und im Herren-Salon mehr als 80 gute Betten aufgeschlagen. Es konnte sich die Gesellschaft in verschiedene Salons vertheilen und sich eine gemüthliche und behagliche Existenz verschaffen.

Die deutsche Sprache hört jetzt auf die kurrente zu sein, an ihre Stelle tritt die italienische, die im ganzen Orient die eigentliche Verkehrssprache ist und mit der rumänischen vielfach übereinstimmt. Domine und Servus sind die Worte, die hier stets gegeneinander ausgetauscht werden.

Auf dem rechten Ufer ziehen einige freundliche serbische

Ortschaften mit rothen Ziegeldächern unsere Aufmerksamkeit auf sich, z. B. Brza-Palanka. Palanka bedeutet Umzäunung und ist ein oft gebrauchter Zusatz bei orientalischen Ortsnamen. Wir gelangen an den kleinen Fluss Timok, welcher Serbien und Bulgarien trennt. Fortan haben wir rechts türkisches, links rumänisches Gebiet, bis fast zu den Donaumündungen; schliesslich nur türkisches, nachdem Russland durch den Pariser Frieden in Folge des Krimmkrieges weit von den Donaumündungen zurückgedrängt worden ist.

Bei Tagesanbruch befanden wir uns zwischen Kalafat und Widdin. Bei Kalafat in der Walachei fanden wir am Landungsplatz eine Menge Maschinen für den Ackerbau (Säe-, Dresch-Maschinen u. s. w.) aufgehäuft, was sich fast in allen walachischen Orten an der Donau wiederholte. Es findet ein ungeheurer Absatz von landwirthschaftlichen Maschinen nach Rumänien statt, was als ein erfreuliches Zeichen der fortschreitenden Kultur zu begrüssen ist. Die meisten dieser landwirthschaftlichen Geräthe sind englischen Ursprungs, wie wir davon auch grosse Magazine in Braïla und Galatz zu sehen Gelegenheit hatten. In der Türkei haben wir von landwirthschaftlichen Maschinen nichts wahrgenommen.

Bei Kalafat sahen wir, was sich später immer wiederholt, eine Anzahl Frauen mit der Wäsche in der Donau beschäftigt. Das Wasser der unteren Donau, welches mit fettem Thone gesättigt ist, erspart die Seife, was sich auch beim Baden im Flusse bemerkbar macht, wie wir selbst empfunden haben bei unseren öfteren Schwimmfahrten in der Donau von dem Ufer in der Dobrudscha aus.

## 16. Widdin.

Widdin ist die erste grössere türkische Festung, die wir auf unserem Wege antrafen. Die Donau war schon bei den Römern eine stark erprobte Vertheidigungslinie. Das rechte (bulgarische) Ufer der Donau hat den Vorzug, dass es das linke (walachische) stets überragt; das rechte Ufer ist felsig, das linke flach. Die zahlreichen Flussinseln liegen sämmtlich dicht am walachischen Ufer, der Feind ist daher genöthigt, seinen Uebergang über den Fluss über den breiten Hauptarm am rechten Ufer unmittelbar unter dem nächsten Frontbereich

der Vertheidigung zu bewerkstelligen. Bulgarien ist jetzt der Hauptwall des osmanischen Reiches gegen alle Angriffe von Norden her.

Die vergoldeten Spitzen der weissen schlanken Minarets von Widdin glänzten im hellen Scheine der Morgensonne; eben so interessirten uns die in der Form eines Quadrates gebauten mit ziemlich flachen Dächern versehenen Moscheen, deren mehrere vom Schiffe aus sichtbar waren, sowie das Serail des Pascha mit drei Rossschweifen. Die am Ufer befindlichen türkischen Kaffeehäuser waren schon mit zahlreichen rauchenden müssigen Gesellen gefüllt, die neugierig die Schiffsvorgänge beobachteten.

In Widdin wurden von Türken grosse Quantitäten von Rauchtabak zum Verkaufe auf das Schiff gebracht und ohne weiteren Handel vertrauensvoll baar bezahlt: im Allgemeinen sollen nämlich die Türken im Geschäft ganz zuverlässig sein. Der türkische Tabak ist gegen den bei uns üblichen von vorzüglicher Qualität und verbreitet einen angenehmen Wohlgeruch, so dass man bei der Rückkehr aus dem Orient den hiesigen Qualm unerträglich findet. Freilich ist der türkische Tabak an Ort und Stelle schon eine kostspielige Waare und wird gute Waare auf 3 preuss. Thaler per Zollpfund gerechnet.

In Widdin wurden grosse Quantitäten von Weintrauben und Wassermelonen aufs Schiff gebracht. Letztere sind eine Lieblingsnahrung der Türken, die sich mit Brot, Wasser und Melonen begnügen und damit für ihre Ernährung vollständig zufrieden sind, wie wir das auf dem Schiffe, wo gegen hundert Türken sich jetzt auf dem Verdeckplatze befinden und Tage lang uns begleiten, haben wahrnehmen können.

Von jetzt ab beginnt beim Besteigen des Schiffes eine eigene Prozedur. Ein besonderer Beamter ist dafür angestellt, den türkischen Passagieren für die Dauer der Fahrt die Waffen abzunehmen (Schuss- und Hiebwaffen, Dolche und lange Messer, Yatagans genannt), womit die Gürtel gespickt sind, und sicher und unschädlich einstweilen zu verwahren. Ich war erstaunt über die Waffenvorräthe, die hier aufgehäuft wurden, indem selbst die kleinen Buben mit den gefährlichsten Mordwerkzeugen ausgestattet waren.

Bei der Abfahrt im Bogen um die Stadt und Festung

hatten wir Gelegenheit, das Panorama, das vor uns ausgebreitet war, näher zu beschauen, den türkischen Begräbnissplatz mit seinen Cypressen, das Serail des Pascha u. s. w., so wie die vielen am Donauufer neu gebauten massiven Häuser. Der lebhafte Verkehr, in welchen die an der Donau gelegenen türkischen Orte mit der übrigen Welt treten, äussert seinen reformatorischen und civilisirenden Einfluss.

Unser türkischer Major, der seit Semlin unser Reisegefährte war, hatte in Widdin Kriegskameraden aufgesucht (er selbst war mehrfach dekorirt und immer mit seinen Orden geschmückt) und sich am Lande verspätet, so dass das Dampfschiff abfuhr ohne ihn. Auf das lamentable Geschrei seiner Gattin und seines unartigen kleinen Sohnes fand sich der Schiffskapitän indessen veranlasst, anzuhalten und das nachrudernde Boot abzuwarten, in welchem vier Mann alle ihre Kräfte anstrengten, den Major an Bord des Dampfers zurück zu bringen, was ihnen endlich auch gelang.

## 17. Von Widdin bis Rustschuk-Giurgewo.

Wir befinden uns jetzt schon mitten im Orient. Wir haben rechts die Türkei, links die Walachei. In beiden Ländern ist es unruhig. Eine Katastrophe hier könnte das übrige Europa in seinen Grundfesten erschüttern, und würde selbst Asien und Afrika in Mitleidenschaft ziehen.

Die Donau fängt an, von zahlreichen Segelschiffen belebt zu werden, von denen nicht wenige unter griechischer Flagge fahren, wie die Griechen überhaupt als geschickte Segelschiffer gelten.

Wir passiren die freundlich im Grünen gelegene türkische Ortschaft Lompalanka. Es befinden sich hier viele liebliche Gärten, leider mit hohen Umzäunungen umgeben (Palanka bedeutet Umzäunung), so dass nur die Baumgruppen hervorragen. Zugleich wird der Blick der Reisenden auf die von der Donau umspülten Inseln mit grünem Weideland hingelenkt. Diese Inseln sollen im Frühjahre von zahlreichen Nachtigallen belebt sein.

In Widdin hatte sich ein türkischer Oberst mit drei goldenen Strichen auf dem Aermel der Uniform mit uns eingeschifft. Er sprach die französische Sprache dans la perfec-

tion, eben so auch die italienische, so dass er sich in eine animirte Unterhaltung mit unserer Mailänder Reisegefährtin vertiefte. Es war ein noch jüngerer eleganter Herr von den ungezwungensten Manieren. Wir bemerkten seine Leutseligkeit im vertraulichen Verkehr mit niederen türkischen Militärs auf dem Schiffe, welche sich auch nicht weiter genirten. Im Privatverkehr macht sich bei den türkischen Militärs auch der Rangunterschied nicht geltend, nur im Dienst wird die Etiquette beobachtet. Unser Oberst war sehr liebenswürdig, die Unterhaltung mit ihm war eben so anziehend wie belehrend. Sein Reiseziel war Konstantinopel, wohin ihn der Sultan gerufen hatte.

Wir passiren die Mündung des die Walachei durchströmenden Flusses Schyul.

Wir haben schon mehrfach Bekanntschaft mit redseligen Bojaren angeknüpft. Mit Erstaunen hören wir, dass der Panslavismus sich dort mächtig rührt: es sind ja aber die Rumänen gar keine Slaven, vielmehr die echtesten Romanen, welche es giebt; dennoch möchte Russland sie in ihr Netz ziehen. Das neue Ministerium, das vor einigen Wochen in Thätigkeit getreten ist, wird jedoch gewiss diese Richtung bekämpfen. An seiner Spitze steht als Premier mein ehemaliger Zögling Michaël Cogalniceano, dessen Erziehung und Ausbildung mir in den Jahren 1835—1837 anvertraut war. Ich kenne seine russischen Antipathien, er schwärmt für die Selbstständigkeit seines Vaterlandes; es ist mir geglückt, ihm deutsche Sympathien einzuflössen. Er spricht und schreibt auch die französische Sprache mit grosser Gewandtheit und mit gutem Geschmack.

Michaël Cogalniceano, Sohn eines einflussreichen Bojaren der Moldau, wurde zusammen mit den Söhnen Dimitri und Gregor des damaligen Hospodaren der Moldau, Michaël Stourdza, und mit dem Schwager desselben (in Folge zweiter Ehe), dem Fürsten Alexander Vogorides von Samos, erzogen. Anfänglich wurden sie in ihrem Vaterlande unterrichtet, später nach Luneville in Frankreich geschickt, wo sie der Leitung eines Abbé, des früheren Gouverneurs des Hospodaren Stourdza, anvertraut waren. Im Frühjahre 1835 wurden diese vier jungen Leute auf Veranlassung des russischen Staatsrathes Barons Alexander von Stourdza in Odessa, Schwiegersohns des

damaligen Geheimenrathes Professors und königlichen Leibarztes Hufeland (Verfassers der Makrobiotik), nach Berlin geschickt, und dort der Führung des Verfassers dieser Schrift übergeben. Der berühmte Rechtsgelehrte Professor v. Savigny bewies eine lebhafte Theilnahme für die Ausbildung dieser jungen Leute. Er wirkte namentlich darauf hin, sie russischem Einflusse zu entziehen, indem der damalige russische Gesandte zu Berlin Graf Ribeaupierre sich sehr um sie bemühte. Es wurden ihnen die besten Lehrer gehalten, die Geldmittel dazu (über 10,000 Thaler jährlich) reichten dafür aus. In Berlin sind sie nun drei Jahre geblieben (1835, 1836, 1837) und dann in ihre Heimath zurückgekehrt. Michaël Cogalniceano war der älteste dieser jungen Leute; als er nach Berlin kam, war er 17 Jahre alt und schon im Besitz eines Offizierpatents, er sollte seinen Kameraden als Muster und Vorbild dienen.

Michaël Cogalniceano hat nun in den letzten dreissig Jahren seine volle Thätigkeit dem Dienste seines Vaterlandes gewidmet und einen hervorragenden Antheil an der Entwickelung desselben genommen. Es hat sich seitdem nichts von Bedeutung in jenen Ländern ereignet, ohne dass er dabei mitgewirkt hätte. Ihm gebührt vorzugsweise das Verdienst der Vereinigung der Donaufürstenthümer zu einem einzigen Reiche (Rumänien); er hat durch eine Verfügung vom 2. Mai 1864 viermal Hundert Tausend Leibeigene in selbständige Besitzer umgewandelt. Ihm verdankt man die Einführung des Code Napoléon, der Geschworenen-Gerichte, der Civilehe, des unentgeltlichen und allgemeinen verbindlichen Volksschulunterrichtes. Er hat dem preussischen Einflusse in jenen Regionen die Bahn gebrochen, ist auch von Sr. Majestät dem Könige von Preussen durch Verleihung des rothen Adlerordens I. Klasse ausgezeichnet worden.

Michaël Cogalniceano hat sich im Jahre 1852 verheirathet. Aus dieser Ehe sind entsprossen vier Kinder, das älteste ist eine Tochter von 16 Jahren, welche im Institute der Fräulein v. Schepke in Dresden erzogen wird; die andern drei Kinder sind Söhne, von welchen die beiden ältesten sich im Vitzthum'schen Stiftsgymnasium zu Dresden befinden.

Am rechten Ufer steigt ein halb türkisches, halb bulga-

risches Dorf, Rahowa, den Berg hinan. Die Erdhöhlen der Bulgaren sind armselig, sie gleichen mit Stroh bedeckten Eiskellern; die türkischen Häuser sind wenigstens theilweise aus Stein und Lehm erbaut.

Am linken Ufer liegt die Stadt Piquet, der Hafenort von Krajova, welches die Hauptstadt der kleinen Walachei ist. Piquet ist ein wichtiger Verladungsort für enorme Getreidemassen. Hunderte von Wagen primitiver Bauart, mit Ochsen bespannt, sind am Ufer aufgefahren und schleppen das Getreide (die Frucht, wie man sich hier ausdrückt) heran, das übergeladen wird auf die vielen bereit stehenden Segelschiffe und auf die der Deutschen Donau-Dampfschiff-Gesellschaft gehörigen eisernen Schleppkähne, welche ihre Ladung die Donau abwärts nach Braïla und Galatz dem Welthandel zuführen; es sind bei diesem Verkehr auch viele türkische Schiffe engagirt, leicht kenntlich durch ihr hohes Hintertheil, während sie in der Mitte tief eintauchen. Die Getreideverschiffung würde noch viel bedeutender sein, wenn die Walachei und Türkei sich guter Landstrassen erfreuten, um schwere Frachten aus dem Innern des Landes an den Fluss zu transportiren.

Wir erreichten den türkischen Ort Oreawa, Piquet gegenüberliegend. Ein eigenthümliches Schauspiel bot sich unseren Augen dar, das die ganze europäische Reisegesellschaft höchlichst belustigte. Ein türkischer Raseur war an der Donau beschäftigt, seinem Klienten unter Gottes freiem Himmel das Haupthaar zu scheeren und ihm nur den kleinen Haarbüschel stehen zu lassen, bei welchem er am Tage des jüngsten Gerichtes von dem Propheten ergriffen werden soll, um in den Ort der Glückseligkeit geschleppt zu werden. Das Einseifen geschah mit Donauwasser, die Operation wurde mit einem grossen Schlachtmesser unbarmherzig vorgenommen. Der Patient war an der Erde niedergekniet und sein Kopf zwischen den Schenkeln seines Henkers eingeklemmt, dass er Gott gedankt haben mag, als er fand, dass die Operation ihm nur einen Ohrzipfel gekostet hatte. Unser Schiff hielt lange genug, um den Schluss der Prozedur abzuwarten, wobei der Kopf des Schlachtopfers in die Donau untergetaucht wurde, um die Blutspuren vorläufig abzuwaschen.

Auffallend ist die fast gänzliche Abgeschlossenheit zwischen

den Walachen und Türken, welche nur durch die Donau getrennt werden. Es herrscht zwischen beiden Nationalitäten eine grosse Abneigung. Die Türken haben sich allmählig ganz aus Rumänien zurückgezogen. Gegenwärtig sind beide Nationen sur le qui vive. Die Grenzwachen in der Türkei sind hier sehr verstärkt. Die Bulgaren kampiren in Zelten, welche in kurzen Zwischenräumen von einander abstehen.

In Bulgarien gewahren wir viele Schafheerden, welche von grossen Schäferhunden bewacht werden, um sie gegen die Wölfe zu vertheidigen, die namentlich im Winter aus den Gebirgen hinabsteigen. Da der Wolf ein furchtsames Thier ist, greift er Menschen nur an, wenn der äusserste Hunger ihn dazu treibt. Wir bemerken auch grosse Gänseheerden ohne Hirten. Die Gänse haben einen Instinkt, der ihnen die Tagesstunden bemerklich macht; sie kommen rechtzeitig alle wieder nach Hause, und keine Gans wird vermisst. Die Schaf- und Gänseheerden beleben etwas die sonst baumlose Landschaft. Die Wälder längs der Donau sind längst verschwunden, nur die grösseren Ortschaften sind mit Baumanpflanzungen umgeben. Die flache Landschaft ist höchst einförmig. Es sind viele Heumiethen aufgerichtet, ohne dass man menschliche Wohnungen bemerkt. Die Landschaft ist so flach, dass man den Rauch von Dampfschiffen Meilen weit im Voraus sieht. Wir begegneten auch hier einem griechischen Dampfschleppschiffe, Sophia genannt, in alt-griechischen Lettern am Hintertheile angemalt; dieser griechische Schleppdampfer nahm sich gegen die östreichischen aber nur elend aus.

Wir sehen Kranichheerden im Dreieck fliegen, ebenso Schaaren wilder Gänse. Wir knüpfen eine kulinarische Unterhaltung an über die Essbarkeit der wilden Gänse. Man belehrt uns, dass sie einen guten Braten abgeben, wofern sie nur gehörig gebeizt (in Essig gelegt und mit Gewürz behandelt) werden.

Am flachen walachischen Ufer bemerken wir grosse Weidenanpflanzungen gegen das Abreissen und Wegspülen des Landes, welche es aber nicht immer verhindern.

Am türkischen Ufer gewahren wir öfter zahlreiche Büffelheerden. Es begegnet uns auch das türkische Dampfpassagierschiff, das dem deutschen Konkurrenz macht, auch niedrige

Fahrpreise hat, aber schmutzig sein soll: man ist darauf in Gefahr, sich Parasiten anzuwerben. Wir wundern uns daher, später dem Dr. Strousberg, dem Eisenbahnmillionär, auf einem solchen türkischen Dampfboote zu begegnen.

Als Sonderbarkeit fällt es uns auf, dass die walachischen Grenzwachen das Gewehr vor den vorüberfahrenden Dampfschiffen präsentiren, und so lange in ehrerbietiger Positur bleiben, als sie gegen das Dampfschiff stehen.

Der Wasserstand war so niedrig, dass man es für rathsam hielt, öfter durch lange Stangen die Wassertiefe zu erforschen und nach Grund zu suchen.

Wir gelangten an die Mündung der Aluta, deren Quellen in Siebenbürgen liegen, dessen südliche Alpenbegrenzung sie in dem rothen Thurmpasse durchbricht. Die Aluta trennt die kleine Walachei von der grossen.

An den Ufern der unteren Donau sieht man mehr Vieh als Menschen, so sind uns die vielen Esel am türkischen Ufer aufgefallen; nicht selten haben wir Türken auf Eseln am Ufer entlang traben sehen. In der Walachei soll die Eselzucht ganz vernachlässigt werden. Auf der türkischen Seite werden zahlreiche Büffelheerden in der Donau getränkt.

Wir kommen wieder zu einer Doppelstation. Auf dem flachen rumänischen Ufer liegt Turnu-Marjarelle, ein Freihafen, wo viel Getreide verladen wird, und auf dem türkischen bergigen (Kreidefelsen) Ufer die Bergfestung Nikopoli, heruntergekommen von ihrem früheren Glanze, während Turnu aufblüht. So geht es den ganzen Weg, auf der türkischen Seite „Vergangenheit", auf der rumänischen „Zukunft". Nikopoli ist der Sitz eines griechischen Erzbischofs und eines katholischen Bischofs. Die Bulgarei ist vorwiegend christlich. Nikopoli ist malerisch zwischen zwei steilen Berghöhen gelegen; auf einem Hügel der Stadt erblickt man das verfallene Schloss (Akropolis), von dem sich die Festungsmauer nach der Donau hinzieht. — In Nikopoli trafen wir eine bulgarische Obstverkäuferin, welche uns in gutem Deutsch ihre Waare anpries.

Wir passiren darauf die bulgarischen Städte Bellina, dann das in einer Waldung von Platanen gelegene Städtchen Sistow. Alle diese türkisch bulgarischen Städte haben eine reizende Lage, von aussen gesehen. Die Donau bildet zahlreiche Inseln.

Sistow gegenüber liegt der walachische Marktflecken Simnitza mit einem stattlichen Quarantaine-Gebäude.

Bei einbrechender Nacht erreichen wir die Hauptstation der unteren Donau: Rustschuk auf dem türkischen, Giurgewo auf dem walachischen Ufer. Hier verlässt uns der grösste Theil unserer Reisegesellschaft. Die einen steigen aus in Rustschuk, um mit der Eisenbahn bei Schumla (der berühmten Bergfestung) vorbei nach Varna zu fahren, und von dort nach Konstantinopel per Dampfschiff; die anderen (Walachen), um nach der Hauptstadt Bukarest, wohin von hier aus eine regelmässige Postverbindung stattfindet, zu reisen.

Es wurden hier auch viele Eilgüter ausgeschifft, z. B. 14 grosse Tonnen Schwechater (Wiener) Märzenbier nach Konstantinopel. Die Türken sind ausgezeichnete Lastträger, eilen mit Koffern dahin, die mehrere Centner schwer sind, als ob es Spielbälle wären, während im Vergleich dazu die Walachen faul und ungeschickt sind. In Rustschuk war ein fürchterliches Gedränge, weil fast alle Güter dort ausgeladen wurden; das bekannte „Guarda“ (nehmt euch in Acht) erfüllte die Lüfte. Das ursprünglich italienische Wort ist ganz von den Türken adoptirt worden.

### 18. Von Rustschuk-Giurgewo nach Braïla.

In Rustschuk veränderte sich unsere ganze Reisegesellschaft. Die Verdeckplätze wurden von Türken eingenommen, von denen jeder sein Bett unter dem Arme trug. Die Türken sind durchschnittlich wenig bemittelt, oder besser gesagt, sehr genügsam; ihre Bedürfnisse sind einfach und leicht befriedigt. Für den ersten Platz kam eine griechische Familie auf das Schiff, Herr Sterio Kaloudis aus Braïla, ein reicher Kaufmann, mit Frau und zwei Töchtern, von dem eine verheirathet war und schon selbst Kinder nebst Bedienung mit sich führte. Bei den griechischen Damen fiel uns die pose théatrale auf, mit welcher wir uns später vertraut machten als mit einem charakteristischen Zuge der griechischen Nationalität. Jeder Grieche, und noch mehr jede Griechin, ist eitel, sie will glänzen und bewundert werden. Die Hauptkoketterie dokumentirt sich bei den Griechen und Griechinnen in der chaussure und coiffure; die letzten Mittel werden aufgewendet, um Fussbe-

kleidung und Kopfbedeckung elegant auszuwählen und pikant darzustellen.

Wir passirten die Doppelstation Tuturkan (türkisch) und Oltenizza (walachisch). Die bulgarische Stadt Tuturkan ist lieblich anzusehen, ihre rothen Ziegeldächer zwischen grünen Bäumen laden zum Besuche ein: der Ort ist aber ohne allen Verkehr; obgleich er 6000 Einwohner zählen soll, ist noch nie von dort ein Passagier auf das Dampfschiff eingestiegen. Die Türkei stirbt ab und aus. Ganz anders ist es mit Oltenizza. Grössere Segelschiffe und viele Platten (Schleppkähne) zeigen hier den massenhaften Getreide-Export der Donaufürstenthümer an. Es sind dies gesegnete Länder, welche nur der Vervollkommnung ihrer Kommunikationen und einer festen inneren Organisation harren, um einen ungeahnten Wohlstand zu entwickeln, wahre Kornkammern für den durch Boden und Klima weniger begünstigten Occident zu werden und uns Ueberfluss an Mundvorrath zuzuführen.

Zwischen Inseln und Wald-bekränzten Ufern (die Inseln sind meistens mit üppigen Weidenbäumen bepflanzt, welche das Material für das vielfache Flechtwerk liefern, welches man in der Türkei so mannigfach verwendet) setzen wir die Reise fort und gelangen nach der berühmten Festung Silistria. Auch sie ist heruntergekommen von ihrem früheren Glanze, die Einwohnerzahl hat sich von 20,000 auf 9000 verringert in Folge von Belagerungen und Verheerungen durch die Pest. Betrachtet man heute die verfallenen Befestigungen, so sollte man kaum vermuthen, dass Silistria so oft den russischen Belagerungsarmeen einen erfolgreichen Widerstand geleistet hat.

Unterhalb Silistria gelangen wir an die Grenze von Bulgarien und der Dobrudscha.

Bevor wir von Bulgarien scheiden, wollen wir unseren Lesern noch einige Winke geben über die Bedeutung dieser Provinz für die Türkei. Bulgarien ist eine fruchtbare Provinz. Zu dem Reichthum an Getreide kommen herrliche Waldungen, ausgedehnter Weinbau, Ueberfluss an Schlachtvieh (Ochsen und Büffel), an Pferden, Eseln u. s. w. Bulgarien bringt über 24 Millionen Franken an Steuern auf, welche grösstentheils von den Rajahs (Nichtmuselmännern) erhoben werden. Noch wichtiger ist Bulgarien in strategischer Beziehung. Früher

war es die Basis für alle aggressiven Unternehmungen gegen den Norden, so lange im Süden der Donau in römischer, byzantinischer und türkischer Zeit die expansiven Kräfte noch nicht erlahmt waren. Seit dem Ermatten der türkischen Nationalkraft ist die Bulgarei der Hauptwall des osmanischen Reiches gegen alle Angriffe von Norden her geworden. Seitdem Serbien sich frei und unabhängig von der türkischen Botmässigkeit gemacht hat, ist die Bedeutung der Bulgarei noch gestiegen. Aber die Ereignisse in Serbien wiederholen sich in der Bulgarei, die slavische Bewegung macht täglich Fortschritte, das Feuer des Aufstandes und der Auflehnung glüht unter der Asche und wird bald hell auflodern. Die Bulgarei ist nach unserer Ueberzeugung für die Türkei unrettbar und unwiederbringlich verloren. Der Islam verliert in Bulgarien die Donau- und Balkanlinie, und jeder ernsthafte Kampf wird vor den unmittelbaren Thoren von Stambul begonnen werden, dessen dreifache Mauerumgürtung einen ohnmächtigen Schutz gegen gezogene Kanonen bietet. Von der Geschichte der europäischen Türkei ist schon das letzte Blatt aufgeschlagen, es ist aus mit dem Islam in Europa, er wird bald nur noch in der Erinnerung fortleben.

Wir gelangen nach Rassowa, wo sich noch Ueberreste der Mauern vorfinden, welche von den römischen Kaisern bis zum Schwarzen Meere gebaut waren. Die Donau hat sich bis auf 8 deutsche Meilen dem Schwarzen Meere genähert, macht aber jetzt eine Biegung nach Norden und verzögert ihre Einmündung noch durch einen unteren Lauf von gegen 30 deutschen Meilen. Wir erreichen Czernawoda, von wo eine Eisenbahn in kürzester Entfernung die Donau mit dem Schwarzen Meere bei Kustendje verbindet. Diese Eisenbahn hat eine mächtige Rivalin in der Bahn von Rustschuk nach Varna erhalten, die gegenwärtig schon den grossen Weltverkehr an sich gerissen hat, so dass die Eisenbahn Czernawoda-Kustendje nur noch eine lokale Bedeutung behalten hat. Wir freuen uns, nicht in Czernawoda übernachten zu müssen, indem man uns Schrecken erregende Dinge von einem Aufenthalte in dem dortigen ersten und einzigen Gasthofe erzählt, wo man vom Ungeziefer ungefähr aufgefressen werden soll. Wir fühlen uns um so wohler auf unserem komfortablen Dampfer.

Am rechten Donauufer laufen kahle Berge längs des Flusses, während endlos scheinende Ebenen das linke Ufer kennzeichnen. Wenig Abwechselung, grosse Einförmigkeit. Wir passiren bei der Stadt Hirsova, oder besser gesagt, bei ihren Ruinen, an einer tiefen Schlucht, wo die Ueberreste eines türkischen Kastells uns den gegenwärtigen Verfall der früheren türkischen Glorie versinnlichen.

## 19. Braïla.

Wir gelangen nach Braïla, wo die Mastbäume von Hunderten von Segelschiffen uns die Grossartigkeit des dortigen Handelsverkehrs vor die Augen stellen. Unser Schiff landet an, wir verliessen dasselbe, nachdem wir von Dienstag Morgen von Wien ab Tag und Nacht auf der Reise auf der Donau zugebracht hatten. Es war Sonntag Nachmittag um 4 Uhr, am 20. September, als wir das vorläufige Ziel unserer Reise erreicht hatten und uns jetzt von schweren Anstrengungen ein wenig ausruhen konnten. Acht volle Tage haben wir uns dann in Braïla, Galatz und auf der türkischen Seite in der Dobrudscha herumgetummelt und einen genaueren Einblick in die dortigen Verhältnisse gewonnen.

Das schöne Sonntagswetter hatte ausser Hunderten von Geschäftsleuten eine Anzahl müssiger Neugieriger an die Skala (Landungsbrücke) des Dampfschiffs gelockt. Es war daher schwer, sich durch das Gedränge einen Weg zu bahnen. Der Ausgang war militärisch besetzt, die uniformirte und geheime Polizei liess uns jedoch ungehindert passiren, unsere ehrbare Erscheinung hatte sie jedes Verdachtes überhoben, wie uns später der Chef der Sbirren bei einem Seidel deutschen Biers näher auseinandersetzte, indem er uns umständlich seine Wahrnehmungen in Bezug auf unsere Persönlichkeit erzählte. Wir erkannten daraus, welchen Gefahren wir unbewusst mit heiterer Miene entgangen waren.

Jetzt galt es, eine Droschke zu erobern. Durch ein Missverständniss wurden wir nämlich nicht am Landungsplatze erwartet, und waren die Fuhrwerke sehr in Anspruch genommen. Die Schwierigkeit war um so grösser, als wir der rumänischen Sprache nicht mächtig sind. Wir waren an die Adresse eines

Architekten Albert Schwanhäuser, eines unserer früheren Schüler in Kottbus, gewiesen, den aber Niemand am Hafen kennen wollte. Später erfuhren wir, dass man den genannten Herrn mehr nach seinem Vor- als Vatersnamen kannte. Es kam uns jedoch der glückliche Gedanke, unsere elegante Droschke, die wir einstweilen aufgetrieben hatten, nach dem deutschen Bierhause zu dirigiren. Es war ein weiter Weg, immer bergauf steigend auf schlecht gepflasterten und ungepflasterten, zum Theil kothigen Strassen, obgleich es seit Wochen nicht geregnet hatte. Wir erreichten das deutsche Bierhaus, wo uns Herr Ulrich Waibl, Brauhausbesitzer, schon ungeduldig als längst verheissene Gäste erwartete und mit deutscher Freundlichkeit und Herzlichkeit aufnahm. Er kannte schon unsere ganze Lebensgeschichte, liess uns in das benachbarte Haus von Albert Schwanhäuser führen, wo meine Begleitung Wohnung nahm, während ich es vorzog, bei dem Herrn Waibl mich einzuquartieren; der Mann hatte mir zu gut gefallen.

Ein deutsches Bierhaus in Rumänien ist der Tempel der guten Sitte, die Zufluchtsstätte der Solidität. Die rumänischen Gasthöfe, als da sind in Braïla: Hôtel de Paris, de Londres u. s. w., vor allen Dingen aber Victoria-Hôtel, sind prunkvoll eingerichtet, im Grunde aber doch unsauber und sollen, so erzählt man, Spiel- und Lasterhöllen sein. Im Brauhause des Herrn Waibl war es aber vortrefflich; gutes Logis, nahrhafte Kost, deutsches Bier, prompte Bedienung, honette Gesellschaft, z. B. eine Anzahl deutscher Ingenieurs, die Baumeister der von Dr. Strousberg in Angriff genommenen Eisenbahnen, gewährten einen behaglichen Aufenthalt und liessen uns die wilden ungeordneten Verhältnisse, die uns umgaben, vergessen.

Nach Säuberung und Erfrischung wurde unter Führung des Herrn Schwanhäuser ein Spaziergang in die Stadt unternommen, auf den grossen Platz, den Mittelpunkt des geschäftlichen und geselligen Verkehrs. Das prunkvoll eingerichtete Kaffeehaus von Stonajovich und Marinesco fesselte zunächst meine Aufmerksamkeit. Man glaubt sich versetzt nach Paris in eins der grossen Kaffeehäuser am Boulevard des Italiens. Man findet Spiegel und Marmortische im Ueberflusse, zahlreiche Kunden im Freien vor dem Hause beschäftigt, Domino zu spielen, dabei den Kaffee zu schlürfen oder Eis oder Sorbets

zu geniessen. Um die Aehnlichkeit zu vervollständigen, waren die lebensgrossen Bildnisse des Kaisers Napoleon III. und seiner Gattin Eugenie im Salon aufgehängt. Nur die mehrfach in grossen Lettern angebrachte Inschrift: Nu est e credit, d. h. hier wird kein Kredit gegeben, ist in Disharmonie mit Paris, wo man dergleichen Hinweisungen als gröbliche Ungezogenheit erklären würde. Ebensowenig würde die Zigeuner-Musik einem kunstsinnigen Pariser Ohre schmeicheln; auch die Beleuchtung mit Petroleumlampen in Ermangelung der Gasbeleuchtung, wovon die Pariser Kaffeehäuser strahlen, würde bald enttäuschen. Die aus Herren, namentlich auch Offizieren mit ihren Damen bestehende Gesellschaft gab jedoch Paris nichts an Eleganz nach.

Die Hauptmerkwürdigkeit in Braïla ist das russische Denkmal; es ist an dieser Stelle ein russischer General begraben, der dort 1825 am 6. Juni getödtet wurde. Das Denkmal ist eine Pyramide aus Gusseisen mit Inschriften, es erinnert an die Vertreibung der Türken, welche bis 1829 Braïla als Festung inne hatten. Die Spitze der eisernen Pyramide ist gekrönt durch einen Halbmond, über welchen das christliche Kreuz gewissermassen hervorragt und den Halbmond überwältigt. Das Denkmal liegt eine Viertelmeile von der Stadt auf einer künstlichen Anhöhe, ist umgeben mit Baumanpflanzungen und Blumenbeeten und wird bewacht von einem daselbst wohnhaften Invaliden, der Erfrischungen feil hält. Man hat von der Anhöhe eine weite Fernsicht über eine unermessliche flache Ebene, die im Norden von den Abhängen der Karpathen begrenzt wird, welche uns als die Gebirge von Buseo bezeichnet wurden. Der Blick schweift hier über weite Strecken unbebauten Landes, das nur zur Viehweide benutzt wird. Wir waren hier Zeugen eines Sonnenunterganges, der sich auf dieser überall einförmigen flachen Ebene wunderbar ausnahm.

## 20. Braïla und Galatz.

Die Städte Braïla und Galatz, wo ich mich längere Zeit aufgehalten habe, gehören gewissermaassen zusammen. Es sind die Ausfuhrhäfen für die Erzeugnisse der Donaufürstenthümer. Was die äussere Physiognomie betrifft, so steigen beide von der Donau amphitheatralisch am Berge hinauf und imponiren

von Weitem gesehen. Ihre Entfernung beträgt nur $2^1/_2$ deutsche Meilen. Braïla gleicht mehr unseren Städten, während Galatz ein überwiegend orientalisches Gepräge trägt. Braïla hat ungefähr 40,000 Einwohner, Galatz deren 90,000. Beide Städte waren früher unter türkischer Botmässigkeit; nachher hatte sich Russland ihrer (1829) bemächtigt, das Kreuz hat über den Halbmond gesiegt; jetzt gehören sie zu Rumänien, welches unter türkischer Oberhoheit steht. Ausser den türkischen Konsulaten leben aber nur wenig Türken (Muselmänner) in Rumänien; Muselmänner können sich wegen ihrer abweichenden Sitten und Gebräuche immer nur in kompakter Masse erhalten.

Braïla und Galatz werden durch regelmässige Dampfschifffahrt verbunden auf der hier tiefen Donau. Ein in jeder Jahreszeit fahrbarer chaussirter Landweg zur Verbindung zwischen beiden Städten ist nicht vorhanden. Bei Regenwetter versinkt man in dem fruchtbaren fetten Erdreich, selbst mit leichtem Fuhrwerk ist nur mit Ochsengespannen durchzukommen. Im Herbste fährt das letzte Dampfschiff von Braïla Nachmittags um 3 Uhr, von Galatz um 5 Uhr. Hat man später noch die Reise zu machen, so bleibt kein anderes Auskunftsmittel, als sich ein Fuhrwerk zu miethen, das für diese kurze Strecke mit zwei Dukaten bezahlt werden muss. Alle Dienstleistungen, wozu Vieh oder Menschen gebraucht werden, sind hier fabelhaft theuer. Dabei muss man durch eine Fähre über den Fluss Sereth gesetzt werden, der zwischen Braïla und Galatz in die Donau mündet. Am Sereth finden sich hier ergiebige Weinberge (leider findet gar keine Veredelung der Weinstöcke statt, sie wachsen, so zu sagen, wild), wie er überhaupt fruchtbare Gegenden durchfliesst, aber nicht schiffbar ist und nur zum Holzflössen benutzt werden kann.

In diesem gesegneten Lande sind die Lebensmittel billig, weil im Ueberfluss vorhanden. Ein Pfund Fleisch kostet nach unserem Gelde wenig über einen Silbergroschen. Geflügel wird gewöhnlich nur paarweise verkauft. Zwei fette Gänse werden für 3 Silber-Zwanziger = 20 Sgr. verkauft. Im Jahre 1867 konnte man wegen Futtermangels eine Kuh mit ihrem Kalbe zusammen für 1 Dukaten kaufen, während man jetzt 8 bis 9 Dukaten für eine gute Kuh bezahlen muss. Englische Spekulanten hatten

daher zwischen Br. und G. eine grosse Schlächterei in grossartigem Maassstabe eingerichtet, um Fleisch einzusalzen, einzupökeln und nach England zu versenden. Dieses Unternehmen ist aber auch missglückt, und stehen die weitläuftigen Baulichkeiten davon jetzt unbenutzt.

Interessant ist ein Besuch auf dem Wochenmarkte. Ganze Berge von Wassermelonen sind dort aufgehäuft und werden zu einem Spottpreise von 15 Zentimen oder Pfennigen ausgeboten. Im vorigen Herbste gab es einen Ueberfluss von Weintrauben. Auf dem Markte waren Weinpressen angebracht, und wurde der frisch bereitete Most verkauft, woran sich die Marktbesucher labten.

In Braïla und Galatz fehlt es an gutem Trinkwasser, die Quellen liefern brakiges Wasser. Es wird daher das Donauwasser filtrirt, namentlich mit Alaun geklärt, um es geniessbar zu machen. Das Wasser wird durch einspännige Fuhrwerke aus der Donau geholt und durch die Stadt vertrieben, auch durch die Gefangenen und Sträflinge unter militärischer Eskorte. Dagegen ist der Wein billig und gut, wenigstens unverfälscht, kein chemisches Präparat, wie bei uns in der Regel. Man sieht daher viel Schilder mit der Inschrift: Οἰνοπολεῖον (Weinverkauf). Ein theurer Artikel ist die Feuerung, am billigsten sind noch die englischen Steinkohlen, da der Landtransport von den Abhängen des Gebirges, wo sich in Rumänien ausserordenlich reiche Steinkohlengruben finden, wegen der Unwegsamkeit des Landes viel theurer zu stehen kommt, als der Transport zu Wasser von England aus. Holz ist unglaublich theuer. Unsere Klafter kommt in den Städten auf 12 Dukaten zu stehen. Bei der luftigen Bauart der Häuser und der strengen Winterkälte, die an den Mündungen der Donau wider alles Erwarten eintritt, muss man oft 3 Mal am Tage heizen, um eine erträgliche Temperatur im Zimmer herzustellen.

Braïla hat noch ein einigermaassen europäisches Ansehen, obgleich doch auch schon dort, noch mehr aber in Galatz, Paläste mit Hütten, Ruinen, Misthaufen auf offener Strasse in echt orientalischer Weise abwechseln. Die Schweine und Hunde versehen die Funktionen des Schinders.

Es befinden sich in beiden Städten Braïla und Galatz grosse Judengemeinden, namentlich in Galatz. Das gemeine

Volk ist in jenen Ländern noch so roh und ungesittet, dass die Juden vielfacher Unbill und Misshandlungen ausgesetzt sind. Dennoch sind die Zeitungsartikel über dortige Judenhetzen oft tendenziös übertrieben und zum Theil erlogen, wie wenigstens der preussische Konsul in Galatz versichert.

In Braïla und Galatz ist das Getreidegeschäft vorherrschend. Es werden ungeheure Getreideverkäufe dort effektiv und fingirt abgeschlossen, man spielt à la baisse und à la hausse. Die Kommunal-Verwaltung in Braïla besteuert ein jedes solches Geschäft mit anderthalb Prozent und verzichtet auf anderweitige Kommunalabgaben, wird dadurch aber reichlich entschädigt. Die Stadt Braïla weiss factisch nicht, wie sie ihre Einnahmen verwenden soll. Es ist daher auf städtische Kosten ein Volksgarten eingerichtet worden zum Vergnügen der Einwohner; ebenso ist der grosse Platz in der Mitte der Stadt in einen schönen Park verwandelt worden. Dabei sind auf Kosten der Stadt eine Menge Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten gegründet worden. Eine grosse Oekonomie soll jedoch im städtischen Haushalt nicht beobachtet werden, noch weniger eine strenge Kontrolle. Der Oberbürgermeister ist bei allen städtischen Unternehmungen entweder Haupt-Entrepreneur oder wenigstens Kompagnon und wird dadurch in kurzer Zeit ein reicher Mann. Der Getreide-Export ist so bedeutend, dass bei unserer Anwesenheit über 400 Segelschiffe zwischen beiden Städten lagen, um Korn (Weizen und Mais hauptsächlich) zu verladen und zu exportiren.

Im Jahre 1867 wurden 538,648 Wispel Weizen und Mais aus den Donaufürstenthümern exportirt, wovon über Sulina nach den Verbrauchsländern gingen 289,257 Wispel Weizen und 142,250 Wispel Mais. Im Jahre 1868 hat man den Betrag des effectiven Getreidegeschäfts in Braïla und Galatz auf 40 Millionen preussische Thaler berechnet. In Verbindung mit dem Getreidehandel stehen die vielen Kornspeicher (granarium oder granaio), die man in Braïla und Galatz findet, auch wird das Bäcker- und Müllergewerbe in grossartigem Maassstabe fabrikmässig zum Export betrieben.

Weder Braïla noch Galatz haben Gasbeleuchtung, es brennen in beiden Städten hier und dort vereinsamte Petroleum-Lampen. In Braïla giebt es wenigstens gute Nachtwächter, so

dass man bei nächtlicher Weile auf der Strasse für Sicherheit der Person nichts zu fürchten hat. Der Zustand der Strassen in Braïla ist viel besser als in Galatz, wo man in dem Kothe an einigen Stellen ertrinken kann.

In Galatz stecken die Häuser halb in der Erde, und sind nicht die unangenehmsten Räumlichkeiten, z. B. die Speisesäle, selbst bei den Vornehmen, dort angebracht. Die eigentlichen Keller sind tief in die Erde gegraben, es sind oft nur in Lehm ausgehauene Gänge ohne alle Vermauerung und Verkleidung. Wir haben eins der grössten Weinlager von Galatz so besucht, wo wir mit brennenden Lichtern eine weite Wanderung durch unabsehbare unterirdische Gänge mit den Ingenieuren des Herrn Dr. Strousberg unternahmen, um die verschiedenen Jahrgänge zu prüfen. Die Moldau liefert ungeheure Weinerträge, trotz dieses Ueberflusses ist das Podagra dort unbekannt.

Um die Unsicherheit des Lebens und Eigenthums in Galatz darzuthun, wollen wir nur einige Vorgänge aus der jüngst vergangenen Zeit mittheilen. Es wurde die Frau eines Bäckers Puhlmann (eines Schweizers, deren es in Galatz viele giebt, die eine eigene Kolonie bilden) in der Nähe der evangelischen Kirche in der Nacht in der Abwesenheit ihres Ehemannes, um das Haus zu berauben, ermordet. Der Verdacht fiel auf einen Lampenanzünder, indessen unterblieben geeignete Nachforschungen, weil die Polizei zu lau ist. Vor einem halben Jahre wurde aus der evangelischen Kirche ein silbernes Kruzifix und ein Leuchter gestohlen, Geschenke eines Berliner Geheimsekretärs, im Werthe von 500 Thalern.

Das bedeutendste Exportgeschäft in Galatz ist das von Secchiara Argenti mit Filialen in Konstantinopel und London. Die grössten Norddeutschen Firmen sind Lüddemann und Römer, Pauli und Jarchow (Getreideexportgeschäfte). Es ist in Galatz eine Bank, jetzt Banque de Roumanie genannt, früher Banque Ottomane, mit Kommis aus Berlin.

Die evangelische Kirche hat nebst Pfarrhaus 3000 Dukaten gekostet, welche von 300 Mitgliedern der Gemeinde aufgebracht worden sind. Das grösste Verdienst um diesen Bau hat der preussische Konsul Blücher sich erworben. Wir haben dort einem Sonntagsgottesdienste beigewohnt und so den evangelischen Prediger Oskar von Kretschmann und den Lehrer

Hornig kennen lernen; in Braïla heisst der evangelische Pfarrer Hornemann.

Das preussische Konsulat in Galatz ist hier in der Callea Trajan. Für den römischen Kaiser Trajan ist längs der Donau ein wahrer Kultus.

Die Namen der Strassen sind in beiden Städten an den Ecken angeschlagen. Unser Landsmann Ulrich Waibl wohnt in Braïla in der Strada Prusiana sub Urba St. Petru.

Jede Nationalität hat hier ihre eigene Postanstalt, die Deutschen werden von der östreichischen Post bedient, sonst giebt es eine französische, englische und russische Post. Alle Hauptorte von Rumänien sind indessen durch Telegraphen-Dräthe verbunden und findet eine geregelte Depeschen-Beförderung statt.

Die Musik wird von den Zigeunern besorgt, die in beiden Städten eigene Stadtviertel bewohnen, in welche es nicht geheuer ist, sich bei Dunkelheit hineinzuwagen. Ausserdem ist fast in jedem grossen Hôtel eine kleine italienische Sängergesellschaft für den Winter engagirt, um allabendlich durch Gesangvorträge die Gäste zu erheitern. In jeder der beiden Städte geben auch ambulante Schauspielergesellschaften in italienischer oder deutscher Sprache Vorstellungen, wo meistens die niedere Posse blüht und Offenbach ein dankbares Publikum für seine Operetten findet.

In Braïla und Galatz wird ein bedeutender Handel mit landwirthschaftlichen Maschinen getrieben, es sind dort Kommanditen von Clayton, Shuttleworth u. Comp. aus England, geleitet von Walker und Hartmann, vorhanden.

Es ist nach Braïla und Galatz, wo Geldüberfluss ist, immer noch ein gutes Geschäft auch von hier aus zu machen. So haben wir erfahren, dass die hiesige Firma Kronthal und Söhne dorthin Möbel exportirt.

Unwillkürlich drängt sich uns der Gedanke auf, was wohl aus so günstig gelegenen Städten, wie Braïla und Galatz sind, werden könnte, wenn Gesittung und Bildung dort auf derselben Stufe, wie in Deutschland ständen: es müssten dort Gewerbfleiss, Handel, Kunst und Wissenschaft blühen und allgemeiner Wohlstand herrschen.

## 21. Rumänien und die Rumänen.

Die Donaufürstenthümer umfassen in ihrem jetzigen Areal ein Gebiet von 2100 rh. Quadratmeilen mit 4 Millionen Einwohnern.

Der Rumäne ist im Allgemeinen träge und genügsam. Das Unglück ist, dass er zu wenig Bedürfnisse hat, welche er bei der üppigen Ergiebigkeit und dem milden Klima seines Heimathlandes zu leicht befriedigen kann. Den ganzen Werth des Anzuges eines gewöhnlichen Walachen kann man in der guten Jahreszeit auf einen preussischen Thaler veranschlagen. Auf Kleidung geben die Walachen sehr wenig, ihre Körperkonstitution ist stark genug, um ohne Schutz den Witterungseinflüssen Trotz zu bieten. Ihre Kleidung ist einfach; so sahen wir selbst walachische Soldaten als Schildwachen auf Posten in grünen oder rothen wollenen Kamisolen: helle Farben schmeicheln ihrem Geschmack, denn jeder Walache ist ein geborner Dichter mit ausschweifender Phantasie.

Die Natur hat den Rumänen reiche Hülfsquellen gespendet, deren Ausbeutung und Verwerthung sich leider noch in der Kindheit befindet; z. B. fliessen an den Abhängen der Karpathen in Rumänien reiche Petroleumquellen. Es existiren in Braïla und Galatz Raffinerien von Petroleum, Fabriken genannt, in Braïla eine französische und eine englische Unternehmung. Das walachische Petroleum ist als Maschinenöl dem amerikanischen vorzuziehen.

Der ganze Gewerbefleiss ist in den Händen fremder Nationalen, der solide Handwerkerstand wird von evangelischen Deutschen gebildet, die Fabrikindustrie meistens von Franzosen und Engländern geleitet; die Handelsvortheile kommen den Juden und Griechen zu Gute, die in grosser Anzahl hier leben, und zwar betreiben die Griechen den Grosshandel. Der landesübliche Zinsfuss ist zwölf vom Hundert. Die Rechnungslegung geschieht gewöhnlich auf dem Tische mit Kreide oder auf dem Rücken der Brieftasche mit Bleistift.

Der wohlhabende Handwerker- und Baumeisterstand wird in Rumänien von evangelischen Deutschen gebildet, welche aus eigenen Mitteln sich Kirchen gebaut haben und ihre Geistlichen und Schullehrer besolden. Es sind neun deutsche evan-

gelische Kirchsprengel in den Donaufürstenthümern und den umliegenden damit in Verbindung stehenden Gebieten vorhanden und zwar in 1) Jassy, wo ein früherer Posener Lehrer, Namens Wagner, den Kirchengesang leitete, 2) Bukarest, 3) Galatz, 4) Braïla, 5) Ploesti-Piteschti, 6) Krajova, 7) Turn-Severin, 8) Belgrad und 9) in der türkischen Dobrudscha. Diese neun evangelischen Kirchsprengel stehen unter einem Oberkirchenrath, der sie alle zwei Jahre zu einer Konferenz versammelt.

Es giebt hier eine Menge religiöser Bekenntnisse:

1) Orthodoxe und Reform-Juden,

2) Lipowanen; sie zerfallen in zwei Klassen, nähern sich der griechischen Kirche, wählen sich aus ihrer Mitte einen Geistlichen, haben keine eigentliche Popen; die orthodoxe Partei hält starr an ihren Grundsätzen fest, wonach das Tabakrauchen verboten ist, überhaupt die grösste Mässigkeit und Enthaltsamkeit vorgeschrieben, Umgang mit Fremden ausgeschlossen wird, so dass das Gefäss, woraus ein Fremder getrunken hat, für unrein gilt.

3) Armenische Christen, zerfallen in a. orthodoxe, b. katholische, c. evangelische.

4) Katholiken (Römische).

5) Evangelische Christen, darunter entschieden Reformirte (Ungarn).

6) Griechische Christen, a. orthodoxe, b. walachische.

7) Baptisten. 8) Methodisten. 9) Muselmänner, aber ohne Moschee, haben eigene religiöse Zusammenkünfte. 10) Michalaner, oder die Heiligen der letzten Tage, auch Stundengänger, ist eine Sekte, gestiftet in Kronthal in Würtemberg von Hoffmann, welche Jerusalem wieder aufbauen wollen.

Die Walachen haben wunderbare Gebräuche bei Todesfällen. Es wird 40 Tage nach dem Tode einer Person von den Angehörigen ein Handtuch herausgehängt, womit sich der Todte abtrocknen soll. Es finden Pomanen, d. h. Leichenschmausereien, statt, wo jedes Uebermaass im Essen und Trinken gestattet ist. Das erste Festgelage findet statt 7 Tage, das zweite 7 Wochen, das dritte 7 Monate und das vierte 7 Jahre nach dem Tode. Beim Begräbniss werden Klageweiber bezahlt, die die Luft mit ihrem Wehegeheul erfüllen und sich anstellen, als ob sie ins Grab hineinspringen wollten und

nur mit Gewalt davon zurückgehalten werden. (Reine Komödie!) Allgemein ist der Glaube an Vampyre (herumwandelnde Leichen) verbreitet.

Die Interessen der Deutschen stehen unter dem Schutze des Norddeutschen Bundes, der in Bukarest einen Generalkonsul, in Jassy einen Konsul, in Galatz einen Vizekonsul unterhält. Die preussischen konsularischen Agenten geniessen auch hier ein hohes wohl verdientes Ansehen wegen ihrer Unbestechlichkeit, Rechtlichkeit und ihres Eifers, womit sie sich ihrer Landsleute annehmen; ganz besonders geschieht dies in Rücksicht auf den Herrn Blücher, der seit einer langen Reihe von Jahren Preussen in Galatz vertritt und durch seine grosse Unabhängigkeit und Energie, so wie durch seine zuvorkommende Gefälligkeit und liberale Gastfreundschaft alle Preussen, welche das Geschick in jene Regionen führt, zu Danke verpflichtet.

Wie die verschiedensten Nationalitäten in den Donaufürstenthümern zusammenwohnen, kursirt auch alles mögliche Geld. Die einheimische Münze ist der Frank, jedoch mehr im idealen Sinne, da das alte Silbergeld in Zwanzigern (gleich dem dritten Theile eines östreichischen Guldens im Werthe von 20 Sgr.) am meisten im Umlauf ist. Die meisten Gold- und Silberstücke, die einem vor Augen kommen, sind durchbohrt, weil sie von dem Landvolk auf Schnüren gereiht um den Hals und Kopf als Schmuck und Zierrath getragen werden. Sonst findet man ausser französischem Gelde noch türkisches und russisches. Ein russischer Rubel (rubla russecca de Argint) gilt 4 Franken (rumänisch). In Rumänien ist das Metersystem mit allen seinen Konsequenzen gesetzlich eingeführt, hat sich aber in dem niederen Verkehr noch nicht Bahn gebrochen. Theorie und Praxis sind überhaupt in Rumänien mehr noch wie in jedem anderen Lande in Zwiespalt begriffen.

## 22. Ein Ausflug in die Dobrudscha.

Die drei Tage vom 23. bis 25. September wurden einem Ausfluge in die Dobrudscha gewidmet. Wir wurden dazu von Braïla abgeholt von dem uns befreundeten Dr. More, einem Franzosen, der früher in Posen die Gasanstalt gebaut, jetzt

aber eine Besitzung in der Türkei und zwar in der Dobrudscha erworben hat. Er wollte uns seine häuslichen Einrichtungen zeigen und eine Anschauung von seiner Lebensweise in diesen wilden Gegenden geben.

Schon am Tage vorher hatten wir unsern Reisepass auf dem türkischen Vizekonsulate in Braïla visiren lassen. Da die Türkei damals in Kriegsbereitschaft gegen Rumänien war, so fand auf der türkischen Grenze eine genaue Prüfung der Reisenden statt. Aber auch bei meiner Abfahrt von Braïla musste ich mich bei den moldauischen Grenzbehörden legitimiren.

Unsere Ueberfahrt über die eigentliche Donau, in welche Braïla gegenüber auf türkischem Gebiete die sogenannte alte Donau mündet, dauerte etwa 20 Minuten. Die Fährleute sind ganz geschickt, namentlich die türkischen, und verstehen es, das Boot gehörig zu lenken, um den vielen Segel- und Dampfschiffen, wodurch der Strom hier belebt ist, gefahrlos auszuweichen. Auf türkischem Gebiete musste ich mancherlei Passformalitäten erfüllen, während Dr. More mit den türkischen Beamten, weil er öfter passirt, gut befreundet ist. Ueberall musste ein Backschisch (Trinkgeld) erlegt werden, in der Türkei „nie ohne dieses“. Die türkischen Beamten gleichen unverschämten Bettlern. Dabei waren sie bis an die Zähne bewaffnet; in ihrem Gürtel steckten geschliffene Dolche, ein langes Messer, Yatagan genannt, und gewöhnlich ein Paar geladene Pistolen. Sie selbst sahen dabei ganz harmlos aus, namentlich in einer Art Schenke, wo sie mit untergeschlagenen Beinen auf dem sogenannten Divan, einer Art Bank rund um das Zimmer die Wand entlang laufend, sassen und Tabak rauchten aus Tschibucks und Narguilés (wo der Dampf durch eine Karaffe Wasser gezogen und abgekühlt wird). Einzelne, gegen die Vorschriften des Korans verstossende Türken, stachelten auch durch Libationen von Mastick (eine Art Wacholder-Anisette-Schnaps) ihre Lebensgeister an.

Die Dobrudscha ist die nordöstlichste Provinz der europäischen Türkei, begrenzt westlich von der Bulgarei, nördlich von der Donau, deren ganzes Mündungsgebiet dazu gehört, und östlich vom Schwarzen Meere. Der Theil der Dobrudscha, welchen wir besuchten, ist gesund gelegen; es erstrecken sich

bis an die Donau die Ausläufer des Balkan-Gebirges, und in einer Entfernung von zwei Meilen von der Donau erheben sich die Gebirge schon bis auf ein Tausend Fuss. Auch sind die Abhänge dieser Gebirge etwas bewaldet, so dass die dabei überaus fruchtbare Gegend nicht ohne landschaftlichen Reiz ist. Ungesund dagegen sind die Landstrecken zwischen den verschiedenen Armen, in welche sich die Donau spaltet, ehe sie in das schwarze Meer mündet, z. B. von Tultscha ab bis nach Sulina; dort herrschen wegen der häufigen Ueberschwemmungen fortwährend Fieber. Der von uns besuchte Theil der Dobrudscha ist indessen in jeder Beziehung ein angenehmer Aufenthaltsort für Menschen, und gewähren die felsigen Donauufer an manchen Stellen einen angenehmen Anblick und eine ausgedehnte Fernsicht.

Hart am Rande der Donau entlang fahrend auf schwerem Boden, der bei trockener Witterung, wie im vergangenen Herbste, kunstlos eine vortreffliche Fahrstrasse liefert, gelangten wir bald nach der türkischen Stadt Matschin, dem Arrubium der Römer. Es ist dies im Allgemeinen ein offener Ort, nur einzelne Verschanzungen sind an den äussersten Ecken aufgeworfen, die aber wohl für die heutige Kriegskunst nicht viel bedeuten. Matschin wird über 6000 Einwohner zählen, es wird dort ein lebhafter Handel betrieben, namentlich mit landwirthschaftlichen Erzeugnissen. Es residirt dort ein Unterpascha (Kaïmakan). Gegenwärtig war die Stelle vakant, weil der bisherige Inhaber bei einem Besuche, den ihm der türkische Vizekonsul aus Braïla abstattete, erschossen worden ist. Der Kaïmakan war nämlich in den Besitz eines Revolvers gelangt, den sich der Vizekonsul besah, aus Unvorsichtigkeit und Ungeschicklichkeit aber den Hahn losdrückte und so seinen Gastfreund todt niederstreckte. Es ist ihm dafür nichts weiter geschehen, er verwaltet noch heute das Vizekonsulat, wird sich künftig aber wohl hüten, mit Schiessgewehren zu spielen.

Wir statteten in Matschin zwei Besuche ab. Unser erster Besuch galt einer griechischen Kaufmannsfamilie, wo Vater, Mutter, Neffe und zwei Töchter, letztere nach griechischer Art kokett ausgeputzt, anwesend waren. Die Geschäftslokale waren zur ebenen Erde, die Familienwohnung im ersten Stocke, wozu die Treppe ausserhalb des Gebäudes auf dem Hofe an-

gebaut war. Es war auch noch ein äusserer überdachter Gang in der oberen Etage angebracht, nach orientalischer Sitte, wonach man mehr im Freien lebt als bei uns. In der Mitte des oberen Stockwerks befand sich ein grosser sechseckiger Saal, wovon nach allen Seiten Thüren zu den Wirthschaftsräumen (Küche, Speisekammern und den Schlafzimmern) führten. Die Betten waren bei Tage als Sophas hergerichtet. An der Wand des Saales war eine Bank (Divan) mit Sitzen aus geflochtenem Stroh angebracht. Das ganze Haus war sehr reinlich gehalten. Dass die Photographie auch bis Matschin gedrungen ist, bewies uns das dortige Schaufenster eines ausübenden Künstlers. Die Familienphotographien verzierten die Ecken des Spiegels, waren aber noch sehr unvollkommen. Wir wurden mit Wasser, Konfitüren und nachher mit Kaffee bewirthet, mit liebenswürdiger Freundlichkeit und Theilnahme behandelt und beim Abschiede begleitet.

Den zweiten Besuch statteten wir bei einer bulgarischen Familie ab. Das Wohnhaus war schon mehr in die Erde hineingebaut und hatte noch so etwas von einer Erdhöhle. Man setzte uns Rosenkompot vor, das lieblich duftete und ganz angenehm schmeckte.

Matschin wird grösstentheils von Türken bewohnt, es fehlt daher nicht an Moscheen und Minarets; im Ueberflusse sind natürlich Kaffeehäuser vorhanden, wo die türkischen Müssiggänger die Zeit in Gedanken- und Geschäftslosigkeit verträumen, während die türkischen Frauen, wenn auch verschleiert, alle groben Arbeiten verrichten und sich gehörig plagen müssen. Bei den Türken hat die Frau keine gesellschaftliche Stellung, sie ist zugleich die Sklavin und die Buhlerin ihres Mannes, ohne irgend welche Gleichberechtigung; der Mann ist nur verpflichtet, seine Frau zu ernähren. Fast alle Arbeiten auf dem Felde werden von den türkischen Frauen verrichtet. Man kann dreist behaupten, dass der ganze Fluch des Islam in der Herabwürdigung der Frau besteht und er an diesem Schaden zu Grunde geht: es ist dies sein wunder Fleck.

Unser Weg führte uns darauf nach einem von russischen rechtgläubigen Christen (Lipowanen) bewohnten Kolonie-Dorfe Karkali. Dasselbe kontrastirt wesentlich mit seinen nächsten Umgebungen. Man beobachtet Ordnung, Reinlichkeit und

Wohlstand. Das Gotteshaus mit seinem stattlichen Thurm versetzt uns in Gedanken in gut zivilisirte Länder. Die Sittlichkeit der Lipowanen soll untadelig sein; es sind nüchterne, enthaltsame und arbeitstüchtige Menschen: man rühmte uns an ihnen absolute Moralität. Mehrere Dutzend von Windmühlen, welche das Dorf umgeben, erinnerten uns lebhaft an unsere einheimischen kleinern Städte. Aber die Landwege sind viel schlechter als bei uns. Dies empfanden wir auf eine unangenehme Weise. Indem wir in Ermangelung einer Brücke eine Fuhrt durch einen kleinen Nebenfluss der Donau passirten, versanken wir bis über die Deichsel im schlammigen Boden, und nur durch grosse Anstrengungen gelang es uns, uns hinauszuarbeiten, um unsere Fahrt fortzusetzen.

So erreichten wir nach dreistündiger Fahrt den Wohnsitz des Dr. More, der hier einen Landbesitz von gegen 20,000 rheinischen Morgen sein Eigenthum nennt, mit der ihm von der türkischen Regierung auferlegten Verpflichtung, denselben in gute Kultur zu bringen. Das ist leicht gesagt, aber schwer ausgeführt. Boden und Klima sind überaus günstig, die Fahrstrasse der Donau abwärts nach den Emporien Braïla und Galatz erlaubt auch eine gute Verwerthung der gewonnenen Erzeugnisse, aber die Arbeitskraft ist dort selten und übermässig theuer. Dazu kommt, dass grosse Trockenheit, wie sie seit mehreren Jahren dort geherrscht hat, namentlich auch im verflossenen Jahre, die Getreideernte fast vernichtete. An Heu sahen wir jedoch Ueberfluss, und wuchsen die Unkräuter auf den unangebauten Aeckern mannshoch. Indessen hat die Besitzung den grossen Vorzug, ausgezeichnete Kalksteinbrüche, und zwar unmittelbar an der Donau gelegen, zu besitzen. Der hier gebrochene Kalkstein eignet sich vorzüglich zum Brennen und liefert vortreffliches Baumaterial, als welches auch die Granitsteinbrüche nicht zu verachten sind (namentlich zu Wegebauten), welche sich auf dem Territorium des Dr. More vorfinden.

Die Viehzucht wäre hier eine vortreffliche Hülfsquelle, und unterhält Dr. More in der That zahlreiche Viehheerden, die sehr rentabel wären, wenn das Eigenthum hier nicht so blossgestellt wäre. Um Iglitza, wie die Ortschaft heisst, deren Besitzer Dr. More ist, wohnt aber sehr heterogenes Ge-

sindel (Bulgaren, Tscherkessen, Tartaren), denen das Verständniss für Eigenthumsrechte abgeht.

Die Donau ist hier so fischreich, dass man sich beim Baden beinahe fürchten möchte, indem sich die Fische von allen Seiten in die Höhe über das Wasser schleudern, und man geneigt ist, die Nähe grösserer Ungeheuer, wie Haifische, zu argwöhnen, die Vergnügen daran finden könnten, die Arme und Beine, wohl auch den Kopf des Schwimmers abzubeissen. Dreimal habe ich mich jedoch hier in der tiefen Donau gebadet, deren Wasser wunderbar weich und fettig ist und die Seife erspart; man empfindet ein sonst unbekanntes Behagen in diesem Wasser, das trotz der vorgerückten herbstlichen Jahreszeit immer noch eine anständige Temperatur von 18⁰ R. zeigte. Der Fischreichthum ist so gross, dass Dr. More oft bei einem Zuge mit dem Netze deren über einen Centner fangen lässt. Es werden Stierle (junge Störe), Hausen, Lachse u. s. w. gefangen, alle ganz schmackhaft; man sieht, dass man hier nicht Gefahr läuft, zu verhungern.

Als geologische Merkwürdigkeit verdient ein abgerundeter Fels erwähnt zu werden, der sich am anderen Ufer der Donau, Iglitza gegenüber, mitten in der Ebene zu einer Höhe von einigen Hundert Fuss erhebt. Das Gestein ist Gneiss. Der Fels ist sichtlich durch vulkanische Kräfte emporgehoben worden.

Um einen Begriff von der hier herrschenden Rechtlosigkeit zu geben, genüge es, eine Thatsache zu erzählen. Der Pascha Soliman der Dobrudscha hat einen Bulgaren, der zu Beschtepeh (Fünf Hügel) bei Tultscha ansässig ist, zu 20 Jahr Gefängniss verurtheilt, weil derselbe ein Goldstück aus den Zeiten Alexanders des Grossen auf seinem Acker gefunden hatte, der Pascha aber argwöhnte, der Bulgare habe einen grossen Schatz entdeckt, den er ihm verheimlichen wollte.

Um die Umgegend kennen zu lernen, fuhr Dr. More mit mir nach einer der wunderbarsten Ortschaften in Beziehung auf die Verschiedenheit ihrer Bewohner, die mir je vorgekommen sind. Der Ort heisst Gretschi, liegt 1½ Meilen von Iglitza, nach dem Gebirge zu und fast an den Abhängen desselben. Auf dem halben Wege fanden wir eine Zisterne (Ziehbrunnen) mit vorzüglich gutem Quellwasser zum Vortheile der Reisenden, die den mit Wasser gefüllten Eimer an den Kopf nehmen,

um zu trinken. Wir konnten nicht umhin, das Wasser zu kosten, und fanden es deliziös. In der Nähe dieses Ziehbrunnens waren Gemüsegärten angebaut, worin wir eine sorgfältige Kultur wahrnahmen.

Die Ortschaft Gretschi besteht aus vier gesonderten Dörfern, wovon das eine von Türken, das andere von Tscherkessen, das dritte von Bulgaren und das vierte von Tartaren bewohnt wird. Am meisten gesittet davon sind die Bulgaren, welche Ackerbau treiben. Die Tartaren beschäftigen sich mit Viehzucht; wir sahen grosse Schaf- und Ziegenheerden, die ihnen angehörten. Ihre Wohnungen sind in die Erde gebaut. Es sind sanfte Leute, von denen man nichts zu fürchten hat, weil sie wenig Bedürfnisse haben, ihre Kinder lassen sie z. B. fast nackt herumlaufen. Die Türken ergeben sich dem Müssiggange und verbringen ihre Zeit im Kaffeehause; da dieselben stark mit Läusen infizirt sind, die sie aus Thierfreundlichkeit nicht tödten, sondern nur wegwerfen, ist ihre Nähe zu vermeiden. Die schlimmste Sorte von Leuten sind jedoch die Tscherkessen, die aus Russland haben auswandern müssen und hier zum Schrecken der Bevölkerung in der Dobrudscha einen Zufluchtsort gefunden haben. Die Tscherkessen sind Diebe und Meuchelmörder, nur Mühlsteine und glühendes Eisen lassen sie liegen, sonst sind sie mässig, rauchen nicht Tabak, trinken keinen Wein, begnügen sich mit trocknem Mais als Nahrung, kleiden sich aber mit einer gewissen Gefallsucht in grüne Gewänder. Ihr Auge ist scheu und unstät; sie sind gewöhnlich mit geladenen Pistolen bewaffnet, tragen die Patronen dazu auf der Brust. Als wir neugierig uns in ihrem Dorfe umsahen, versammelten sich einige Tscherkessen um uns. Es erregte ihr Missfallen, dass ich mir Aufzeichnungen in meinem Tagebuche machte, und schon sah ich verdächtige Bewegungen, als ich auf einen Wink des Dr. More meine Brieftasche einsteckte, und so vielleicht der Erdolchung entging. Ein Menschenleben ist hier eine geringfügige Sache, zumal kaum eine gerichtliche Verfolgung durch einen Mord veranlasst wird. Als Dr. More neulich an einem Zaune im tscherkessischen Dorfe anfuhr, liessen sich sofort vier Flintenläufe aus verschiedenen Fenstern blicken. Es ist eine grosse Unvorsichtigkeit von der türkischen Regie-

rung gewesen, diese aus Russland verbannten Tscherkessen bei sich aufzunehmen und dadurch Eigenthum und Leben der eigenen Unterthanen zu gefährden.

In Rücksicht auf die Tartaren wollen wir noch bemerken, dass sie Leichen verzehren. So ist es neulich in Tultscha, der Hauptstadt der Dobrudscha, vorgekommen, dass ein Kind in Brod verbacken und aufgespeist worden ist.

Um den Fleiss der bulgarischen Frauen zu bezeichnen, wollen wir erwähnen, dass uns öfter Frauen begegnet sind, die beim Gehen unterwegs auf einer Spindel Wolle spannen.

In Rücksicht auf den Bau der Häuser in Gretschi bemerken wir, dass fast alle Häuser einen Vorbau haben, der mit Stroh und Rohr überdacht ist.

Ausser den vier genannten Nationalitäten haben sich in Gretschi noch Griechen und Juden angesiedelt und den Handel, die Schenken und Kaffeehäuser übernommen. Der Handel mit landwirthschaftlichen Erzeugnissen ist nicht unbedeutend und sahen wir hier Vorräthe von rohen Schaffellen aufgespeichert.

Der Besuch eines Weingartens gewährte mir besonderes Vergnügen. Die Natur ist hier so verschwenderisch mit ihren Gaben und verlangt von den Menschen nur geringe Anstrengungen. Der gutmüthige bulgarische Eigenthümer, hoch in den Achtzigern, gestattete uns gastfreundlich, eine reiche Provision der schönsten blauen und weissen Trauben zu machen, womit wir unser Fuhrwerk beluden.

Unwillkürlich drängt sich dem aufmerksamen Beobachter die Frage auf, was könnte aus diesem ergiebigen Lande werden, wo Gottes Segen reichlich waltet, wenn es von einem thätigen, einsichtsvollen und gesitteten Volke bewohnt wäre, wo Rechtsschutz stattfände, Leben und Eigenthum gesichert wären.

Nach unserer Rückkehr machten wir noch beim Mondenscheine einen Spaziergang an der Donau und besuchten einige der zahlreichen türkischen Wachtposten, die in dieser kriegerischen Zeit die ganze türkische Grenze entlang, Rumänien gegenüber, bivouakiren. In der unmittelbaren Nähe des Wohnhauses des Dr. More war eine grosse Hütte aus Baumstämmen und Stroh zum Schutze eines aus etwa 16 Mann bestehenden Wachtpostens aufgeschlagen. Die Baumaterialien hatten sie natürlich genommen, wo sie sie hatten finden können, ohne

den Grundeigenthümer zu fragen. Diese Wachtposten werden aus einer Art Landwehr oder Landsturm gebildet, die wunderlich equipirt waren und, wochenweise abgelöset, zu ihren bürgerlichen Beschäftigungen entlassen werden. Sold erhalten sie nicht, sie sind auf Raub und Plünderung angewiesen, nur mit Waffen werden sie von der Regierung versehen. Dass es keine Freude ist, in einem solchen Lande Gutsbesitzer zu sein, ist erklärlich; er muss gute Miene zum bösen Spiele machen und sich in ein gutes Einverständniss mit den Leuten setzen, die freilich mehr einer Räuberbande, als einer Miliz ähnlich sehen. Indessen akklimatisirte ich mich auch bei diesen Leuten und habe in mitternächtlicher Stunde mich furchtlos unter ihnen aufgehalten und ihr Treiben angesehen.

Bei den verschiedenen Wachtposten, welche wir besuchten, haben wir uns nach der Konfession der Soldaten erkundigt, und können als Thatsache verbürgen, dass nur Muhamedaner (eigentliche Türken) zum Kriegsdienst als allein zuverlässig verwendet werden.

Als Eigenthümlichkeit beim Reisen auf Landwegen in der Dobrudscha können wir noch anführen die knarrende und quietschende Musik, welche die ungeschmierten Wagenachsen bei jedem Fuhrwerk, dem man begegnet, verursachen.

## 23. Römische Ruinen in der Dobrudscha.

Dr. More ist Besitzer der Ruinen der römischen Stadt Troësmis in der heutigen Dobrudscha, in der früheren römischen Provinz Moesia inferior. Auf den Ruinen dieser Stadt, die durch Brand eingeäschert worden ist, wie die Aschenhaufen beweisen, die in vielfachen Schichten bei den Ausgrabungen zum Vorschein gekommen sind, ist später ein befestigtes Lager für die erste italienische und fünfte mazedonische Legion erbaut worden. Diese Ruinen enthalten einen reichen Vorrath von Inschriften, die über militärische Verhältnisse der alten Römer manche erwünschte Auskunft geben; auch kann man daraus die Art der Römer, zu bauen, ihre Befestigungsmethode und Vertheidigungskunst erkennen. Die französische Regierung, deren Kaiser Napoleon III. sich mit Vorliebe dem Studium der römischen Geschichte widmet, sich

selbst zum Vorbilde den grossen Julius Cäsar genommen und als sein Doppelgänger in der modernen Geschichte glänzen möchte, hat daher den Ruinen von Troësmis eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und die werthvollsten Monumente und Inschriften nach Paris schleppen lassen, wo sie in der k. Bibliothek aufbewahrt werden. Die französische Regierung hat an den Donau-Mündungen einen Kriegsdampfer stationirt, um rechtzeitig von allen Agitationen, die dort vorgehen, wo bald die Fackel des Krieges in hellen Flammen auflodern wird, unterrichtet zu sein *). Gegenwärtig kursirt das Aviso-Schiff „Le Magicien" unter dem Kommando des Fregatten-Kapitäns de la Richerie in jenen Gewässern; es hat Monate lang bei Iglitza, der Besitzung des Dr. More, gelegen; an seinem Bord waren mehrere französische Antiquare, die auf kaiserl. Befehl die römischen Ruinen durchforschten und mit Erlaubniss des Grundeigenthümers die besten Spezimina einschifften. Aus besonderer Vorliebe für Preussen hat Dr. More jedoch auch der Berliner Akademie von dieser Fundgrube römischer Alterthümer Kenntniss gegeben, und hat Professor Mommsen sich der Sache angenommen, auch bereits eine Anzahl dortiger Inschriften veröffentlicht.

Wer daran zweifeln sollte, dass die Römer eine grosse Nation gewesen sind, mag von den zahlreichen Ueberresten Kenntniss nehmen, welche mehr als 1600 Jahre alle Zerstörungen überdauert und allen Witterungsverhältnissen widerstanden haben. Er möge die Ufer der unteren Donau, namentlich das rechte, durchforschen und sich überzeugen von der Grossartigkeit der Vertheidigung, welche die Römer auf einer Strecke von über 100 deutschen Meilen gegen die nördlichen Barbaren, denen sie doch schliesslich unterlagen, in Szene gesetzt haben.

Die Gegenwart legt heute noch ein unwiderlegliches Zeugniss ab von dem gewaltigen Römerreiche. So finden wir z. B. in Trier (Augusta Trevirorum) römische Monumente, wie die Porta nigra, die uns in Staunen versetzen. In England hat man in der Stadt Cirencester ein ganzes Museum hergerichtet von dortigen Ueberbleibseln aus der Römerzeit. Am rechten

*) Zu gleichem Zweck sahen wir ein englisches Kriegsdampfschiff zwischen Braïla und Galatz vor Anker liegen.

Donauufer ist man noch heute im Stande, worauf wir oben zu wiederholten Malen aufmerksam gemacht haben, die Anstrengungen der Römer für die Vertheidigung und Sicherstellung ihres Landes nachzuweisen. Unter der Führung des Dr. More haben wir nun die auf seinem Grundbesitz befindlichen römischen Ruinen einer näheren Exploration unterworfen, von welcher wir jetzt Rechenschaft ablegen wollen.

Schon der alte römische Dichter Ovidius, der in diese Regionen in die Verbannung geschickt war, erwähnt die Stadt Troësmis in seinem beschreibenden Gedicht, Pontica betitelt.

Er singt im 4. Buche vom 75—80. Verse:

> Praefuit his locis modo Flaccus; et illo
> Ripa ferox Istri sub duce tuta fuit.
> Hic tenuit Mysas gentes in pace fideli,
> Hic arcu fisos terruit ense Getas.
> Hic captam Trosmin celeri virtute recepit
> Infecitque fero sanguine Danubium.

In freier Uebersetzung wiedergegeben, lautet diese Stelle: „Flaccus hat vor Kurzem in diesen Gegenden den Oberbefehl geführt, unter seiner Herrschaft war das rauhe Ufer des Ister gesichert. Hier hielt er die mysischen Völkerschaften in getreuem Frieden, hier schreckte er zurück durch sein Schwert die Geten, welche ihrem Bogen vertrauen. Hier eroberte er wieder durch Energie das schon den Römern entrissene Troësmis und färbte den Danubius mit dem Blute wilder Völkerschaften.“

Am Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt scheint Troësmis eine bedeutende Ortschaft gewesen zu sein, an deren südlicher und nördlicher Seite auf dem hier hohen felsigen Ufer der Donau zwei Zitadellen angebracht waren, um die Stadt zu vertheidigen. Die Bevölkerung war vorherrschend eine militärische, indem es den römischen Soldaten gestattet war, einmal eine fremde Frau zu ehelichen: ihre Nachkommenschaft erhielt das römische Bürgerrecht. Dies ist der wahrscheinliche Ursprung aller älteren Ortschaften an der unteren Donau, deren Geschichte wohl in die Zeit der römischen Weltherrschaft zurückreicht: aus stehenden befestigten Lagern sind Städte entstanden.

Aus den vorgefundenen Inschriften ergiebt sich, dass Troësmis ein Municipium war, d. h. eine Ortschaft mit allen

städtischen Rechten und Obrigkeiten, mit einem Kollegium von Decuriones und einem Oberpriester (Sacerdos provinciae). Es ist auch die Wasserleitung noch nachweisbar, welche auf zwei Stunden Wegs aus dem Gebirge die Stadt mit Wasser versorgte. Am Ende des zweiten Jahrhunderts scheint nun Troësmis durch eine Feuersbrunst vollständig zerstört worden zu sein. Ihre Trümmer, Gräber (elf vollständige Grabdenkmäler sind nach Paris geschickt worden), heidnischen Altäre, Statuen, Säulen u. s. w. wurden verwendet bei dem Aufbau eines stehenden befestigten Lagers für zwei römische Legionen. Die Umgrenzungen und die Eintheilung dieses Lagers sind noch heute deutlich erkennbar, ebenso wie die Heerstrasse, welche dieses Lager mit anderen Befestigungen und Verschanzungen in Verbindung setzte, desgleichen die Stellen für die Ordonnanzhäuser auf der Heerstrasse. Eine Menge erhaltener roher Bildhauer-Arbeiten (z. B. ein Medusen-Haupt), welche wahrscheinlich von Soldaten herrührten, die ihre Mussezeit zu solchen Studien verwendeten, bezeugen den Verfall der Kunst. Für Kunstkenner und Architekten sind hier keine Studien zu machen. Die zahlreich erhaltenen Inschriften dagegen liefern ein kostbares Material zur Information über das römische Heerwesen und militärische Antiquitäten.

Am Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr. scheint das befestigte Lager bei Troësmis aufgegeben worden zu sein; keine Inschrift rührt aus einer späteren Zeit her. Dagegen wurden im sechsten Jahrhundert die vorhandenen Ruinen benutzt, um für die Herstellung einer byzantinischen Befestigung zur Vertheidigung der Donau-Linie zu dienen. Wir sind nun im Stande, die drei Perioden von Troësmis deutlich zu unterscheiden: 1) alt-römische bis etwa zum Kaiser Adrianus († 138), 2) spätere römische Zeit bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, 3) byzantinische, etwa beginnend vom Kaiser Justinian (527 bis 565).

Indessen haben diese Ruinen noch einen zu Gelde zu machenden Werth für den Eigenthümer. Es sind Hunderttausende von wohlerhaltenen römischen gebrannten Ziegeln (flach und breit), Säulen für Häuser und Brückenbau u. s. w. hier zu entnehmen, welche durch ihre bewiesene Widerstandskraft schon die Bürgschaft für ihre Haltbarkeit liefern.

Die grossartigsten römischen Ruinen in jenen Gegenden sind aber die von Tomis, dem Verbannungsaufenthalte des römischen Dichters Ovid. Tomis ist das heutige Kustendje, der Endpunkt am Schwarzen Meere der Eisenbahn, welche von Czernawoda (an der Donau) dorthin führt. Kustendje ist die türkische Uebersetzung von Constantio, wie der Ort später genannt wurde, und war der Hauptort am Schwarzen Meere. Die dortigen römischen Ruinen sind vorzüglich verwerthet worden zu den Eisenbahnbauten und den Getreidemagazinen. Die dort ansässigen griechischen Kaufleute haben die Bausteine benutzt, ohne Bildwerke und Inschriften zu zerstören, sie haben dieselben in ihren Mauern vielmehr nach aussen angebracht, so dass sie von der Strasse zu erkennen und zu lesen sind und als Verzierung dienen.

## 24. Abreise von Galatz. Die Messageries Impériales.

Am 26. September, Sonnabend Nachmittag, verliess ich auf dem Dampfer „Cheliffe“, welcher der französischen Dampfschifffahrtsgesellschaft Messageries Impériales angehört, deren Direktion zu Marseille residirt, Braïla. Ich war entzückt über die Aufnahme, die ich auf diesem Dampfschiffe fand, sowohl in Betreff der Unterkunft, wie der Verpflegung und der Behandlung. Nach einer Stunde Fahrt waren wir in Galatz angelangt. Unser Schiff sollte dort bis zum Montag früh bleiben, wodurch meine Ungeduld, Konstantinopel zu erreichen, auf eine harte Probe gestellt wurde. Indessen war ich auf dem preussischen Konsulate einer freundlichen Aufnahme gewiss und hatte ich schon früher in Galatz angenehme Beziehungen angeknüpft, so dass ich den Sonnabend Abend und den ganzen Sonntag, wo ich auch den evangelischen Gottesdienst besuchte, auf die interessanteste Weise, mit Güte, Zuvorkommenheit und mannigfacher Belehrung bevorzugt, verlebte. Unser Konsul, Herr Blücher, war eine zweite Vorsehung für mich, in seinem Hause und unter seiner Aegide war ich wohl aufgehoben; ich kann ihm nur für die liebevolle Gastfreundschaft danken, womit er mich ausgezeichnet hat.

Von Galatz nach Konstantinopel wird der Reisende von Dampfschifffahrtsgesellschaften, deren Schiffe Passagiere und

Güter in periodischem Dienste befördern, umworben. Es giebt eine englische, eine östreichische (Lloyd Austriaco), eine russische über Odessa und eine französische Dampfschifffahrtsgesellschaft für die Tour nach Konstantinopel, eine griechische Schleppdampfschifffahrtsgesellschaft, aber merkwürdiger Weise keine türkische nach der eigenen Hauptstadt. Die Engländer, Oestreicher, Russen und Franzosen streiten sich über die orientalische Beute. Das Sprichwort: „Wo Aas ist, versammeln sich die Raben", findet hier volle Anwendung. Die Russen sollen den Passagieren grosse Erleichterungen und Vortheile bieten, um den übrigen Nationen den Rang abzulaufen; sie sind hier ebenso gefürchtet, wie gehasst; man räth jedem Fremden ab, sich von den Russen ködern zu lassen. Dass ich mich auf das französische Schiff begeben habe, hat mich nie gereuet, und wäre für die nächste Reise meine Wahl schon getroffen.

Die Schiffe der Messageries Impériales, welche Galatz mit Konstantinopel und letztere Stadt mit allen bedeutenden Häfen des Schwarzen Meeres, z. B. Trebisonde, mit allen Häfen des Mittelmeeres, namentlich auch Kleinasiens, dann mit Aegypten, z. B. Alexandria, in Verbindung bringen, haben einen eigenen Schiffsarzt, eine vollständig eingerichtete Apotheke am Bord. Auf unserem Schiffe „Cheliffe" waren ausser dem Kapitän zwei Steuermannsoffiziere, vierzehn Mann bei der Dampfmaschine, neunzehn zur Bedienung des Schiffes, das auch zum Segeln eingerichtet werden kann, und sieben mit der Oekonomie betraute Personen angestellt, also ein ziemlich zahlreiches Dienstpersonal.

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, etwas Näheres über Unterkunft und Verpflegung der Passagiere auf den Messageries Impériales zu erfahren. Es sind vier verschiedene Plätze vorhanden. Nur die Passagiere der ersten und zweiten Klasse haben eigene Schlafgemächer mit Betten und werden an der Wirthstafel verpflegt mit Wein ad libitum, die Verpflegung ist in dem Passagegelde einbegriffen. Die Passagiere der ersten Klasse speisen mit dem Kapitän, die der zweiten Klasse mit den Offizieren; die Passagiere der dritten Klasse haben einen Saal als Herberge, für die Nacht aber keine Betten; die Verdeckpassagiere müssen im Freien die Nacht zubringen. Den Passagieren der beiden ersten Klassen ist es gestattet, überall

auf dem Schiffe herumzugehen, nur bei Tische und für die Schlafsäle findet eine Trennung statt; die Bewirthung ist auf den beiden ersten Plätzen ziemlich dieselbe. Die Passagiere des dritten und vierten Platzes dürfen ihre Stelle nicht verlassen. Im Oriente werden meistens die vierten Plätze beliebt wegen ihrer Billigkeit, so dass auf drei Passagiere für den ersten Platz etwa sechs für den zweiten, dreissig für den dritten und einige Hundert für den vierten Platz kommen. Die Passagiere des vierten Platzes sind einer strengen Disziplin und grossen Beschränkungen unterworfen.

## 25. Der Pruth und der Pariser Frieden (1856).

Bald hinter Galatz passirten wir den Einfluss des Pruth. Die Mündung des Flusses, welche nicht 200 Fuss breit ist, blieb weit hinter unseren Erwartungen zurück. Dieser Fluss war uns bei unseren geographischen Studien immer so bedeutend vorgekommen, und nun lag er vor uns in öder, verlassener Gegend, kaum war eine Ansiedelung an diesem Zusammenfluss mächtiger Ströme wahrzunehmen, denn der Ort Reni, welcher mit einer Einwohnerzahl von 7000 Seelen angegeben wird, liegt doch in einiger Entfernung. Bis an den Pruth und „nicht weiter" hiess die Parole der Westmächte gegen Russland vor dem Krimmkriege. Der für Russland unglückliche Ausgang desselben hat durch den Pariser Frieden vom 30. März 1856 und die weitere Vervollständigung desselben durch das Protokoll vom Januar 1857 Russland weit jenseits des Pruth zurückgeworfen.

Betrachten wir ein wenig genauer die Konsequenzen dieser Friedensschlüsse, welche für die bevorstehende Lösung der orientalischen Frage erstaunlich ins Gewicht fallen. Russland hat 205 geographische Quadratmeilen Gebiet verloren, was für ein so unermessliches Reich, das in den letzten Jahren am Amur und in den Turanischen Ebenen mindestens 30,000 Quadratmeilen erworben hat, ganz unverfänglich erscheinen sollte. Allein diese Gebietsabtretung Russlands hat den Zweck erfüllt, jene Macht aus dem Bereich der Donaumündungen ganz zurückzudrängen. Die Donau ist aber der Hauptstrom von Zentral-Europa, seine Adern gehen aus von dem Herzen

des südlichen Deutschlands, an ihm liegen Oestreichs und Ungarns Hauptstädte. Russland hat durch den unglücklichen Ausgang des Krimmkrieges eine furchtbare Schlappe erhalten, sein Nimbus ist geschwunden, es wird diese Scharte in seiner Ehre schwer wieder auswetzen. Das Zurückziehen der russischen Grenze von der Donau ist in merkantiler, diplomatischer und strategischer Hinsicht für die Lösung der orientalischen Frage von unberechenbarer Tragweite.

## 26. Die europäische Donau-Regulirungs-Kommission.

In Folge des Pariser Friedens hat Russland an die Moldau denjenigen Theil von Bessarabien zurückgegeben, welcher westlich vom Pruth, südlich von der Donau und dem St. Georgs-Arm, östlich durch das Schwarze Meer und gegen das Innere Bessarabiens durch eine Linie begrenzt wird entlang des Burna-Sola, der Strasse von Akkermann zum Trajans-Walle u. s. w. Dieses Gebiet ist an die Moldau zurückgegeben worden, welche unter der Oberhoheit der Türkei steht. Die Hauptsache ist aber, dass die Donaumündungen einer europäischen Kommission zur Regulirung anvertraut sind, in welcher alle Uferstaaten ihre Bevollmächtigten haben. Diese Kommission ist unter dem Schutz der garantirenden Westmächte mit einer souveränen Gewalt bekleidet, und die Exekutive derselben nur nominell der Oberhoheit der Türkei unterstellt worden. Die ausübende Gewalt ist dem Herrn von Drigalski anvertraut, sein offizieller Titel ist: Inspecteur de la navigation du Bas Danube, oder wie Herr v. Drigalski selbst uns diesen seinen Titel übersetzt hat: „General-Inspektor der Regulirungs-Kommission der Donau.“ Herr v. Drigalski war früher (1846) Offizier in der Garnison Posen, später ist er bis zum Obersten befördert worden und hat dann seine jetzige europäische Mission übernommen. In seiner Gesellschaft bin ich von Tultscha (Tulcia), seiner jetzigen Residenz (worüber später), bis Sulina gefahren und verdanke seinen mündlichen Mittheilungen die interessanteste Belehrung. Er hat die Leitung und Beaufsichtigung für die Vertiefung und Instandhaltung des Sulina-Fahrwassers. Er hat eine grosse Verantwortlichkeit in seiner fast unabhängigen Stellung über-

nommen, nur dem Namen nach steht er unter türkischer Oberhoheit. Er hat ein eigenes Dampfschiff mit Namen „Mustik“ zu seiner Verfügung, das in Dresden gebaut und per Eisenbahn nach Wien befördert worden ist, von wo es die Donau heruntergekommen ist. Herr v. Drigalski ist ein eben so unterrichteter, wie liebenswürdiger und thätiger Mann, der grosse Erfolge in seiner jetzigen wichtigen Stellung erreicht hat.

## 27. Von der Mündung des Pruth bis Tulcia.

Bald hinter der Mündung des Pruth, dessen Reichthum an Fischen wir hier noch erwähnen wollen, passirt man das am linken Ufer gelegene weitläuftige Lazareth, welches als Quarantäne-Anstalt gegen die Verschleppung der Pest von den Russen gebaut und eingerichtet war und jetzt in Ruinen zerfällt, indem das Einbringen der Pest nicht mehr gefürchtet wird, da sanitäts-polizeiliche Beaufsichtigung in der Türkei Eingang gefunden hat. Die Türken kommen allmälig zurück von dem Blödsinn ihres Fatalismus.

Die Stadt Reni in Bessarabien, unterhalb der Mündung des Pruth, ist anmuthig zwischen Bäumen ganz im Grünen gelegen und weitläuftig zerstreut.

Bei unserer Weiterfahrt interessirten uns die Bewässerungsanstalten für die Niederungen, die im vorigen Sommer so sehr von der Dürre gelitten hatten. Das Wasser wird durch Schöpfwerke, die von Ochsen getrieben werden, in die Höhe gehoben.

Wir gelangten bald zu der sogenannten Kilia-Mündung, welche sich nordöstlich abzweigt, während die Sulina-Mündung eine östliche Richtung verfolgt. Wir gewahrten in dieser Abzweigung ein kreuzendes türkisches Kriegsschiff. Die Türken überwachen nämlich den ihnen von Russland zurückgegebenen Gebietsantheil des Donau-Delta mit ängstlicher Sorgfalt. Die Donaufahrt von Galatz bis zur Mündung ist auf dem linken Ufer durch hohe Pfähle bezeichnet, um den Abstand zu messen. Diese Pfähle tragen auf ihrer Spitze kolossale Nummern. Wo das türkische Kriegsschiff lag, war die Nummer 54 aufgehisst. Ebenso fiel uns die am Ufer entlang gehende Tele-

graphenleitung auf, indem die Telegraphenverbindung überall in der Türkei hergestellt ist. Ausserdem bemerkten wir die im Sulina-Kanal angebrachten Wasserstandsanzeiger, um an den gefährlichen Stationen vor Untiefen zu warnen. Durch Dampfbagger und Uferdämme hat man eine solche Wassertiefe hergestellt, dass wir 18 Fuss ungefähr als niedrigsten Wasserstand vorfanden, während im vorigen Herbst in Folge anhaltender Trockenheit die Donau unerhört wenig Wasser hatte. Es ist dies schon eine herrliche Errungenschaft, welche wir der bevormundenden europäischen Donau-Mündungskommission verdanken, da unter russischer Vernachlässigung die Sulina-Mündung auf 7 Fuss Tiefe versandet war *).

Wir gewahren aus der Ferne die Thürme der Doppelstadt Ismaïl-Tutschkow, wohin von Galatz aus eine regelmässige Dampfschifffahrt unterhalten wird. Ismaïl ist einer der hervorragendsten Handelsplätze von Bessarabien, dessen jährliche Ausfuhr an Weizen den Werth von einer Million Thalern übertrifft.

Bald gelangten wir in Sicht der Stadt Tultscha, wo 99 auf den Anhöhen zerstreute Windmühlen uns anheimeln, als ob wir uns Rawicz näherten. Tultscha ist in Form eines Halbmondes an der Donau erbaut. Es ist die Hauptstadt der Dobrudscha und zugleich die Residenz des diese Provinz als Statthalter regierenden Pascha. Wir sehen die k. k. östreichische und k. preussische Flagge an hohen Mastbäumen wehen, als Beweis, dass diese Mächte hier konsularische Agenten unterhalten. Herr Oberst von Drigalski, mit der Exekutive für die europäische Donauschifffahrts-Kommission betraut, hat ebenfalls seinen Wohnsitz in Tultscha. Es ist Tultscha auch Lootsenstation und hat Schiffswerften; es liefert alljährlich, namentlich für griechische Rhederei, eine nicht unbeträchtliche Anzahl wohlgebauter Schiffe.

Unser Schiff legte für 1½ Stunden in Tultscha an, welche ich zu einer Promenade durch die Strassen der bergan stei-

*) Vergleiche: Mémoire sur les travaux d'amélioration exécutés aux embouchures du Danube par la Commission Européenne instituée en vertu de l'article 16 du Traité de Paris du 30 Mars 1856. Accompagné d'un atlas de 40 planches. Galatz. Imprimerie de la Commission Européenne du Danube 1867. Gr. 4.

genden Stadt benutzte, die wie Rom, Konstantinopel, Gnesen u. s. w. auf den unvermeidlichen sieben Hügeln gebaut ist. Es herrschte auf den Strassen ein reges Leben und ein unruhiges kaufmännisches Treiben: namentlich fielen uns viele Bäckereien zur Verproviantirung der zahlreichen Schiffe, welche hier anlanden, auf, mit offenen Vorderfronten nach der Strasse. In einem Kaffeehause fanden wir ein Billard mit Kegeln nach ganz moderner Weise. Die Wände waren mit Landkarten vom Orient behängt in griechischer Schrift und Sprache. Eine lustige deutsche Handwerkerfamilie sass im Garten und erfrischte sich mit Kaffee und Wein, sie wollten mir Empfehlungen nach Konstantinopel aufdringen.

## 28. Von Tulcia nach Sulina. Delta der Donaumündung.

Gegen Mittag wurde die Fahrt fortgesetzt. Wir passirten unterhalb der Stadt den „Stein“ von Tultscha, eine weit in den Strom hineinspringende Felsklippe, welche den normalen Lauf desselben in eine andere Richtung lenkt und der Schifffahrt ernste Hindernisse bereitet. Wir gelangten bald an die Bifurkation des Tultscha-Armes, wo die Sulina in östlicher, der St. Georgs-Arm in südöstlicher Richtung sich abzweigt. In einer Doppelmündung, Chidrillis und Olinska genannt, welche eine Insel umschliessen, ergiesst sich der St. Georgs-Arm ins Meer. Es ist eigentlich unbegreiflich, warum die europäische Kommission die Sulina vor dem St. Georgs-Arm bevorzugt hat. Man hat nämlich berechnet, dass die Sulina nur $^2/_{27}$, der St. Georgs-Arm $^8/_{27}$ der sämmtlichen Wassermasse der Donau dem Schwarzen Meere zusendet. Der St. Georgs-Arm hat eine durchschnittliche Breite von 1400 Fuss, die Sulina von 500 Fuss. Die Absperrung und Vernachlässigung des St. Georgs-Kanals kann nur aus politischen Gründen geschehen sein.

Der Sulinakanal macht viele Kurven, so dass die Dampfschiffe sich in Acht nehmen müssen, nicht gegen das Ufer anzufahren, was uns einmal passirte und nicht ungefährlich war.

Herr Oberst v. Drigalski machte uns auf die Methoden aufmerksam, deren man sich bedient, um eine grössere Tiefe

hervorzubringen. Es geschieht dies einmal durch das Verengungssystem, nach welchem Dämme (piers) in den Fluss hineingebaut sind; dann durch Dampfbagger, welche an den Stellen, wo eine Versandung befürchtet wird, fortwährend in Thätigkeit sind. Wir passirten auch einen Durchstich, der wenige Tage vor unserer Fahrt eröffnet worden war, und durch welchen die Fahrt um zwei Meilen verkürzt wird, während dadurch zwei gefährliche Kurven vermieden werden. Die Stromkorrektion wird mit grosser Energie weiter verfolgt. Die Ufer sind hoch mit Rohr bewachsen, ohne Kultur, als bisher bestrittenes Terrain.

An den Ufern der unteren Donau sind die Wechselfieber endemisch, weil das sonst sehr fruchtbare Land jährlich den Ueberschwemmungen ausgesetzt ist und einen grossen Theil des Jahres unter Wasser steht. Es liesse sich durch Anlegung von Deichen sicher stellen und dadurch ein üppiges Weide- und Getreideland gewinnen. Indessen wäre der Kostenaufwand bedeutend, da der tägliche Arbeitslohn hier auf 13 bis 14 Piaster, etwa 25 Sgr. pro Kopf, berechnet wird und die Arbeiter, welche hier in dieser Wildniss kaum sich schützen und verpflegen können, bald am Fieber dahinsiechen und entkräftet werden. Die europäische Kommission hat daher ein eigenes Krankenhaus für ihre Arbeiter gegründet, welches vorzugsweise von Fieberpatienten frequentirt wird.

Bei einbrechender Dunkelheit ging unser Schiff bei dem Städtchen Ssulinsk (Sulina) vor Anker. Hier verliess uns Herr v. Drigalski, um dort Geschäfte zu ordnen; seine Absicht war, das in der Nacht von Odessa ankommende Dampfschiff zur Heimkehr zu benutzen. Als einflussreicher Persönlichkeit in diesen Regionen steht es ihm frei, jedes beliebige Schiff bei seinen Reisen gratis zu benutzen.

Unser Schiffsarzt musste ans Land gehen, um, wie es bei jeder Station üblich ist, ein Gesundheitsattest von der Obrigkeit für den Landungsplatz zu extrahiren. Es war in dem engen, ganz mit Schiffen belegten Hafen ein ungeheures Gewirre, die Beleuchtung mit Fackeln und Laternen nur mangelhaft, so dass beim Besteigen des Landungsorts es gar nicht zu verwundern war, dass unser liebenswürdiger Schiffsarzt durch Unvorsichtigkeit eines Bootführers im Gesicht durch ein

Tau verletzt wurde. Der Doktor stiess einen lauten Schmerzensruf aus. Sogleich fanden sich willige Hände unserer Schiffsmannschaft, um dem ungeschickten Inkulpaten durch Begiessen mit einigen Eimern Wasser vom Verdecke aus eine derbe Lektion zu ertheilen.

Das frühere russische Städtchen Ssulinsk bestand vor 20 Jahren nur aus wenigen Privathäusern, Buden, Kaffeehäusern und Erdhütten. Jetzt ist es ein sehr belebter Ort, der einer grossen Zukunft entgegen geht; der Hafen ist von 8′ auf 18′ Wassertiefe gebracht worden. Zwei lange Molen reichen weit ins Meer hinein und halten die Strömung zusammen, um die Bildung einer dem Hafen vorliegenden Sandbarre zu verhindern; die nördliche Mole ist über 4000 preuss. Fuss lang, die südliche über 3000 Fuss. Beide sind beendet worden am 31. Juli 1861. Die Kosten der Dämme beliefen sich auf 178,000 Dukaten. Es sind 12,000 Pfähle und 68,000 Kubikmeter Felsblöcke vom Stein von Tultscha verwendet worden. Die Tannenhölzer sind aus den Waldungen bei Galatz, das Eichenholz aus den Wäldern der Dobrudscha geliefert worden. Das Holz hat beiläufig gesagt in diesen Regionen einen fabelhaft hohen Preis, es kommen daher ganze Flotten von Flössen die Donau hinab.

Man giebt die Anzahl der Schiffe, welche im letzten Jahre (1867) in Ssulinsk angelegt haben, auf nahezu 6000 an. Es herrscht hier ein sehr reger Schiffsverkehr, wie in wenigen anderen Häfen des Schwarzen Meeres. Es heisst, dass Ssulinsk von der Pforte zum Freihafen erklärt werden soll. Es ist die Einfahrt aus dem Schwarzen Meere mit einem Leuchtthurm versehen, und das linke Ufer der Sulina durch Schanzen befestigt.

Das grosse Deltagebiet der Donaumündungen wird von Alluvialboden gebildet, es gleicht jetzt einer grossen Wildniss, in welcher sich der Wasserüberfluss der Donau in ein Labyrinth von Flussarmen, Seen, Teichen und Lachen verliert. Einige erhabenere Strecken sind mit Wald bewachsen. Früher war das Land besser kultivirt, unter der russischen Herrschaft ist es systematisch verwahrlost worden und Alles verwildert. Frühere Obsthaine und Gemüsegärten werden von Schilfrohr

überwuchert. Wildpret aller Art (Hirsche, Hasen), ganze Rudel wilder Schweine, Füchse, Wölfe und zahllose Sumpfvögel haben sich hier niedergelassen; das Thierreich übt eine ziemlich unbeschränkte Herrschaft aus. Bei rechtlich geordneten Verhältnissen und Aussicht auf Frieden könnte ein thatkräftig betriebsames Volk durch Kanalisation, Entwässerung und Schutzdeiche aus diesen versumpften Wildnissen üppige Getreidefluren schaffen: es würden reiche Handels- und Hafenstädte entstehen, und eine zweite Lombardei, ein zweites Holland an den Gestaden des Schwarzen Meeres emporblühen.

## 29. Von Sulina über das Schwarze Meer bis Varna. Reisegesellschaft.

Am 29. September 1868, Abends gegen 10 Uhr, liefen wir aus dem Hafen von Sulina ein in das Schwarze Meer, dessen Nähe uns schon seit längerer Zeit durch ein gewaltiges donnerähnliches Brausen verkündet war. Bei der finsteren Nacht verdiente es diesmal seinen Namen in der That, indessen scheint wirklich die Farbe des Wassers in das Schwärzliche hinüber zu spielen.

Das Schwarze Meer ist berüchtigt; obgleich es ein Areal einnimmt gleich dem des Norddeutschen Bundes, umschliesst es nur eine einzige kleine Insel nicht fern von der Sulina-Mündung, die sogenannte Schlangeninsel, umgeben von steilen Felsen, wo es von Schlangen und Reptilien wimmelt. Das Schwarze Meer (Pontus euxinus) hiess bei den Alten das „gastliche“ per Euphemismum, sie meinten eben damit, es sei „ungastlich“ und bereite den Schiffen den Untergang. In der That ist die Anzahl der Schiffbrüche auf dem Schwarzen Meere schaudererregend, z. B. am 22. November 1856 war die Barre von Sulina nach dem Berichte des östreichischen Generalkonsuls zu Konstantinopel Dr. Beke mit den Wracks von 17 gescheiterten Schiffen gespickt. Furchtbar sind die Schneestürme, die im Winter auf dem Schwarzen Meere toben. Es tritt dabei plötzlich eine so eisige Kälte ein, dass die unglücklichen Verdeckspassagiere sich nicht erwärmen können. Unser Schiffsarzt erzählte mir, wie sie bei einer Reise von Trebi-

sonde (Trapezunt), durch einen solchen Schneesturm in der Nacht überrascht, am Morgen unter 400 Verdeckspassagieren 21 Leichen zählten, die dem Froste als Opfer erlegen waren. Die Winter im nördlichen Theile des Schwarzen Meeres sind grausig streng, 20 Grad unter Null nach Réaumur ist gar keine Seltenheit. — Entsetzlich ist die Seekrankheit auf dem Schwarzen Meere, nur ein gesunder Magen, wie der des Berichterstatters, behält hier die Contenance. In der That verschwand der grösste Theil unserer Schiffsgesellschaft bei dem ersten Schaukeln auf den Wogen des Schwarzen Meeres, um erst wieder aufzutauchen bei der Einfahrt in den Bosporus; die zahlreiche Gesellschaft des vierten Platzes, welche das ganze Verdeck einnahm, war grösstentheils sehr miserabel und störte alle Illusionen.

Das Schwarze Meer wird auf drei bis fünf Meilen von der Donau gelb gefärbt; die dunklen Meereswogen vermischen sich nur spät und widerstrebend mit dem hellen Wasser der Donau.

Die Fahrt von Sulina nach dem Bosporus geht bei ruhigem Wetter in geringer Entfernung von der Küste vor sich.

Wir benutzten den 30. September, welchen wir auf dem Schwarzen Meere zubrachten, um uns über unsere Schiffsgesellschaft zu orientiren. Die französischen Offiziere und die Schiffsmannschaft waren, wie dies auf der ganzen französischen Marine der Fall sein soll, enthusiastisch orleanistisch, begeistert für den Prinzen Joinville. Das aufrührerische Journal, „Lanterne de Rochefort“, wird auf den Schiffen vorgelesen und alle französischen Konsulate sollen darauf abonnirt sein. Die französischen Seeleute führen eine zügellose Sprache. Z. B. hörten wir den Einnehmer (collecteur) unseres Schiffes sich wörtlich äussern, wie folgt: Je n'ai plus de principes, je suis comme Nap. III. (Ich habe keine Grundsätze mehr, ich bin wie N. III)..

Die interessanteste Gesellschaft für mich war ein oberer Geistlicher, Vorstandsmitglied der Klöster auf dem Berge Athos ἅγιον ὄρος (heilige Berg) in Mazedonien (Archimandrit). Er war in offizieller Sendung, um den jährlichen Tribut, den seine Genossenschaft (ein tributärer Mönchsstaat) dem Sultan zahlen muss, zu überbringen. Es war ein ältlicher Herr in

der Mitte der Sechziger von höchst angenehmem Umgange. Er war von feinster geselliger Bildung, seine Muttersprache war die griechische, er drückte sich aber auch geläufig in italienischer und französischer Sprache aus, und hat mir die interessantesten Aufschlüsse über sein Klostergemeinwesen gegeben, das den Zentralpunkt des oströmischen Glaubens, den Vatikan des Orients, den Freihafen und letzten Zufluchtsort aller Weltsatten des ehemaligen byzantinischen Reiches bildet. Der heilige Berg wird von 6000 diesem klösterlichen Gemeinwesen angehörigen männlichen Individuen bewohnt, die ein völlig abgegrenztes Territorium bebauen und ihre eigene freie Selbstverwaltung besitzen; es ist eine geschlossene Körperschaft mit aller im Säkularverbande herkömmlichen Ungleichheit an Vermögen, Macht, Ansehen, Erwerbsfähigkeit und Lebenspraxis. Weibliche Wesen sind von ihrem Gebiet ganz ausgeschlossen. Da dieser Geistliche öfter die Reise nach Konstantinopel macht, war er im Stande, mir die beste Information für meine Reisezwecke zu ertheilen.

Es wurde diesem Ordensgeistlichen allgemeine Ehrerbietung gezollt, namentlich von den Nonnen eines moldauischen Klosters, welche auf unserem Schiffe (auf dem vierten Verdeckplatze) sich befanden, um eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen; sie waren der Oberaufsicht einer älteren Oberin untergestellt, welche die von der Seekrankheit jämmerlich heimgesuchten Nonnen zu pflegen und zu trösten versuchte.

Indem wir längs den Küsten des Schwarzen Meeres entlang fuhren, umschifften wir bald das Vorgebirge von Kali-Akra (wo der Balkan ausläuft), das mit einem Leuchtthurm und mit Ueberresten von venetianischen Wachtthürmen versehen ist. Wir erreichten dann die Rhede von Varna. Ein Kloster, hart am Meere auf hohen Felsen gelegen, von Weinbergen umgeben, präsentirte sich zuerst den Blicken. Varna macht, von der Rhede aus gesehen, einen freundlichen Eindruck. Es steigt amphitheatralisch vom Meere auf, und hat von Weitem ein ganz modernes Ansehen, wozu die von Stein gebauten hellfarbig angestrichenen Häuser in dem Vordergrunde viel beitragen. Dazwischen erheben sich schlanke Minarehs und zwölf Moscheen. Dabei ist es stark befestigt

und hat schon schwere Belagerungen ausgehalten. Da das Wasser nach dem Lande zu seicht ist, so können grössere Schiffe nur in der Entfernung von einer Viertel Meile vor Anker gehen. Bei meiner Rückkehr bin ich ans Land gesetzt worden, und in ganz passablem Wagen, deren einige zwanzig für die Passagiere bereit gehalten wurden, nach dem eine halbe Stunde vom Landungsplatze entfernten Eisenbahnhofe auf holperigem Wege um die Festung befördert worden. Es verbindet diese Eisenbahn Varna mit Rustschuk und führt bei der Bergfestung Schumla vorbei. Die Bahn hat eine Länge von einigen zwanzig deutschen Meilen und führt durch ziemlich gut angebaute Gegenden. Der Betrieb geschieht durch eine englische Gesellschaft und sind die Einrichtungen ziemlich europäisch; der Luxus der Bahnhofsgebäude fällt jedoch fort, ebensowenig ist für Verpflegung der Reisenden gesorgt.

Während wir zwei Stunden auf der Rhede von Varna vor Anker lagen, entwickelte sich auf unserem Schiffe ein lebhaftes Treiben. Es wurden Depeschen des französischen Konsulates an Bord gebracht durch den Kawas (die Ordonnanz) des Konsuls. Dieser Kawas war ein wahres Prachtstück theatralischer Ausschmückung. Seine Kleidung war überladen von Gold- und Silberstickereien, im Gürtel trug er zwei Pistolen, deren Lauf und Griff reich mit Silber ausgelegt war, dann einen blanken scharf geschliffenen Dolch, zur Seite hing ihm ein Yatagan (ein langes Messer). Mit ihm wetteiferte an äusserer Ausstattung der Kawas des französischen Konsuls von Rustschuk, der nach Konstantinopel Depeschen überbringen sollte; es war ein Albanese, seine Pistolen waren geladen, und seine Patrontasche gefüllt. Es stiegen hier über 200 türkische Soldaten auf, die ihre Zeit abgedient und nach Hause (Kleinasien) entlassen wurden, wohin sie über Konstantinopel zurückkehren wollten. Ihre Anzüge waren meistens zerrissen, sie selbst sahen unsauber aus. Sie wurden von einem eigens dazu angestellten Beamten des Dampfschiffes untersucht, der ihnen die Waffen (Gewehre, Pistolen, Säbel, Dolche, Messer) abnahm zur Verwahrung und ganze Berge davon anhäufte. Es fiel uns die Resignation auf, mit welcher diese Soldaten sich jeder Anordnung willig unter-

warfen. Es wurde jedem seine Stelle auf dem Verdeck angewiesen, die er nicht verlassen durfte und wo er die Nacht unter freiem Himmel zubringen musste, ohne sich zu rühren, selbst wenn die Passagiere des ersten Platzes über seinen Leib wegspazierten, was bei der Ueberfüllung des Verdecks nicht zu vermeiden war. Ueberhaupt schien mir der unbedingte Gehorsam des niederen Volkes in der Türkei ausgeprägter zu sein, als bei uns. Die absolute Nüchternheit bei gänzlicher Enthaltung von allen Spirituosen erleichtert ausserordentlich den Verkehr mit der unteren Klasse, wozu noch ihre sprichwörtliche Ehrlichkeit kommt. Diese beiden Grundzüge der Türken: „Nüchternheit und Ehrlichkeit“ des gemeinen Volkes machen einen sehr wohlthuenden Eindruck und geben dem Volkstreiben eine charakteristische Physiognomie.

Unter den Passagieren befand sich eine armenische Familie, die auf der Pilgerschaft nach Jerusalem begriffen war; es fiel mir besonders ein armenischer achtjähriger Knabe davon auf, mit intelligentem Aussehen und funkelnden Augen.

Meteorologisch interessant war bei unserer Fahrt über das Schwarze Meer die Feuchtigkeit, mit welcher die Luft bei ganz heiterem Himmel gesättigt war.

## 30. Die Delphine.

Als wir uns der Einfahrt in den Bosporus bei Sonnenaufgang näherten, gesellten sich zu uns die hier unvermeidlichen Delphine, die fortan zu beiden Seiten unseres Schiffes geräuschlos umherschwammen mit rapider Schnelligkeit: kolossale Fische, die sich zuweilen mit dem halben Leibe aus dem Wasser emporschnellen. Diese Riesen unter den Fischen scheinen nur für die Poesie geschaffen zu sein, indem ihr Fleisch unschmackhaft ist und sie sonst auch dem Menschen keinen Nutzen gewähren. Doch nein! Die Delphine des Bosporus versehen dieselben Dienste, wie die herrenlosen Hunde von Stambul. Sie verzehren alle Auswürfe und Unreinigkeiten, die von allen Seiten in den Bosporus geworfen werden und ihm zufliessen. Besondere Liebhaberei haben die Delphine für Aas und Leichen, worauf sie Jagd machen, weswegen sie auch die Schiffe begleiten, weil sie Menschenfleisch

wittern. Da man in früheren Zeiten zu Dutzenden täglich bei lebendigem Leibe die untreuen Frauen oder sonstige Uebelthäter ins Meer versenkte, offen oder in einen Sack genäht und mit Steinen beschwert, so fanden die Delphine reichliche Nahrung: in wenigen Stunden waren die Leichen verzehrt, und jede Spur des unglücklichen Opfers war verschwunden. Ein Teleologe fände hier reichen Stoff zum Nachdenken über die Zweckmässigkeit in der Natur. Ohne die Hülfe der Delphine wäre sonst der Meeresstrand mit Leichen besäet gewesen, während nie eine Leiche hier je wieder an das Tageslicht gelangt, sondern im finstern Bauch des Delphins stückweise seine Ruhestätte findet. Aber jetzt, wo die unblutigen Exekutionen bei den Islambekennern seltener geworden sind, werden die Delphine in die allgemeine Klage über schlechte Zeit und in das Lob der Vergangenheit einstimmen.

## 31. Die Fahrt durch den Bosporus.

In der Nähe der Einfahrt in den Bosporus schwammen von beiden Seiten Delphine um unser Schiff und schnellten sich mit wunderbarem Schwunge halb ausserhalb des Wassers, um uns ihre Gestalt zu zeigen. Das Schwarze Meer war trotz Windstille unruhig gewesen, wir verspürten daher an der gleichmässigeren Bewegung und den geringeren Schwankungen des Schiffes, dass wir in ein ruhigeres Binnenwasser eingelaufen waren.

Leuchtthürme an beiden Ufern bezeichnen die Einfahrt. Wir fuhren bei den Symplejaden oder Kyaneïschen Inseln vorbei, die einst im Wasser herumtanzten und jedes vorbeisegelnde Schiff durch Zusammenstoss zerschmetterten. Wir freuen uns darüber, dass Orpheus vor uns gelebt und durch sein Flötenspiel beim Argonautenzuge dem tollen Treiben ein Ende gemacht und die Inseln festgebannt hat.

Wir gewahren darauf an beiden Ufern verfallene Befestigungen, deren Kanonenschlünde auf die Meerenge gerichtet sind; die Besatzungen sind in weitläuftigen Kasernen untergebracht.

Die schönste Operndekoration entfaltete sich im herrlichen Sonnenschein vor unsern entzückten Blicken. Die Reisegesellschaft versammelte sich auf dem Verdeck, um die Schönheiten

dieses durch gewaltsame Erderschütterungen durchbrochenen Kanals zu bewundern. Eine gewaltige Strömung beschleunigte unsere Fahrt. Das Schwarze Meer strömt seinen Ueberfluss hier aus, es würde ohne diesen Abzugskanal durch die ungeheuren Wassermassen, welche die Ströme: Kuban, Don, Bug, Dnieper, Donau, und zahlreiche Küstenflüsse in ununterbrochener Strömung ihm zuführen, bald überlaufen.

Der Leuchtthurm Asiens zeigt uns Jasons Felsen und der Medea grosse Erinnerungen. Vom Winde geschwellte Segel, Dampfer und Remorqueurs, zahlreiche Kaïks beleben den Kanal. Am Ufer erblicken wir alle Bauarten vom sphärischen Kiosk bis zu den konstantinischen viereckigen Mauern; von den Palästen der europäischen Gesandten, der griechischen und armenischen Handelsfürsten bis zu den trotzigen Kastellen der Genueser.

Auf der asiatischen Seite zeigt man uns einen 1200 Fuss hohen Berg, an welchen sich Sagen von Josua knüpfen; dicht dabei das Riesenbett des Herkules, einen sechszig Fuss langen und fünf Fuss breiten Grabhügel. Wir wenden uns nach dem europäischen Ufer und erblicken Bujukderé mit seinem prachtvollen Quai, an welchem der Sommerpalast des russischen Gesandten prangt, gegenwärtig des Grafen Ignatieff. Vor seinem Palast liegt im Hafen ein russisches Kriegsschiff, bestimmt für das Privatvergnügen des Gesandten, um durch Pracht und Machtentfaltung den Türken zu imponiren. Hinter dem russischen Gesandtschaftspalast steigt terassenförmig am Gebirge hinauf der dazu gehörige weitläuftige Park mit seinen riesigen Pinien, die wie Regenschirme ihr Zweigwerk weit ausbreiten. Die Natur umgiebt hier die Schöpfungen der Baukunst mit einem Zauber reizender Gärten. In der Nähe befindet sich der noch übrige kolossale, jetzt abgestorbene Stamm der Riesenplatane, in deren Schatten einst Gottfried von Bouillon seine getreuen Kreuzritter-Waffengefährten musterte, ehe er nach Asien übersetzte.

Als wir eine Verengung des Bosporus passirten, theilte man uns mit, dass hier der Perserkönig Darius, des Hystaspis Sohn, sein grosses Kriegsheer übersetzte, um Griechenland zu erobern. Sage und Geschichte verherrlichen jeden einzelnen Punkt des Ufers; Natur und Kunst wetteifern, um diese

bevorzugte Stelle der Erde auszuschmücken. Die Erinnerungen von Jahrtausenden sind hier verwebt mit der reizendsten Umgebung, bei deren Bildung der Zauber der Natur sich fast erschöpft zu haben scheint. Die Luft ist erfüllt von dem Dufte der zahllosen Blumengärten am Rande des Bosporus, während an den zurücktretenden Bergen die Wein- und Obstgärten sich emporschlängeln.

Wir passirten Therapia, wo die Botschafter von Frankreich und England ihre Sommerresidenzen aufgeschlagen haben. Es drängt sich an beiden Ufern Dorf an Dorf, Villa an Villa, die Höhen sind mit schwebenden Kiosks geschmückt, die Thaleinschnitte mit dichten Baumanlagen bedeckt. Man kann nicht mehr alle Einzelheiten unterscheiden, sie verweben sich in ein Riesengemälde, das sich in wachsender Schönheit vor uns aufrollt, eine Feenszene zur Berauschung der Sinne erschaffen.

Bosporus bedeutet Kuhfuhrt. Die durch die Eifersucht der Juno in eine Kuh verwandelte Jo warf sich, von einer Bremse verfolgt, welche sie unaufhörlich quälte, in diese Meeresenge, durchschwamm sie und ertheilte ihr den Namen.

Der Bosporus ist eine Meerenge, welche auf einer Strecke von drei deutschen Meilen zwei Erdtheile, Europa und Asien, Rumili und Anatoli, trennt und zwei Meere, das Schwarze und Weisse (wie allgemein hier das Marmora-Meer genannt wird), verbindet. Siebenmal steigen die asiatischen Gebirge herab und zwingen die Meeresfluthen, nach der thrazischen Küste auszuweichen. Siebenmal streckt der Haemus seine Felsenarme nach seinen asiatischen Brüdern am Gestade von Anatoli aus. So bildet die Wasserstrasse eine Schlangenlinie von sieben Krümmungen oder vielmehr sieben verbundenen Seen, deren Ufer in wechselnder Entfernung mit jedem Ruderschlage vorwärts sich neu gruppiren. Die Breite des Stromes beträgt oft nur $^1/_6$ Meile, zuweilen das Dreifache. Auf der europäischen Seite reiht sich in ununterbrochener Reihenfolge Ort an Ort, entweder im Halbkreise eine Bucht umkränzend, wie z. B. Jeni-Makalu und Bujukderé, oder im ausspringenden Winkel den Abhang eines Vorgebirges umgürtend (Therapia); Dazwischen stehen liebliche Landhäuser und Kiosks, von Hainen, Gärten und Weinbergen umgeben, indess Burgen und

Ruinen aus einer ereignissreichen Vergangenheit die Höhen krönen. Die Abfälle der Berge, auf denen sie sich erheben, sind oft schroff und gewähren den Ansiedelungen kaum Platz, sich an die grauen Felswände anzuheften, während sie anderwärts zurücktreten und anmuthige Wiesen, mit buntem Blumenflor geziert, den Blick überraschen. Die höchsten Ufer sind an der asiatischen Seite. Zu den Berggipfeln ziehen sich tiefe Schluchten hinauf, bewachsen mit Pinien, Platanen, Feigenbäumen, Pawlonien und Kirschbäumen in gigantischer Entwicklung, über deren Laubkuppeln die schlanken Zypressen gleich Minarehs emporstreben, während murmelnde Quellen und schäumende Giessbäche ihre Fluthen dem Meere zuwälzen. Ueber jede Beschreibung lieblich aber ist der Zauber von Tinten und Farbentönen, von Duft und Wohlgeruch, welche die Natur nirgends so reich, wie hier, über Himmel, Wasser und Land in gleicher Verschwendung ausgegossen hat.

Ehe die Osmanli am Bosporus ihre Zwingburgen aufführten, befanden sich an beiden Ufern mehrere dem heiligen Michaël geweihte Kirchen, welchem die Byzantiner die Hut des Bosporus gläubig überantwortet hatten. Eine dieser Kirchen thront noch heute am europäischen Ufer unmittelbar bei der Einfahrt in den Bosporus; sie ist wohl erhalten und thut gerade an dieser Stelle dem christlichen Bewusstsein wohl. Später gewahrten wir am asiatischen Ufer die Ruinen eines dem heiligen Georg gewidmeten Klosters.

Die fünfte Kanalenge wird überwacht von den festen Schlössern von Europa und Asien, Rumili und Anatoli-Hissar, deren weisse Mauern schon von weitem von den grünen Höhen herableuchten. Das Schloss von Asien blickt mit seinen mittelalterlichen Mauerzinnen ernst auf das Thal des himmlischen Wassers (die süssen Wasser von Asien, den Lieblingsaufenthalt der türkischen Damenwelt) herab. Gegenüber erbaute Mohammed II. an der thrakischen Küste zwei Jahre vor der Erstürmung von Konstantinopel das Schloss von Europa mit seinen gewaltigen Thürmen und weitläuftigen Mauern.

Das Mastengewimmel auf- und absegelnder Schiffe wird immer dichter. Es sind dies vorzugsweise griechische, italienische und englische Handelsschiffe, wenig französische, welche den Bosporus beleben; auch gewahrten wir einige türkische

Kriegsschiffe. Die aus dem Schwarzen Meere einfahrenden Segelschiffe werden von der gewaltigen Strömung mitgerissen, wogegen die hinausfahrenden gegen dieselben ankämpfen müssen und nur mit Hülfe von Schleppdampfern (Remorqueurs) die Schwierigkeit überwinden. Diese Schleppdampfer, deren Preis auf 15,000 Thlr. pro Stück angegeben wird, sollen sich hier vorzüglich rentiren, indem sie in einem Jahre schon die Hälfte dieser Summe als Brutto-Ertrag liefern und nur einen geringen Betriebskosten-Aufwand erfordern.

Die Lusthäuser und Paläste des grossherrlichen Hofes treten zahlreicher an das Gestade und verbinden die am Ufer gelegenen Orte zu einer fortlaufenden Reihe zusammenhängender Gebäude. Man macht uns aufmerksam auf den am asiatischen Ufer gelegenen Palast des Mehemet A'ali Effendi, auf den Kiosk des Vizekönigs von Aegypten, auf das Schloss von Kiamil Pascha, Schwiegersohn des Vizekönigs, welchem auf dem europäischen Ufer das Schloss von A'ali-Pascha (des Grossveziers) gegenüber liegt. Ein dunkler Schatten befindet sich jedoch in diesem lichten Gemälde, die Fenster sind überall mit Jalousien verhängt; diese glänzenden Häuser scheinen von ihren Bewohnern verlassen und ausgestorben zu sein. Nirgends gewahrt man am offenen Fenster ein lebendes Wesen, das freundlich sich sonnte und auf die belebte Meerenge hinausblickte. Die geschlossenen Fensterladen und hinabhängenden Jalousien sind sehr monoton, sie verbergen die Geheimnisse des Harems, stiller Glückseligkeit und Familienzurückgezogenheit.

Auf dem asiatischen Ufer erblicken wir Beylerbey, das grossherrliche Sommerseraï (Seraï bedeutet Schloss), ein langes Gebäude, weniger ausgezeichnet durch seine Bauart, als durch seine lange Front und die Weitläuftigkeit und Schönheit der dahinter gelegenen Gärten, die aber von hohen Mauern umgeben sind, um die darin wandelnden Frauen neugierigen Blicken zu entziehen.

Am europäischen Ufer gewahrten wir die Paläste einzelner Sultaninnen, dann die grossherrlichen Seraïs von Beschicktasch und Dolmabadsche mit unabsehbaren Fronten und langen verzierten und vergoldeten Eisengittern nach der Wasserseite und hochstrebenden Thoren. In Thorwegen ist die türkische Bau-

kunst grossartig, es sind eigentlich bei allen öffentlichen und Prachtgebäuden hohe Pforten. Bei jedem Palast ist eine Moschee für die Andacht des zahlreichen Hofgesindes.

Aber so blendend diese Palastlinie ist, sie fesselt nicht mehr die Aufmerksamkeit, denn schon erblickt man durch den sich öffnenden Kanal den vordersten der sieben Hügel, welche die Kaiserstadt tragen. Schon leuchtet uns der kolossale vergoldete Halbmond von der majestätischen Kuppel der Agia Sophia entgegen. Wir wenden ein in den Hafen (das goldene Horn) und gehen im Angesicht aller orientalischen Herrlichkeit vor Anker.

## 32. Der erste Eindruck von Konstantinopel.

So wäre ich endlich in Konstantinopel, so hätte ich erreicht, was mir in jugendlichen Jahren als ein heiss ersehnter, unausführbarer Wunsch vorschwebte. Ich bin fern von meiner Heimath, in der Hauptstadt der Türkei, welche einst Europa mit seinen wilden Horden zu überschwemmen und der christlichen Welt ein hartes asiatisches Joch aufzulegen drohte, von wo aus aber noch heute der ganzen muhamedanischen Welt in drei Erdtheilen Gesetze vorgeschrieben werden.

Ich fühle mich jedoch den Schwierigkeiten einer pragmatischen Darstellung eines Gemäldes der türkischen Hauptstadt nicht gewachsen. Die übrigen europäischen Hauptstädte haben so viel mit einander gemein, dass, wenn man eine davon kennt, man sich in jeder leicht zurecht findet. Ganz anders ist es mit Konstantinopel. Hier sind die Vorstellungen, die man von anderen Kapitalen erlangt hat, kaum anwendbar. Alle Analogien damit hören auf. Konstantinopel ist einzig in seiner Art. Es drängen auf den Beobachter so viele neue Erscheinungen ein, dass er alle seine geistigen Kräfte zusammennehmen muss, um sich in diesem Labyrinth nicht zu verlieren. Nur Fragmente und einzelne zusammenhangslose Skizzen dürfen Sie daher von mir erwarten. Sie glauben kaum, wie sehr man mit sich zu kämpfen hat, ehe man das Ueberraschende der ersten Eindrücke überwindet; man ist wie betäubt in dieser fremden Welt, diesem wirren Treiben, diesem Markte

des Luxus und der Sinnlichkeit, der Selbstsucht und des Eigennutzes.

Bei der Ankunft in Konstantinopel hat man keine Polizeiformalitäten zu erfüllen. Die Polizei nimmt in Konstantinopel keine Notiz von dem Fremden, er wird weder nach Namen noch nach Pass noch nach Reisezweck gefragt. Er kann thun und lassen, was er will, wenn er nur immer baar bezahlt. Das erste türkische Wort, welches der Reisende lernt, ist Backschisch (Trinkgeld), es wird ihm überall, wo er in die Oeffentlichkeit tritt, entgegengerufen mit nach ihm ausgestreckten geöffneten Händen. Dennoch ist es gut, sich bei seiner Gesandtschaft zu melden, zumal bei der preussischen, die durch so liebenswürdige und gefällige Persönlichkeiten repräsentirt wird. Es ist dies zweckmässig, theils der Belehrung, theils des möglichen Schutzes wegen, da sich die Gauner, unter denen am meisten die Italiener zu fürchten sind, an ihn herandrängen, um ihn auszubeuten. Wenn man Newyork als den „Spucknapf" von Europa kennzeichnet, kann man Konstantinopel den Spucknapf der ganzen alten Welt (Europa, Asien, Afrika) nennen, deren Abenteurer und Schwindler hier zusammenströmen.

Lord Byron sagt: „Ich sah Athens geheiligte Räume, Ephesus' Tempel, ich war in Delphi; ich habe Europa durchstreift von einem Ende zum andern und Asiens schönste Länder besucht, aber niemals erfreute mein Auge ein Anblick, dem von Konstantinopel vergleichbar." — Man muss jedoch dazu nicht von der Landseite kommen, um Konstantinopel allmälig aus dunklen Zypressenwäldern erscheinen zu sehen, wo die alten zerschossenen, mit Epheu umrankten Mauern Zeugen grausamer Vergangenheit sind. Es erfüllt mit Wehmuth zu wissen, dass jene Zypressen aus der Verwesung ganzer begrabener Nationen keimen, und dass jene grün bewachsenen Steinhaufen die Mauern des alten Byzanz waren.

Stambul ist einer grossen Blume vergleichbar, welche von der einen Seite mit einem unscheinbaren Deckblatt umgeben ist, mit welchem sie an den Felsgestaden von Rumili im Norden anklebt, während sie der südlichen Sonne und den glänzenden Spiegeln, welche zwei Meere vor ihr ausbreiten, das glühende Antlitz darbietet. Man muss in einem Boote

nach Skutari hinüberfahren, wie man vor einem Gemälde zurücktritt, um es besser zu würdigen; man muss sich auf einem anderen Welttheile niederlassen, um das grossartige Bild, das sich vor unseren erstaunten Augen entfaltet, mit seiner vollen Schönheit in sein Herz aufzunehmen. Schiller sagt vom Sänger: „Er breite es lustig und glänzend aus, das zusammengefaltete Leben; er drücke ein Bild des unendlichen All in des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall." Danach ist Konstantinopel der grösste Dichter oder vielmehr das grösste Gedicht, denn es ist das mit einem einzigen Blick zu umfassende, glänzendste, farbenreichste Bild des unendlichen All.

Wie Rom ist Konstantinopel auf sieben Hügel erbauet, deren Abgrenzung deutlich erkennbar ist. Der äusserste Hügel ist dem Marmora-Meer zugekehrt und wird von ihm unmittelbar bespült. Auf seiner ins Meer hineinragenden Spitze, auf einer Landzunge, Skutari gegenüber, lag das alte Seraï, welches abgebrannt ist, und an dessen Stelle Gärten eingerichtet sind, die zuweilen dem Publikum geöffnet werden. Dahinter steigen empor die weitläuftigen Anlagen des neuen Seraï mit buntverzierten mannichfachen Gebäuden, grösseren Palästen und kleineren Kiosks.

Was der Stadt einen so wunderbaren Reiz verleiht, sind die Hunderte von schlanken Minarehs und die Haufen glänzender Kuppeln auf Moscheen und Grabmälern, die über den gewöhnlichen Wohnhäusern hervorragen.

So glänzend Konstantinopel von aussen anzusehen ist, so sehr es den Reisenden anlockt, sich zu beeilen, bald unter den grünen Baumgruppen zu lustwandeln, die malerisch zwischen den Gebäuden hervorsehen: um so mehr bedauert er, sobald er in der Stadt angelangt ist, sich nicht mit der blossen Fernsicht begnügt zu haben. Alle Strassen Stambuls sind enge, krumm, winklig und finster, da das obere Stockwerk meist über das untere hinausgebaut ist. Viele Häuser wenden der Strasse nur eine blosse Mauer zu, indem die Fenster auf den Hof gehen; oder wenn Fenster nach der Strasse angebracht sind, so sind sie verhängt und gewähren einen traurigen Anblick. Entweder ist das Strassenpflaster defekt oder es fehlt ganz.

Unzertrennlich von der Physiognomie der Strassen von

Konstantinopel sind die Schaaren herrenloser Hunde, welche auf der Strasse geboren werden, leben und sterben. Sie gleichen in Gestalt am meisten unsern Schäferhunden, haben kurze Haare von schmutzig gelbbrauner Farbe. Viele sind räudig. Sie schleichen faul und träge umher und liegen mitten im Wege, ganz ausgestreckt, sich sonnend und schlafend, unbekümmert um das rege Strassengetümmel. Oft stehen sie wartend vor den Häusern, haufenweise vor Fleischläden und Garküchen, oder sie durchwühlen einen Müllhaufen, der eben auf die Strasse geschüttet worden ist, dessen Inhalt sie diskutiren. Sie reinigen die Strassen und versehen das Amt unserer Scharfrichter, z. B. ein gefallenes Pferd oder Rind verzehren sie mit Haut und Knochen. Der Türke geht behutsam und schonend bei den Hunden vorüber; er ist unfähig, einem Thiere ein Leid zuzufügen, selbst seine Haut- und Kopfparasiten liest er nur ab und wirft sie fort, ohne sie zu tödten. Sogar die Pferde üben gegen diese Hunde Diskretion, sie schreiten vorsichtig über sie fort. Jeder Hund hat sein begrenztes Revier, wie in manchen grossen Städten jeder Bettler seinen Standort; wehe dem unglücklichen Hunde, der sein Gebiet überschreitet, er wird zur Strafe zerbissen und zerrissen. Fremde Hunde werden von Revier zu Revier begleitet und Obacht gegeben, dass sie nichts Fressbares anrühren. Die konstantinopolitanischen Hunde bilden eine organisirte Republik. Bei Tage wird man nicht von ihnen belästigt. Wehe aber dem Franken, der sich in Stambul nach Sonnenuntergang verspätet. Die Bestien machen Kreis um ihn und gestatten ihm nicht, einen Fuss vorwärts oder rückwärts zu setzen, nur türkische Gutmüthigkeit oder der Revolver kann ihn retten, wenn er nicht, Sonnenaufgang abwartend, im Freien kampiren will.

Die stolze Kaiserstadt hält nicht, was sie von aussen verspricht. Es ist wahr, man findet Anziehendes genug, um seine Aufmerksamkeit zu beschäftigen, indem Alles, was man antrifft, von unseren Gewohnheiten und unserm Geschmacke abweicht. Das bunt gekleidete Volk, die grünen, gelben nnd rothen Dominos, mit denen die Frauen umhängt sind, die gelben Pantoffeln, auf denen sie einherschlottern, erscheinen phantastisch, so dass man sich in ein Ballet versetzt glaubt; namentlich am Freitag sind die Türken in schreienden Farben ausgeputzt.

Das Volk drängt sich in den engen, schmutzigen, steil ansteigenden Strassen in einem Gewühle, welches an das Gedränge von London in seinen belebtesten Stadttheilen erinnert. Dazwischen beengen und versperren die Lastthiere, auf beiden Seiten mit gefüllten Marktkörben oder Holzscheiten beladen, den Weg. Indessen glaubt man dies Alles vielfach schon gesehen zu haben, es sind die Erinnerungen an die Bilder aus dem Orient und Italien, die man in seiner Jugend mit so viel Theilnahme betrachtet hat, und welche wirklich sich oft durch grosse Naturwahrheit auszeichnen, weil ihre Züge zu charakteristisch und leicht darstellbar sind.

Die aus Brettern gebauten, oft hell übertünchten Häuser mit einem über den Unterbau vorspringenden Söller, dessen eng vergitterte Fenster die Geheimnisse des Harems verbergen, gewähren für kurze Zeit noch ein Interesse. Schauder erregen die vielen Brandstätten und Trümmerhaufen, welche wenigstens den fünften Theil der Oberfläche von Stambul bedecken und in allen Quartieren wiederkehren: sie erinnern an die verheerenden Feuersbrünste, von denen Konstantinopel so oft heimgesucht wird. Ueberall, wo die Strasse sich ein wenig erweitert, haben Kaufleute ihre Waaren ausgelegt; dabei ist in den Verkehrsstrassen in jedem dritten Hause ein Tabaksverschleiss. In nicht zu grossen Zwischenräumen trifft man Geldwechsler, die in irgend welchem Winkel der Strasse auf der Erde gekauert, ihre in Fächer getheilten Kästen, die mit verschiedenen Gold-, Silber- und Kupfermünzen gefüllt sind, ausstellen und daraus Dukaten und Napoleonsd'or in Piaster umwechseln. Die Bretzel-, Zuckerbäcker, Obstverkäufer, Wurst- und Kaviarhändler schreien ihre Waare mit gellender Stimme aus.

Der Eindruck des Grossartigen aber, den man in den ersten Tagen in Konstantinopel empfängt, verschwindet in einem wehmüthigen Gefühle, wenn man innerhalb dieser Mauern wandelt, wo so viel Grösse untergegangen ist; wenn man diese Hügel hinansteigt, welche die Gräber von Nationen bedecken. Nicht nur liegen die Begräbnissstätten innerhalb des Bezirks der Vorstädte und sind von den Wohnungen nicht geschieden, sondern man stösst auch fast in jeder Strasse, bei jeder Moschee auf Privatkirchhöfe, welche, gleich Gärten von Mauern umgeben, durch vergitterte Oeffnungen ihre Leichensteine

zeigen, indess melancholische Zypressen über die Einfriedigung emporragen. Ueberall trifft man auf Grabsteine und Zypressen. Man kann Konstantinopel die Leichenstadt nennen — es ist ein grosses Grab der Geschichte, in welchem auf die Dauer sich kein Lebendiger wohl fühlt.

## 33. Geschichtliches.

Byzas, König von Megara, hat Konstantinopel gegründet im Jahre 658 v. Chr., es erhielt den Namen Byzanz. Konstantinopel ist von altem Adel. Die Byzantiner behaupteten ihre Unabhängigkeit bis auf den persischen König Darius, des Hystaspis Sohn, welcher, als er Griechenland mit Krieg überzog, diese Stadt unterwarf. Auch während der Durchzüge des Xerxes, seines Nachfolgers, hatte Byzanz viel zu leiden. Nachdem die Perser bei Plataeae besiegt worden waren, kam Byzanz unter die Herrschaft der Spartaner, deren Feldherr Pausanias es in Besitz nahm; nachher unter die Herrschaft der Athener unter der Anführung des Alcibiades. Später machten sich die Byzantiner frei und gründeten eine Demokratie. In den späteren Kriegen der Römer gegen Antiochus, Perseus und Mithridates waren die Byzantiner stets auf Seiten der Römer, als Belohnung liessen ihnen die Römer ihre Unabhängigkeit, welche aber von den römischen Kaisern nicht geachtet wurde. Schon Kaiser Vespasian entriss den Byzantinern alle Privilegien. Kaiser Severus zerstörte Byzanz, baute es aber besser wieder auf.

Endlich machte Kaiser Konstantin, entzückt über die Lage von Byzanz, es zu seiner Residenz, indem er es ganz neu wieder aufbauete und nach seinem Namen benannte. Er ging dabei gründlich zu Werke und folgte alten Gebräuchen, indem er im Jahre 324 n. Chr. mit der Pflugschaar eigenhändig von der Landzunge, die von dem Hafen (dem Goldenen Horne) nördlich und dem Marmara-Meer südlich begrenzt wird, an dessen Spitze sich der Bosporus in das Marmara-Meer ergiesst, ein gleichseitiges Dreieck begrenzte, dessen jede Seite etwa eine deutsche Meile lang ist. Die an den Pontus Euxinus grenzenden Wälder, ebenso die Marmorbrüche der Insel Prokonnessus der Propontis, lieferten vorzügliches Baumaterial. Prachtbauten wurden durch geschickte Baumeister hergestellt.

Die Kunstwerke, welche die Städte Griechenlands und Kleinasiens schmückten, wurden nach Konstantinopel geschafft: Säulen, Statuen der Götter, Helden und Dichter, Trophäen u. s. w. Kaiser Konstantin überredete viele vornehme Römer, nach seiner neuen Residenz überzusiedeln. Die günstige Lage des Ortes und die Munifizenz der Kaiser verlockte viele Leute, dort ihren Wohnsitz aufzuschlagen. So geschah es, dass Konstantinopel an Grösse und Glanz bald mit der stolzen Roma wetteiferte, ja dieselbe übertraf.

Mannigfach waren die Schicksale von Konstantinopel im Mittelalter. In den Kreuzzügen bildete es die Hauptstation und den Stützpunkt aller militärischen Operationen. Lange Zeit widerstand Konstantinopel den Angriffen der Türken, es bedurfte der blutigsten Kämpfe, die fast ein volles Jahrhundert dauerten, um, nachdem fast schon alles Gebiet rings umher erobert war, endlich diese festeste aller Positionen zu überwinden. Am 29. Mai 1453 wurde Konstantinopel von der Landseite mit Sturm genommen. Der letzte griechische Kaiser Konstantin Dragoses fand einen ruhmvollen Tod an der Spitze seiner Truppen mit dem Schwerte in der Hand bei der Vertheidigung der vom ersten Konstantin erbauten Mauern der Hauptstadt des von diesem gegründeten tausendjährigen byzantinischen Reiches. „Ich will lieber sterben als leben!“ rief er, sich den Stürmenden entgegenwerfend. Als er sich von den Seinigen verlassen sah, brach er aus in die Worte: „Ist denn kein Christ vorhanden, der mir den Kopf spalte!“ So fiel er unter den Schwertstreichen zweier Türken, deren einer ihm ins Gesicht, der andere vom Rücken einhieb. Sein Kopf wurde an die Porphyr-Säule angeheftet, welche der erste Konstantin der Grosse seiner Mutter Helene zu Ehren errichtet hatte, nachher in die asiatischen Städte als Siegesbotschaft zur Schau versandt.

Doch scheint die letzte Stunde türkischer Herrschaft auf ehemaligem christlichen Gebiete bald schlagen zu wollen. Die Türken sind von trüben Ahnungen bevorstehender Vergeltung erfüllt. Nach alter Prophezeihung wird ein nordischer Herrscher mit blondem Barte Konstantinopel wiedererobern. Das Thor, durch welches er bestimmt ist, von der Landseite einzuziehen, haben sie fürsorglich vermauert.

## 34. Orientirung.

Wir wollen zum Verständniss der folgenden Berichte versuchen, den Leser in einigen starken Strichen über die Lage und Disposition von Konstantinopel zu orientiren. Es mag kaum eine Localität in der Welt geben, die so plastisch ausgeprägt wäre, dabei so mannigfaltig gegliedert und in ihren Einzelnheiten so ausgemalt, wie die von Konstantinopel.

Der Bosporus ist im Wesentlichen vom Schwarzen Meere aus von Norden nach Süden mit einer Ablenkung nach Westen gerichtet. Das vorhin beschriebene Dreieck, welches das alte Stambul enthält, wendet seine abgerundete Spitze, die vom Seraï (dem alten abgebrannten, in Gärten verwandelten, und dem neueren Jeni Seraï mit seinen drei Höfen) eingenommen wird. Den Schlussstein des Seraï bildet gewissermaassen, obgleich ausserhalb seiner Ringmauern gelegen, von dort aber unmittelbar zugänglich, die Agia Sophia, die Kirche der göttlichen Weisheit, auf hohem Bergesrücken gelegen, von allen Punkten sichtbar, sich im Marmara-Meer spiegelnd. Gegenüber der Seraï-Spitze liegt am asiatischen Ufer Skutari (Ueskûdari), das alte Chrysopolis, nach Norden, und Kadikjöi, das alte Chalcedon, nach Süden.

Das Goldene Horn ist eine Einbuchtung des Bosporus, die in Form des Hornes eines Stieres sich über fünf Viertel Meilen tief ins Land erstreckt, eine Meile lang das alte Stambul begrenzend, nachher nach seiner Umbiegung die Vorstadt Ejub trennend von den Depots der Artillerie und Marine und dem jüdischen Friedhofe, endigend in eine stark gekrümmte Spitze, wo zwei unversiegbare Bäche Kydaris und Barbyses (die süssen Wasser von Europa) einströmen.

Das Wasser des Bosporus dringt bei der Seraï-Spitze in einer starken Strömung in den Hafen, welcher das Goldene Horn genannt wird, ein und umkreiset dasselbe, es so ausspülend, dass nie Flussschlamm sich darin ansammeln kann, daher immer die gehörige Wassertiefe für die grössten Kauffahrtei- und Kriegsschiffe erhalten wird, die zu vielen Hunderten dort eine bequeme, vor allen Stürmen gesicherte Unterkunft finden.

Auf der anderen Seite des Goldenen Hornes, nach Norden zu gelegen, aber immer auf der europäischen Seite, liegen die Vorstädte Galata, darüber auf dem Berge Pera (πέρα heisst jenseits, d. h. jenseits des Hafens) Kassim-Pascha, Hasskjoi u. s. w. Man kann daher von Pera nach Stambul zu Lande kommen, indem man das Goldene Horn umgeht, über die süssen Wasser von Europa. Leichter ist es freilich von Galata aus, welches der Seraï-Spitze gegenüberliegt, über eine der beiden Schiffsbrücken (die neue und die alte Hafenbrücke, jede eine Viertelstunde lang, ähnlich der alten Brücke, welche Deutz und Köln verbindet) oder über die fast am Ende des Goldenen Hornes gelegene dritte Brücke den Hafen zu überschreiten.

Zwischen der neuen und alten Hafenbrücke ist der Handelshafen befindlich, während die Rhede von Galata der Seraï-Spitze vorliegt; hinter der alten Hafenbrücke, nach der Spitze des Goldenen Hornes zu, ist der Kriegshafen mit weitläuftigen Schiffswerften.

Galata bildet eine eigene, mit Mauern und Thoren umgebene Stadt, es ist der Tummelplatz der Matrosen, die Residenz der Schiffsmakler und Agenturen, des Zollamts, der Quarantaine u. s. w. Von Galata aus nach Norden aufwärts dem Schwarzen Meere zu gelangt man in die Vorstädte Tophane, Fyndykly, Dolma-Bagtsche (mit dem jetzigen Residenzschlosse des Sultans), Beschick-Tasch mit Tschiragan-Seraï (dahinter die weit ausgedehnten grossherrlichen Lustgärten), Ortakjöi u. s. w., wo am europäischen Ufer Ortschaft an Ortschaft bis zur Mündung des Bosporus sich in ununterbrochener Folge reiht.

Der Seraï-Spitze und dem Zollamte von Galata gegenüber auf dem asiatischen Ufer des Bosporus steigt nun die grösste Vorstadt von Konstantinopel Skutari (Ueskûdari, das alte Chrysopolis) mit seinem Zypressenwalde wieder in sieben getrennten Hügeln den Berg hinan. Zwischen Galata und Skutari befindet sich eine Felseninsel mit dem Leanderthurm. Dann folgen von Skutari aus nach dem Marmara-Meere zu in der Ebene am Meere gelegen die Exerzierplätze, Kasernen, das grosse militärische Lazareth, die Vorstadt Haider-Pascha,

das ganz modernisirte Kadikjöi mit hohen steinernen Häusern am prachtvollen Meeres-Quai entlang dem Strande des Marmara-Meeres, den Prinzen-Inseln gegenüber.

Konstantinopel mit allen seinen Vorstädten und dazu gehörigen Ortschaften hat sicherlich eine Einwohnerzahl von über eine Million. Der Verkehr von Stambul mit allen am Bosporus auf seinen beiden Ufern gelegenen Ortschaften wird durch ein halbes Hundert Dampfschiffe bewirkt, die von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang regelmässig nach dem Fahrplan von der neuen Hafenbrücke aus fahren. Die Schiffe sind erkennbar durch kolossale, auf hohen Stangen befestigte Nummern, sonst würde man sich gar nicht zurechtfinden in diesem Gewirre. Die Stunden auf dem Fahrplan sind aber nach türkischer Zeit angegeben, wo der Tag mit Sonnenuntergang beginnt, so dass man also seine Uhr auf zwölf stellen muss; sonst wird der Tag von einem Sonnenuntergang bis zum nächsten in zweimal zwölf Stunden eingetheilt. Da sich die Zeit des Sonnenunterganges ändert, ist man gezwungen, seine Uhr täglich zu stellen. Ausserdem giebt es zahllose Kaïks (lange, schmale Boote mit einer Vertiefung in der Mitte, worüber ein Teppich gebreitet ist für die Passagiere), welche den Lokalverkehr unterhalten: man schätzt die Anzahl der auf dem Bosporus kursirenden Mieths- und Privat-Kaïks auf achtzig Tausend.

Konstantinopel hat nach London, Liverpool, Antwerpen und Hamburg sicherlich den grössten Schiffsverkehr in Europa, ein Mastenwald entwickelt sich vor den erstaunten Blicken auf der Rhede und im Goldenen Horn, das sein Beiwort erhalten hat von dem Ueberfluss an Waaren, die seit dem grauen Alterthum hier verschifft wurden. Konstantinopel ist die beliebteste Skala (échelle oder Landungsplatz) des Orients.

Die orientalische Frage wäre viel weniger schwer lösbar, wenn es sich blos um eine Theilung des türkischen Gebiets handelte; Konstantinopel ist aber untheilbar. Es hat die begünstigste Lage für eine Haupt- und Residenzstadt auf der ganzen Erdkugel, es wird daher dereinst das Zentrum der Universalmonarchie werden, welche alle Erdtheile umfassen soll, so dass ein Hirt und eine Heerde alle Völker vereint.

Keine Stadt ist leichter zu verproviantiren als Konstantinopel, es kann sich den Ueberfluss einer fruchtbaren Küstenentwickelung von Hunderten von Meilen an zwei Meeren, welche die grösste Mannigfaltigkeit der Produktion aufweisen, in wenigen Tagen, selbst Stunden, aneignen, seitdem die Dampfschifffahrt im Gange ist. Keine Position ist leichter zu befestigen und zu vertheidigen, als die von Konstantinopel. Vom Schwarzen Meere aus ist eine über drei Meilen lange schmale Meerenge zu passiren; vom Mittelmeere aus die enge Strasse der Dardanellen. Ebenso geschützt ist es von der Landseite durch das unübersteigliche Balkan-Gebirge im Rücken, das eigentlich nur durch zwei leicht zu vertheidigende Pässe für eine Armee zu überschreiten ist. Konstantinopel liegt an den Grenzen von drei Erdtheilen, sein Klima ist mild, seine Lage macht es zu den gesundesten Aufenthaltsorten für Menschen, durch seine Scenerie ist es der bevorzugteste Ort auf dieser Erde.

## 35. Die Moscheen.

Der erste Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit eines Reisenden in der Fremde auf sich zieht, sind die der Gottesverehrung gewidmeten Gebäude. In ihnen ist der Geist des Volkes plastisch dargestellt, zugleich die ganze Innerlichkeit des Volkes nach aussen gekehrt und die Stufe der Gesittung und Bildung, auf welcher sich das Volk befindet, bezeichnet. Der Reisende, welcher nach der Türkei kommt, sieht sich zuerst nach den Moscheen um: mein erster Ausflug in Konstantinopel war nach der Moschee gerichtet, welche dem andern Ende der neuen Hafenbrücke, die Galata mit Stambul verbindet, gegenüber liegt. Es war dies die Dscheni Dschami, d. h. die neue Moschee, welche von der Sultanin Validé, der Mutter des jetzigen Sultans, erbaut ist. Die Moschee war von Andächtigen umlagert, die vor ihrem Eintritt in das Heiligthum sich durch Waschungen säuberten. Ein gutmüthiger Türke erkannte in mir den Fremden, der mit den Gebräuchen des Islam unbekannt war. Er bedeutete mir, die Stiefel auszuziehen, und auf den Strümpfen einzugehen; half mir den schweren, doppelten Vorhang bei Seite legen, welcher gewissermaassen die Stelle der Hauptthür vertritt, um jedes

Geräusch zu vermeiden. Es war fast Unbesonnenheit von meiner Seite, als Giaur (Ungläubiger) die Moschee ohne besondere Autorisation zu betreten. Man bedeutete mir später auf der Gesandtschaft, dass ich mich dabei jeder Misshandlung ausgesetzt hätte, wofür man keinerlei Genugthuung hätte fordern dürfen, indem noch damals der Besuch einer Moschee jedem Ungläubigen streng untersagt war.

Der Eindruck, den ich beim Eintritte in diese hohen Räume empfing, war überwältigend. So wie man die Schwelle überschritten hat, befindet man sich fast unter der erhabenen Kuppel, doch davon werden wir später bei Gelegenheit der Agia Sophia reden, welche als Muster bei dem Bau aller grossen Moscheen zu Konstantinopel zu Grunde gelegt worden ist. Vorerst wollen wir zum besseren Verständniss der folgenden Beschreibungen uns mit den Moscheen im Allgemeinen beschäftigen.

Die Grundform einer Moschee ist das Viereck. Ursprünglich bestand eine Moschee aus einem viereckigen oben offenen Hofe, umgeben von überdachten Säulengängen.

In jeder Moschee befindet sich in der Direktion nach Mekka 1) der Mihrab, d. h. eine in der Mauer angebrachte Nische, in grossen Moscheen oft verziert mit Säulen von kostbarem Marmor, aber nie Gemälde oder Bildwerke enthaltend, welche überhaupt von den Moscheen ausgeschlossen sind. Es hat der Mihrab die Bedeutung des Hauptaltars unserer christlichen Kirchen. Neben dem Mihrab ist 2) der Minber, eine Kanzel zum Predigen, überragt von einem pyramidalen oder kegelförmigen Schalldeckel. Auf diesen Minber führt eine steil ansteigende Treppe, oft mit einem verzierten Geländer geschmückt. Vom Minber wird an hohen Feiertagen das Gebet für den Sultan verlesen.

Auf der anderen Seite der Mihrab, dem Minber gegenüber, ist 3) die Maksoura, ein umschlossener erhöhter Chor für den Sultan, welcher den Gläubigen das gute Beispiel giebt und wenigstens jeden Freitag mit Pomp eine der grossen Moscheen besucht. Zu den mannigfachen religiösen Verpflichtungen, welche dem Sultan obliegen, gehört auch die, während seiner Regierungszeit einmal den ganzen Koran mit eigener Hand abzuschreiben, welche Abschrift später wie ein Heiligthum in

seinem Begräbnisstempel (Turbé) aufbewahrt wird, welcher Turbé sich neben der von ihm erbauten Moschee befinden soll. Es liegt nämlich eigentlich jedem Sultan ob, eine neue Moschee zu bauen, welche Pflicht freilich von den letzten Sultanen häufig unerfüllt geblieben ist.

Vor dem Mihrab ist oft noch 4) eine Art Erhöhung (Tribüne), Khout balli genannt, angebracht, wo der Iman sein Gebet verrichtet, und 5) der Mahfil, eine Terrasse von mässiger Erhöhung für die Koran-Vorleser und Erklärer. Ausserdem bemerkt man 6) eine viereckige erhöhete Plattform, Mastalah genannt, von wo die Ausrufer zum Gebete einladen.

Der Gottesdienst der Moslemin besteht mehr in frommen Gebeten der Gläubigen, als in Zeremonien der Priester, er ist frei von äusserlichen Ueberschwenglichkeiten. Ebenso ist die Predigt einfach, sie beschränkt sich auf Vorlesung und Erklärung einzelner Kapitel (Suren) des Korans. Das weibliche Geschlecht ist vom Besuch der Moscheen ausgeschlossen.

Der Fussboden der Moscheen ist im Sommer mit geflochtenen Strohmatten, im Winter mit gewirkten Teppichen belegt. Bänke und Tische fehlen, der Totaleindruck und die Uebersichtlichkeit des harmonisch gegliederten Baues wird dadurch weder geschwächt noch gestört. Eine eigenthümliche Dekoration bietet der Erleuchtungsapparat, welcher in den grossen Moscheen aus Krystall- und Glaskronen, zahllosen Laternen und Lampen, vielfach aus ausgehöhlten Straussenеiern besteht. Bei festlichen Gelegenheiten, z. B. dem Bairamsfeste, werden die Moscheen und Minarehs glänzend erleuchtet, was einen magischen Effekt hervorbringen soll.

Um die Moschee befindet sich gewöhnlich ein Hof mit überdachten Säulengängen, auf dem Hofe sind Brunnen angebracht für die Abwaschungen, gewöhnlich auch um die Moschee Wasserbehälter mit Hähnen, wo die Gläubigen vor dem Gebet ihre Reinigungen vornehmen.

Getrennt von der Moschee sind die Minarehs, wie in Italien die Glockenthürme (Campanili) von den Kirchen. Nur den kaiserlichen Moscheen sind vier Minarehs gestattet, an jeder Ecke einer. Eine einzige Moschee, die Achmediéh in Konstantinopel, hat deren sechs, die Kaaba in Mekka jedoch deren sieben (das non plus ultra). Die Minarehs sind schlanke

weisse Thürme mit zwei oder mehr Etagen, auswendig mit kreisförmigen Gallerien umgeben, von wo die Ausrufer (Muezzin) die Gläubigen mit kreischender Stimme zum Gebete rufen. Der Minareh ist gewöhnlich gekrönt mit einem kegelförmig spitz zugehenden Schieferdache, so dass ein Minareh das Ansehen eines Leuchters mit einem darauf gesteckten Lichtauslöscher gewinnt.

Die grossen Moscheen sind gewöhnlich mit einem Platze umgeben, der mit Bäumen bepflanzt ist, sie liegen im Grünen. In den Bereich der Moschee gehören die Amtswohnungen der Ulemas, Imans und der geistlichen Unterbedienten (Teppichausbreiter, Lampenanzünder u. s. w.); ausserdem Khans (zur Aufnahme von Reisenden), Medressés (Parochialschulen), Bibliotheken, Imarets (Zufluchtsstätten für Obdachlose, Nachtherbergen), Volksküchen, öffentliche Bäder, Springbrunnen u. s. w. Jeder Sultan hat neben der von ihm gebauten Moschee sein Erbbegräbniss (Turbé), wo er, seine Frauen, Kinder u. s. w. ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Deswegen sind die Turbés oft mit kleinen Kirchhöfen umgeben, die aus reizenden Rosengärten bestehen. Man macht in Konstantinopel Parade mit Begräbnissstätten, ausgeschmückten Särgen, Leichensteinen, Grabdenkmälern und umgiebt sie mit heiteren Einfassungen, um dem Tode seine Schrecken zu nehmen. Wenn auch nicht jeder Grossherr die Mittel besessen oder aufgewendet hat, eine Moschee zu bauen, so hat er doch wenigstens einen Turbé gestiftet. Am Katafalk des Stifters ist am Kopfende ein Turban, am Fussende eine ungeheure Kerze angebracht. Ein solcher Katafalk hat kolossale Dimensionen und ist oft mit kostbaren Gewändern überdeckt, die nicht selten mit werthvollen Edelsteinen verziert sind.

Die Moscheen pflegen reich dotirt zu sein durch Schenkungen und Vermächtnisse. Von ihren Einkünften werden die Ausgaben für die mit der Moschee verbundenen Wohlthätigkeits-Anstalten (als da sind für Reisende, Arme, Kranke, Obdachlose u. s. w.), Unterrichtsanstalten (Schulen, Bibliotheken) bestritten.

Zugleich dienen die Moscheen zur Aufbewahrung und Sicherstellung von Werthsachen, Schätzen u. s. w. Z. B. wenn ein Muselmann verreist, vertraut er seine Kostbarkeiten der

Moschee an und erhält sie unangetastet zurück. Die Moscheen ersetzen unsere gerichtlichen Depositorien; ihre Priester verwalten das Vermögen der Minorennen, daher von den Geistlichen verlangt wird, dass sie rechtskundig sind. In den Höfen der Moscheen sieht man Waarenballen, Kisten, Reisekoffer u. s. w. aufgestapelt, die dort unbewacht und aufsichtslos sich unangefochten und ungefährdet in voller Sicherheit befinden.

Ausser den grossen Moscheen, welche Dschami (Versammlungshäuser) heissen, giebt es eine Unzahl Bethäuser, Mesdjid, woraus die Spanier Mesquida, die Italiener Mesquita gemacht haben, die Franzosen Mosquée, die in allen Stadtvierteln von Konstantinopel zerstreut liegen.

## 36. Die Agia Sophia.

Es giebt vielleicht kaum ein Gebäude auf der ganzen Erde, das geeignet wäre, eine solche Theilnahme in Anspruch zu nehmen, als die frühere christliche Metropolitankirche, jetzige Moschee Agia Sophia in Konstantinopel. Es ist vielleicht das älteste und zugleich das schönste Gebäude auf der Erde, zugleich knüpfen sich daran die bedeutungsvollsten historischen Erinnerungen. Die Agia Sophia liegt auf einer Anhöhe, sie ist von allen Seiten weithin ersichtlich. Der auf ihrer Kuppel angebrachte vergoldete Halbmond, welchem das christliche Kreuz hat weichen müssen, spiegelt sich in zwei Meeren (dem Marmara-Meer und dem Bosporus).

Berichterstatter war mit einem grossherrlichen Ferman versehen, es war ihm dadurch volle Freiheit gewährt, die Agia Sophia in allen ihren Theilen zu besichtigen, auch selbst während der Gebetsstunden. Nach einigen historischen Bemerkungen, die für das weitere Verständniss vorauszuschicken er für nothwendig erachtet, wird er seine eigenen Wahrnehmungen mittheilen.

Kaiser Konstantin, welcher Konstantinopel zur Haupt- und Residenzstadt des oströmischen Reiches erwählte, hatte dort im Jahre 325 der ewigen göttlichen Weisheit (σοφία) eine christliche Kirche erbauet, welche im Jahre 532 in Folge eines Aufstandes (des Niké-Aufstandes) zerstört wurde. Die Christen in Konstantinopel erkannten bald mit Bedauern, wie

verderblich die Folgen blinder Leidenschaft sind. Der Kaiser Justinian beschloss daher den schleunigen Wiederaufbau des zerstörten Gotteshauses. Er fasste den Vorsatz, eine Kirche zu bauen, welche würdig sei, die erste der Christenheit genannt zu werden. Er beauftragte daher den bedeutendsten Architekten seiner Zeit, Anthemios, mit der Anfertigung des Bauplanes, und 40 Jahre nach dem Brande, am 23. Februar 532, wurde der Grundstein zum Neubau gelegt.

Alle Behörden der Provinzen erhielten den Befehl, an werthvollen Materialien herbeizuschaffen, was zu erlangen war. Die heidnischen Tempel in Griechenland und Kleinasien wurden geplündert, um die Kirche der Sophia zu schmücken.

Alle verfügbaren Einkünfte des weitläuftigen Reiches wurden auf den Bau verwendet, und sogar neue Taxen auferlegt, um die enormen Kosten zu bestreiten. Der Kaiser Justinian besuchte selbst täglich den Bau, um die Arbeiter anzufeuern und das Werk durch Lob und Tadel zu fördern. Auf diese Weise gelang es, mit mehr als 10,000 Arbeitern, die Tag und Nacht sich ablöseten, den grossen Bau mit aller seiner Pracht in fünf Jahren elf Monaten und zehn Tagen vom Tage der Grundsteinlegung an wiederherzustellen. Die Einweihung erfolgte am 26. Dezember 537. Aber schon 22 Jahre später stürzte in Folge eines Erdbebens der östliche Theil der Kuppel ein. Justinian schritt sofort zur Wiederherstellung, er liess die Widerlagen verstärken, die Kuppel selbst um 25 Fuss höher aufführen und die innere Pracht erneuern. Am 24. Dezember 563 wurde die Kirche von Neuem eingeweiht. Als der Kaiser darin einzog, rief er aus: „Gepriesen sei Gott, ich habe dich besiegt, Salomo.“ Justinian hatte Feuersicherheit seinen Baumeistern zur ersten Bedingung gemacht, und die konsequent durchgeführten Gewölbe-Konstruktionen haben den Bau gegen die so häufigen Feuersbrünste in Konstantinopel gesichert.

Wenn man die vielen und heftigen Erderschütterungen in Betracht zieht, welche im Verlauf von dreizehn Hundert Jahren Konstantinopel mit ihren zerstörenden Wirkungen heimgesucht haben, so erscheint es als ein Wunder, dass die Sophia mit ihren gewagten Konstruktionen alle diese Stürme überdauert und in diesem langen Zeitraume nur wenig Hauptreparaturen erfordert hat.

Am 29. Mai 1453 nahmen die Türken Konstantinopel mit Sturm. Mohammed II. hielt gegen Mittag seinen Einzug in die eroberte Stadt. Er ritt gerade zur grossen Kirche hin, welche auch auf ihn die grösste Anziehungskraft übte, wie noch heute auf jeden Reisenden. Er sprang vom Pferde und ging in die Kirche zu Fuss. Bewundernd schaute er die 107 Säulen aus Porphyr, Granit, Serpentin, vielfarbigem Marmor (rosenfarbig gestreiftem, grünem von Lakonien, blauem von Lybien, schwarzem celtischen, weissem bosporischen) und saïtischem Porphyr: darunter die acht Porphyrsäulen aus dem Sonnentempel zu Baalbeck (Palmyra), die sechs grünen Marmorsäulen (verde antico) aus dem Dianentempel zu Ephesus, die Säulen aus dem Tempel des Zeus zu Cyzikus, aus den Tempeln von Alexandria, Athen und den griechischen Inseln, wie wir sie noch heute bewundern. Mit Erstaunen hing sein Blick an den luftigen Gallerien und Gewölben, an den kolossalen Bildern der Evangelisten und Apostel, der Jungfrau und des Kreuzes mit den Worten: „In diesem siege!“ Alles war und ist Mosaïk von farbigen und vergoldeten an einander gefügten Glaswürfeln. Je höher sein Blick stieg, desto grösser war sein Erstaunen, bis er im kühnen Fluge des Baumeisters mit der so niedrig gewölbten Kuppel hoch in den Lüften schwebte.

Mohammed II. war tief ergriffen; er befahl, das Gebäude zu verschonen. Die prophetische Inschrift auf den kreideweissen, auf Rhodus gebrannten Ziegeln: „Gott hat sie gegründet, und sie wird nicht erschüttert werden, Gott wird ihr beistehen im Morgenroth“, ging nun, so weit sie die Erhaltung des Gebäudes durch den östlichen Eroberer betraf, in Erfüllung. Mohammed liess einen seiner Gebetausrufer von der Estrade vor dem Heiligsten zum Gebet und zum Bekenntniss des Islam auffordern, und verrichtete zuerst als Nachfolger des Propheten das Gebet auf dem Hochaltare. Wie die griechischen Kaiser ihre Triumph-Züge mit Gebet in der Agia Sophia beschlossen, begann Mohammed die Besitzergreifung der Stadt durch Gebet auf dem Hochaltare. Noch heute besteigt hier am Freitag beim Gebet der Priester den Minber (die Kanzel) mit einem blanken Säbel in der einen Hand, um die Besitzergreifung mit dem Schwerte zu konstatiren.

Der christliche Tempel der göttlichen Weisheit wurde fortan in eine Moschee umgewandelt. Die prachtvollen Malereien aus Mosaïk, darstellend Scenen aus der heiligen christlichen Geschichte, wurden mit Kalk übertüncht und unkenntlich gemacht. Die Aussenseite des Gebäudes wurde entstellt durch Strebemassen und Stützpfeiler, welche gegen die Umfassungsmauern aufgethürmt sind.

Es mag an dieser Stelle eine Legende erwähnt werden, welche vielen gläubigen Christen noch heute als Wahrheit gilt. Als die Türken Konstantinopel eroberten, flüchtete eine Menge Volk in das Heiligthum, um ihr Leben zu retten. Die Agia Sophia wurde mit Menschen angefüllt und die Thore wurden geschlossen, von den Türken aber mit Beilen erbrochen, und das geflüchtete Volk niedergemetzelt oder in die Sklaverei fortgeführt. Ein Priester feierte am Hochaltare das Messopfer, er wurde in der Mitte des Hochamtes von Soldaten gestört, die mit erhobenen Schwertern auf ihn eindrangen. Er ergriff die Flucht, es öffnete sich die Mauer der Kirche vor ihm und schloss sich hinter ihm, er verschwand. Man glaubte an einen geheimen Ausgang, eine verdeckte Thür, fand aber eine dichte undurchdringliche Mauer. Man bezeichnet noch heute die Stelle, wo der Priester seinen Verfolgern sich entzogen hat. Zuweilen ertönen hier aus der Dicke der Mauer feierliche Kirchengesänge. Der Priester soll noch leben und auf den Augenblick warten, wo er seine Zufluchtsstätte verlassen kann, um das unterbrochene Messopfer am Hochaltare zu vollenden. Mehr als 400 Jahre sind seitdem verflossen, der Priester harrt noch immer auf seine Erlösung. Dass die Agia Sophia indessen bald dem christlichen Bekenntniss zurückgegeben wird, ist eine Ahnung, welche selbst die Muselmänner erfüllt. Die Gegenstände des christlichen Gottesdienstes, z. B. das Weihbecken, sind erhalten und unter den Fussboden versenkt, von wo sie bald wieder an das Tageslicht zurückkommen werden.

In der Agia Sophia befindet sich eine mit Bronze bekleidete Marmor-Säule, welche aus Betrübniss der Umwandlung der christlichen Kirche in eine Moschee an einer bestimmten Stelle Thränen ausschwitzt. Berichterstatter hat selbst seine

Finger in eine kleine in der bronzenen Umhüllung angebrachte Oeffnung gelegt und in diesen Thränen gebadet.

Im Jahre 1847 ordnete der Sultan Abdul-Medschid die nothwendige Reparatur der Agia Sophia durch den italienischen Architekten Fossati an. Der Marmorschmuck im Innern wurde gereinigt und sein früherer Glanz wiederhergestellt; die goldglänzenden Mosaïkflächen wurden von der verhüllenden Kalkkruste befreit, die fehlenden Stellen durch Blattvergoldung und Ornamentik in Oelfarbe ergänzt. Die durch den Koran verbotenen figürlichen Darstellungen überzog man von Neuem mit einem deckenden Stuk, um sie zukünftigen Geschlechtern aufzubewahren.

Die zu dieser Reparatur errichteten Baugerüste, welche bis zu dem höchsten Punkte der Kuppel reichten, boten die seltene Gelegenheit dar, dieses merkwürdige Gebäude in allen seinen Theilen und Konstruktionen genau zu untersuchen. Der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. schickte zu diesem Zweck den Geh. Oberbaurath Salzenberg nach Konstantinopel. Auf königliche Kosten wurde ein Prachtwerk herausgegeben, das die Sophia in allen ihren Theilen darstellt.

Trotz der Uebertünchung ist oben in der Kuppel nach Süden die kolossale Figur eines Christus durch das Fernrohr deutlich erkennbar, wie wir uns selbst durch den Augenschein davon überzeugt haben, der segnend seine Hände über die Kirche ausbreitet. Ebenso ist im Fond der Kuppel eine griechische Inschrift lesbar: „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde.“ Sonst sind die wundervollen Mosaïkbilder, von denen wir in dem Werke von Salzenberg saubere Kopien finden, alle übertüncht. Um die Blössen zu verdecken, sind grosse grüne runde Tafeln aufgehängt, die mit vergoldeten Buchstaben Sprüche aus dem Koran enthalten. Ebenso ist, wie in allen Moscheen, eine solche Tafel aufgehängt, welche den Namenszug des Sultans in vergoldeter Schrift darstellt. Eine andere Tafel fiel uns auf, deren Inhalt uns folgendermaassen übersetzt wurde:

„Es ist mir trotz allen Bemühungen nicht gelungen,
„Euch zur Vernunft zu bringen: wegen der Folgen
„wasche ich meine Hände in Unschuld.“

Diese Tafel rührt vom Sultan Mahmud her, er hat sie anbringen lassen nach der von ihm angeordneten Niedermetzelung der Janitscharen am 15. Juni 1826.

Bei unserem Besuche der Agia Sophia wurden wir von Imans (Kirchendienern) empfangen, die uns zunächst auf einem gewundenen chaussirten Wege, der auch für Wagen passirbar ist, aber noch breiter und bequemer wie die Wendeltreppe im königlichen Schlosse zu Berlin ist, in die oberen Gallerien, das frühere Gynaeceum (Frauenchor) führten. Von der Balustrade dieses Chors, welches die ganze Kirche umgiebt, hat man einen herrlichen Ueberblick über das ganze Gebäude. Die meisten Reisenden müssen sich mit dieser Ansicht begnügen, während es uns gestattet war, die Agia Sophia nach allen Richtungen in Musse zu durchwandern.

Die flache Kuppel, welche das Gebäude krönt, hat die Form eines Kugelsegments, nicht einer Halbkugel, sie scheint in der Luft zu schweben, indem sie nicht durch Pfeiler gehalten, sondern nur von der Umfassungsmauer getragen wird, an welche sie sich anlehnt. Das Wunder dieser Kuppel besteht darin, dass, weil der innere Raum ganz frei ist und die Säulenreihen nur am Umgange der Kirche sich hinziehen, man sogleich, nachdem man die Schwelle des Eingangs überschritten hat, den Totaleindruck empfängt und unter der Wölbung der Kuppel zu stehen glaubt.

Alle inneren Wölbungen und Wandflächen der Agia Sophia sind mit Verzierungen aus farbigen Glasstiften ausgestattet, wovon nur die Bilder der Heiligen als dem Koran zuwider mit Kalktünche überzogen sind. Die Markuskirche in Venedig ist gewissermaassen eine Nachahmung en miniature der Agia Sophia. Glasflüsse in kräftigen schönen Farben sind in Würfel von ein und mehreren Quadratlinien Oberfläche gespalten und werden durch einen festen Kitt zusammengehalten; sie sind dicht aneinander an den Gewölbflächen befestigt. Die solide Art der Malerei in Mosaïk (musivische Kunst), in deren Herstellung die Byzantiner wohl als Lehrmeister gelten können, ist eine wahrhaft monumentale, auf ewige Dauer berechnete. Noch heute glänzen die mit Hülfe derselben geschaffenen Werke in einer Farbenfrische, als ob sie eben aus der Hand des Künstlers hervorgegangen wären. Nicht der Staub von

Jahrhunderten, nicht die Kalktünche der Moslim, noch die Drahtbürste und kaustische Lauge der letzten Restauration hat ihren Glanz vermindert.

Fenster in übergrosser Zahl sind in den Umfassungsmauern rings herum angebracht, auch die Kuppelgewölbe sind damit versehen. Die Hauptkuppel z. B. ist mit 40 hohen Fenstern am unteren Kranze durchbrochen, so dass von allen Seiten Licht in die Kirche strömt, dieselbe in einem Lichtmeere schwimmt und die Marmorbekleidungen der Wände, sowie der Mosaïkschmuck der Gewölbe in hellem Glanze strahlen.

Die Grundform des Kreuzes ist in der Agia Sophia erkennbar, ist aber in Widerstreit mit der sonstigen Anordnung der Moscheen, wo die Hauptrichtung nach Mekka festgehalten wird. Die Mihrab, welche dorthin weist, sowie die Gruppirung des Minber (Kanzel), der Loge für den Sultan und die Paschas, die schiefe und verquere Richtung, in welcher die Teppiche ausgebreitet sind u. s. w., stehen in Disparität mit der ursprünglichen Anlage. Dieser Uebelstand findet sich natürlich nicht in den übrigen grossen Moscheen, z. B. in der Sulimaniéh, welche sonst ganz nach dem Muster der Agia Sophia von den Türken gebaut sind.

Wir wollen noch einige Merkwürdigkeiten erwähnen, welche in der Agia Sophia gezeigt werden. Es befindet sich darin eine Zisterne mit geweihtem Wasser. Ein Block von ausgehöhltem Marmor soll die Krippe sein, worin das Jesuskind geboren ist. Sie soll von Bethlehem herstammen, zugleich mit einem Gefässe, worin das Christuskind von seiner Mutter gewaschen wurde. Rechts von der Mihrab hängt ein alter abgenutzter Teppich, welcher von den Türken als Reliquie verehrt wird, indem der Prophet Mahomet darauf sich niederzuwerfen pflegte, um seine Gebete zu verrichten. Es giebt vier solcher heiligen Teppiche. Man sieht, dass die Mohamedaner inkonsequent sind, sie verwerfen den Bilderdienst und verehren dabei Lumpen.

Der Tempel der göttlichen Weisheit war ein Jahrtausend hindurch der Stolz der Christen des Orients, seit vier Jahrhunderten ist er das verehrte Heiligthum des Islam. Die Agia Sophia war die Hauptkirche des byzantinischen Patriarchats und der Schauplatz der grössten und heiligsten Staatshand-

lungen, der Krönungen, der Vermählungen und der öffentlichen Kirchenaufzüge der griechischen Kaiser, sie ist daher für die Geschichte des byzantinischen Reiches von hoher Bedeutung. Wenig Bauwerke haben einen so weit verbreiteten Einfluss auf die Kunst geübt, als dieser Prachtbau des sechsten Jahrhunderts, der an Kühnheit der Wölbungen, an Wirkung und Pracht der inneren Ausschmückung jedes andere Kirchenbauwerk übertrifft.

Der Dom des Pantheons zu Rom hat 130 Fuss Durchmesser, ruht jedoch auf der Erde; die Sophienkuppel hat nur etwas über 100 Fuss Durchmesser, aber sie schwebt in der Luft. In St. Peter zu Rom muss man bis unter die Kuppel vorschreiten, um sie zu schauen, und die Stützflächen betragen die Hälfte des freien Raumes: unter der Eingangspforte der Sophia überschauet man den grössten Theil des inneren Raumes, sowie die Kuppel mit einem Blick, und die Stützflächen betragen kaum ein Zehntel des freien Raumes. St. Peter hat im Schiff nur Ein Stockwerk, das Detail ist ermüdend; die Sophia ist zweistöckig, ihr Detail ist einfach. Die Sophia erscheint gross auf den ersten Blick, die Peterskirche wird es erst durch Reflexion. Die Marmorbekleidung des Innern der Sophia ist reicher, als die des Pantheon, und der Mosaïkglanz der Gewölbe überstrahlt weit den von St. Peter.

Der Gesammteindruck, den dieser viel gegliederte Bau auf den Eintretenden macht, ist der der Grösse, der Erhabenheit und Pracht: die Raumentfaltung ist überraschend. Zuerst eilt der Blick über das weite Schiff, dringt tief in die Seitenhallen, steigt auf zum Gynaeceum, erhebt sich dann, von Bogen zu Bogen aufsteigend, bis zum erhabenen Dom, dessen Christus-Scheitelbild schon von der Schwelle der Mittelthür aus ganz sichtbar war und allmälig wieder zum Vorschein kommt trotz aller muselmännischen Vorkehrungen. Jeder Schritt vorwärts eröffnet neue Seitenblicke, und die Fülle von glänzendem Material, so wie die Harmonie der Verhältnisse erwecken in dem Beschauer die Empfindungen des Wohlbehagens und der Befriedigung. Denkt man sich nun noch die ehemalige reiche Ausstattung als christlicher Kirche, den Glanz von Edelsteinen und Metallen, von kostbaren Gefässen und Geräthen, die reichen Gewänder und eine Unzahl von Ampeln

und Kandelabern hinzu, so ist das Entzücken der alten Schriftsteller bei Beschreibung der Schönheiten der Sophia erklärlich. Hoffen wir, dass der Tempel der ewigen göttlichen Weisheit bald seiner ursprünglichen christlichen Bestimmung zurückgegeben werden wird.

## 37. Das Seraï.

Es ist der Ausdruck Serail uns von unserer Jugend an geläufig, wir denken dabei an Wunderdinge, welche der Wirklichkeit aber nicht entsprechen. Bei den Türken bedeutet „Seraï" soviel wie „Palast" und vorzugsweise denjenigen des Sultans oder Padischa Chan, Nachfolgers des Kalifen, des Stellvertreters des Propheten, des Beherrschers der Gläubigen, oder wie sonst seine Ehrentitel lauten. Seraï ist das eigentliche Residenzschloss des Sultans. Indessen haben die letzten Sultane es vorgezogen, ihren gewöhnlichen Aufenthalt in anderen Lustschlössern zu nehmen, deren sie sich zahlreiche am Ufer des Bosporus erbaut haben. Der gegenwärtige Sultan weilt gewöhnlich in Dolmabadsche, wo er sich einen wundervollen Palast gebaut hat, der nach dem Bosporus eine Front von mehreren Hundert Schritten bietet, in welchem Palast alle modernen Bequemlichkeiten angebracht sind, z. B. eine eigene Gasanstalt, die allein für den auf der Pariser Ausstellung (1867) angekauften kolossalen Kronleuchter zehn Tausend Flammen liefert. Uebrigens sind die Sultane unermüdlich im Bau neuer Lustschlösser und Pavillons und verschwenden dafür grosse Summen. Nach einem türkischen Sprichworte stirbt man nämlich so lange nicht, als man noch an seinem Hause baut. Diesen Aberglauben ihrer Sultane müssen die Türken theuer bezahlen.

Unter dem Seraï oder Schloss des Sultans muss man sich nun nicht ein grosses Residenzschloss vorstellen, wie beispielsweise das Berliner. Das Schloss zu Konstantinopel ist vielmehr ein Aggregat von niedrigen Häusern, Kiosks, weitläuftigen, mit hohen Platanen u. s. w. bewachsenen Höfen, eingeschlossenen Gärten, welches das Areal einer gewöhnlichen mittleren Stadt von der Grösse wie z. B. Lissa bedeckt. Das Seraï wird von einer mit Schiessscharten versehenen hohen Mauer

eingeschlossen und besteht im Wesentlichen aus drei von einander wieder durch Mauern getrennten Höfen, welche durch hohe Eingangsthore verbunden sind.

Das Seraï liegt auf dem Abhange eines Hügels, der auf der östlichen Seite vom Goldenen Horne, auf der westlichen vom Marmara-Meer bespült wird, dessen Wellen sich hier brechen und hochaufschäumen an einem gepflasterten Uferdamme, der von der Umfassungsmauer des Seraï einige Schritte lang nach dem Meere abfällt. In der Umfassungsmauer sind vielfach Thüren angebracht, um den Ausgang nach dem Meere zu gestatten. Die Ansicht des Seraï von der See ist wundervoll. Die vergoldeten Kuppeln der zahlreichen Kiosks, welche namentlich nach dem Meere zu liegen, die hohen Zypressen und gewaltigen hundertjährigen Platanen, die auf den Höhen wachsen, stellen ein anmuthiges Bild zusammen.

Vor der hohen Eingangspforte von der Strasse aus ist eine Hauptwache, wo wir uns melden und unseren Ferman niederlegen mussten, der uns die Erlaubniss der Besichtigung gewährte. Es wurde uns ein Ordonnanzoffizier zugeordnet, der uns fortan unter seinen Schutz nahm. Auf sein Geheiss wurde ein kolossales Schlüsselbund in Bewegung gesetzt, um das hohe Thor zu öffnen.

Wir hielten unseren Einzug in die weitläuftigen Bauten der kaiserlichen Residenz. Wir wurden indessen nur in wenig Häuser geführt, nur in die Staats- und Empfangszimmer des Sultans, seine Bibliothek, sein Museum, seine Waffensammlung, seine Kiosks und Gartenanlagen, während selbstverständlich die Familienwohnungen, die Badehäuser u. s. w. für Fremde unzugänglich sind. Man zeigte uns von aussen den Palast des verstorbenen Sultans und unten nach dem Meere zu die Residenz der pensionirten Sultaninnen. Dagegen öffnete man uns verschiedene Kiosks, um uns die wundervolle Aussicht auf das Marmara-Meer und die asiatische Küste bewundern zu lassen. Es wird wohl keine fürstliche Residenz geben, wo dem Genusse einer schönen Natur so Rechnung getragen ist, wie in dem Seraï zu Konstantinopel.

Heiter ist der Anblick nach aussen, unheimlich nach innen. Man wird erschreckt durch die düsteren Gesichter der schwarzen und weissen Leibwachen und Wächter (Eunuchen),

die sich zu Hunderten auf den Höfen herumtreiben; es treten einem vor die Seele die Schatten der hier Gemordeten, während die Erinnerung an die hier verübten Gräuelthaten mächtig auf uns einstürmt. So gewahrt man schon im ersten Vorhofe einen ungeheuren, umgekehrten steinernen Mörser, in welchem sonst die Ulemas (d. h. die rechts- und gesetzkundigen Geistlichen), die das Leben verwirkt hatten, zu Tode gestampft wurden.

Beim Eintritt in die Staatszimmer müssen wir unsere Stiefeln ausziehen, indem es nicht gestattet ist, ein Gotteshaus oder die kaiserlichen Gemächer mit dem Staub an den Füssen zu betreten, den man von der Strasse aus mitgebracht hat. Es soll auch wohl das geschmackvolle Parquet von kostbaren Holzarten geschont werden, das in den Staatsgemächern überall ausgelegt ist. Die beiden Damen, zwei östreichische Majorsfrauen aus Siebenbürgen, die mit ihren Männern sich unserer Gesellschaft angeschlossen hatten, waren erstaunt über die prachtvollen venetianischen Spiegel aus einem Stück, worin sie sich von Kopf bis zu Fuss beschauen konnten, noch mehr aber über die Sauberkeit und Ordnung, welche überall herrschte, sowie über die Sorgfalt, womit die Möbeln vor Sonne und Staub geschützt werden. Dagegen fällt es uns auf, dass alle Gemächer klein und niedrig sind, nirgends hohe weite Prachtgemächer, wie wir sie z. B. im neuen Palais zu Potsdam oder in anderen europäischen Residenzen bewundern. Das hat aber seinen guten Grund. Hoffeste und Gesellschaften sind am grossherrlichen Hofe in Konstantinopel gänzlich unbekannt, dafür wären auch die Lokalitäten des Seraï ganz ungeeignet.

Zu den Sehenswürdigkeiten, welche den Fremden gezeigt werden, gehört der Kiosk von Bagdad. Er ist von Mahmud IV. gebaut worden zum Andenken an die Eroberung von Bagdad. Er gewährt eine unvergleichliche Aussicht. Wir traten hinaus auf eine Terrasse, unter uns rauschten die Fluthen des Weissen Meeres, die Hügel und Paläste von Pera lagen uns links gegenüber, rechts der Zypressenwald von Skutari, vor uns öffnete der Bosporus eine Fernsicht bis nach Beilerbey. Innen besahen wir die kunstvollen Mosaïks, die Rüstkammer und ein Wasserbassin von Marmor. Unser Staunen erregten die prächtigen mit Perlmutter ausgelegten Thüren.

Dann wurden wir in den Kiosk des Sultans Achmed III. geführt, von dort in die Privatbibliothek des Sultans, wo ein Teppich ausgebreitet war, in den die Bilder der letzten Sultane eingewirkt waren. Es ist dies eine Anomalie, wie überhaupt sich der Sultan auf der abschüssigen Bahn der Neuerungen befindet. Es kontrastiren dazu einige in den Prachtgemächern aufgestellte landschaftliche Oelbilder, ohne menschliche Belebung, weil eigentlich der Islam jede bildliche Darstellung von Personen verbietet, während anderseits der Sultan und seine Angehörigen sich gegenwärtig alle Monate von Abdulla in der grossen Strasse von Pera photographiren lassen. Nichts als Widersprüche!

In dem Bibliothekzimmer des Sultans, das uns durch seine geschmackvolle elegante Einrichtung imponirte, konnten wir uns gemüthlich auf bequemen Sesseln niederlassen, um uns mit Musse umzuschauen. Wir nahmen das französische Buch in die Hand, worin der Sultan den Tag vorher geblättert hatte, das aufgeschlagen geblieben war. Es behandelte dasselbe eine solche medizinische Spezialität, dass wir uns gemüssigt sahen, den Titel der Sonderbarkeit wegen zu notiren. Wir sahen kostbare Prachtwerke in den Sprachen des Orients auf Metallpapier geschrieben und mit reichen Goldverzierungen überladen, sonderbarer Weise aber mit dem Schnitt nach vorn aufgestellt.

Ein entsetzlicher Schrei von benachbarten Minarehs unterbrach unsere bibliographischen Studien. Die Stunde des Gebets wurde verkündet, unsere türkische Begleitung warf sich auf die Erde nieder und vollzog seine Verbeugungen. Dasselbe geschah von der gläubigen kaiserlichen Dienerschaft auf den Höfen, die sich dort sonst einem süssen Nichtsthun hinzugeben schien; es ist dies übrigens eine unheimliche Gesellschaft: willenlose Werkzeuge in der Hand ihres Grossherrn. Das Geschrei der Muezzin ist so kreischend, dass sie sich selbst die Ohren verstopfen, um einander nicht zu hören.

Wir wurden in den Grossherrlichen Thronsaal geführt, der als Audienzsaal bei feierlichen Anlässen dient und früher vorzugsweise zum Empfang der Gesandten bestimmt war.

Es war den Gesandten jedoch nicht gestattet, sich den Stufen des Thrones selbst zu nahen und dem allerhöchsten

Herrscher ins Gesicht zu schauen, der, nachlässig auf seinem gelben Schlafsopha hingestreckt, nur sich gegen seinen Grossvezier wandte uud durch dessen Vermittelung die von den Dollmetschern übersetzten Huldigungen der Gesandten entgegennahm. Die mit einer Audienz begnadigten Personen mussten in den vergitterten Verschlag eintreten, welcher noch heute einen grossen Theil des Thronsaals einnimmt. Vorher hatten sie in einer besonders dazu hergerichteten Abtheilung des Schlosses, die man uns ebenfalls zeigte, türkisches Kostüm anlegen müssen und waren dort auf türkische Weise gespeiset worden. Die europäischen Gesandten haben längst gegen eine solche Insolenz protestirt und lassen sich jetzt in ihrer eigenen Landestracht vorstellen, ohne zu antichambriren. Der Sultan, weit davon entfernt, die europäischen Gesandten zu maassregeln, steht vielmehr jetzt unter ihrer Vormundschaft und fügt sich ihren Launen. Die Diplomaten in Konstantinopel bilden ein Regentschaftskollegium, das den Sultan überwacht, der seine Selbstständigkeit eingebüsst hat. Wir promeniren im Thronsaal und überzeugen uns, dass man aus den Fenstern des Palastes Alles sehen kann, ohne von aussen selbst erkannt zu werden, nämlich durch die mit Oeffnungen versehenen Jalousien, womit die Fenster verhängt sind. So sollen die türkischen Damen, mit Pariser Operngläsern bewaffnet, das auswärtige Treiben verfolgen, ohne sich selbst neugierigen Blicken bloszustellen und die Eifersucht ihres Gebieters zu reizen.

Ueberraschend ist der Thronsaal durch seinen kleinen Umfang, seine Unregelmässigkeit und das geringe Licht, das ihm nur durch Ein Fenster zukommt. Der Thron, eine Art Schlafsopha mit gelber Seide überzogen, steht unter einem Baldachin, der von vier kleinen silbernen kostbaren Säulen gestützt wird. Nur die beiden vorderen Säulen erhalten so viel Licht, dass man die Menge geschmacklos eingelegter Edelsteine und Perlen bewundern kann; die beiden anderen verlieren sich geradezu im Dunkeln, wie der Thron selbst. Die Ehrerbietung, womit die uns begleitenden Türken vor diesem Herrschersitz standen, glich einer abgöttischen Andacht oder dem Gefühl armer Sünder. Mit Recht, denn die zweite den Stufen gegenüberstehende Thür ist von grausenerregender Bedeutung, sie enthält eine Vorrichtung zur Erdrosselung. Sobald

die Ungnade des Sultans von dem düsteren Throne herab über einen Pascha ausgesprochen war, blieben dem Unglücklichen nur noch zwei Schritte zu thun übrig bis an jene Thür; sobald mit dem dritten die Schwelle überschritten war, fühlte er schon seinen Hals in der seidenen Schnur, die seinem Leben ein Ende machte. Thron und Henkerstätte sind hier nebeneinander, ganz im Geiste der älteren türkischen Geschichte, die nur von Thronbesteigungen und Thronentsetzungen, von Gnade und Ungnade des Grossherrn, vom blutigen Schwerte der Eroberung und Hinrichtung meldet.

Nach dem Besuch des Thronsaals, der uns eher traurig als heiter gestimmt hatte, kehrten wir in die freie frische Meeresluft zurück.

Nachdem wir uns in den weitläuftigen Höfen umgesehen und die hundertjährigen Platanen, deren eine so umfangreich ist, dass zehn Männer ihren Stamm nicht umspannen, angestaunt haben, nähern wir uns der Porta Kapussu. Auf den Spitzen dieser hohen Pforte, denn hier ist Alles hohe Pforte, wurden die Köpfe der Hochverräther und Majestätsbeleidiger zum abschreckenden Beispiel aufgespiesst, um die Beschauer anzugrinsen.

Es wurde uns die Waffensammlung aufgeschlossen, wozu die frühere Irenenkirche umgewandelt worden ist. Neu war uns die Deckendekoration. Zur Raumersparung sind nämlich auch die gewölbten Decken dazu verwendet worden, viele Tausende von Gewehren anzubringen, welche so befestigt sind, dass sie in senkrechter Richtung dem aufwärts gewandten Blicke des Beschauers entgegenstarren; selbst die Kuppel ist so benutzt worden. Ausser älteren Waffen gewahrten wir hier einen reichen Vorrath von Hinterladungsgewehren. Es fielen uns die vielen Säbel, namentlich Kavalleriesäbel, auf. Eigenthümlich ist der wunderthätige Brunnen in der Mitte der Kirche. Einen schauerlichen Eindruck machten die mit Blut getränkten, mit dem christlichen Kreuze gezierten Fahnen, welche den Bewohnern von Montenegro vor fünf Jahren abgenommen worden sind; eine andere Fahne zeigte noch ganz frische Blutflecke, sie war vor einigen Monaten einer insurrektionellen Bande in Bulgarien entrissen worden.

Jetzt ging es ins Museum. Wir unterstellen dem Ausdrucke Museum gewöhnlich eine andere Bedeutung, wie die Türken es zu thun scheinen. Wir verstehen unter „Museum" eine nach gewissen Prinzipien wohl geordnete Sammlung von Kunstschätzen oder Naturkörpern, seien es Gemäldegallerien (Pinakothek), Sammlungen von Statuen u. s. w., reden auch von einem egyptischen oder zoologischen, anatomischen u. s. w. Museum. In dem bei dem Seraï befindlichen grossherrlichen Museum ist Alles durcheinander, z. B. ein kolossales Medusenhaupt in Marmor, eine in Staub zerfallende egyptische Mumie, die Glocke der früheren Irenenkirche, eine kolossale Pauke der weiland Janitscharen-Musik, ein Glied der eisernen Kette, welche die Griechen über den Bosporus von Galata nach dem Goldenen Horn gespannt hatten, um die Einfahrt Mahmud des Zweiten im Jahre 1453 zu verhindern u. s. w.

Der Besuch des Seraï hat mancherlei Gefühle in uns erweckt. Wir dachten zunächst an: Sic transit gloria mundi, oder: „Das ist der Lauf der Welt, das ist das Loos des Schönen dieser Erde, alles Irdische ist vergänglich und wird zuletzt in den Staub getreten." Man empfängt überall in Konstantinopel den Eindruck: „Es geht zu Ende." Man denkt auch unwillkürlich an die Theorien von J. J. Rosseau: „Gott hat die Welt als Paradies geschaffen, die Menschen haben sie mit ihren niedrigen Leidenschaften in eine Hölle umgewandelt."

Der gegenwärtige Inhaber des Seraï ist der Sultan Abd-ul-Aziz, geboren am 8. Februar 1830. Aller europäische Luxus steht zurück hinter dem Glanz, womit der Sultan aus einem seiner zahlreichen, vorstädtischen Schlösser in Stambul einzuziehen pflegt. Welch eine märchenhafte Pracht von Gold und Edelsteinen, vielfarbigen Châles, blitzenden silbernen Streitäxten, mit Juwelen besetzten Dolchen und langen, herabhängenden Yatagans. Schwarze Dienerschaften in farbigen Gewändern reiten stolz auf edlen Rossen, die mit gestickten Schabracken bedeckt sind, voraus. Die den Sultan begleitenden Paschas sind förmlich mit Diamanten besäet, und selbst die elenden Sklaven strotzen von Schmucksachen mit echter Vergoldung. Zwischen diesem Gefolge reitet der Grossherr, eine stattliche Erscheinung, mit edlem schwermüthigem Gesichtsausdruck, in dessen Augen eine ganze Welt von Empfindungen zu schwimmen

scheint. Wir haben uns mehrfach in seine Augen vertieft. Er ist von den besten Absichten für die Beglückung seines Volkes beseelt. Seine Energie hat er bethätigt durch die Unterdrückung des griechischen Aufstandes und die stolze entschiedene Stellung, welche er gegenwärtig dem Khedive von Aegypten gegenüber, seinem Vasallen, nach der Eröffnung des Kanals von Suez eingenommen hat.

Der Thronfolger ist der Neffe des Sultans, Sohn seines verstorbenen Bruders, Mohamed Murad Effendi, geb. am 21. September 1840, eine sehr stattliche Persönlichkeit, welche namentlich auch bei Gelegenheit des Besuchs der Pariser Welt-Ausstellung besonders imponirt hat. Der älteste Sohn des Sultans ist Youssouf Ized-din Effendi, geboren am 9. October 1857, ein besonders intelligent aussehender Knabe, dem wir öfter bei unseren Wanderungen durch Konstantinopel begegnet sind.

## 38. Mekteb-i-Soultani,

### oder kaiserliches ottomanisches Lyzeum von Galata-Seraï.

Der gegenwärtige Sultan, Abd-ul-Aziz, hat auf Anrathen des jetzt leider verstorbenen Fuad Pascha sich um den Orient ein grosses Verdienst erworben durch Gründung einer Schulanstalt, die in dem Abendlande kaum ihresgleichen haben möchte, sowohl was die zweckmässige äussere Einrichtung betrifft, als die leitenden Ideen, die dabei ihre Verwirklichung gefunden haben.

Wahrscheinlich giebt es in der Welt kein so umfangreiches Schullokal, wenigstens kein so vortheilhaft gelegenes, das eine so weite und so wundervolle Aussicht beherrscht. Mekteb-i-Soultani liegt so ziemlich auf dem höchsten Punkte von Pera. Das drei Stock hohe Gebäude diente früher als Kaserne für zwei Infanterie-Regimenter und war später eine medizinische Hochschule. Es ist in Form eines Vierecks mit innerem Hofe gebaut, und hat eine kolossale hohe Pforte als Ausgangsthür nach der grossen Strasse von Pera. Es ist mit weitläuftigen Höfen (früheren Exerzierplätzen) umgeben, die zu Spiel- und Turnplätzen eingerichtet sind, deren Umfang ich mindestens auf zehn Hektaren schätze. Zu den Füssen dieses

Gebäudes, das nach allen Seiten frei liegt, sich durch seine gesunde Lage vortheilhaft auszeichnet, überall Luft und Licht zulässt, sind zwei Meere (das Schwarze und Weisse) ausgebreitet, nebst der sie verbindenden Meerenge, dem Bosporus. Man übersieht das Goldene Horn und die Wunder von Stambul. Der Blick schweift über zwei Erdtheile; Skutari mit seinem Zypressenwald und Kadikeuï mit seinen modernen Gebäuden, so wie die Prinzen-Inseln liegen vor dem entzückten Beschauer, dessen Brust die feuchte, mit dem Dufte der zahllosen Rosen- und Blumengärten am Bosporus erfüllte Luft wonnig einathmet. Das Gebände liegt weit genug von der Strasse zurück, so dass an das Ohr nur ein leiser Widerhall des Strassenlärmes gelangt.

Diese Erziehungs- und Unterrichtsanstalt wurde am 1. September 1868 eröffnet und war, als wir sie im Oktober desselben Jahres besichtigten, schon in voller geordneter Wirksamkeit. Der intellektuelle Gründer und erste Leiter ist Mr. de Salve, früher Direktor des Collège von Marseille und anfänglich Professor an einem Lyzeum von Paris. Er erfreut sich einer wohlverdienten Berühmtheit in seinem Vaterlande. Es liegt ihm der schöne Beruf ob, einflussreich mitzuwirken, die schönsten Länder der Welt und eine geistig wohl veranlagte Bevölkerung der Bildung und Gesittung wiederzuerobern und früheren Glanz zu erneuern.

Hören wir die eigenen Worte des Herrn de Salve über die Bestimmung von Mekteb-i-Soultani (Schreibschule des Sultans): „Le but de l'école est non de franciser la Turquie, mais d'y répandre l'instruction et les idées de fusion de races. La France sert d'instrument, non de but.“ Nach meiner Auffassung würde dieser Ausspruch in freier Uebersetzung etwa so lauten: „Das Ziel der Schule ist nicht, die Türkei zu französiren (wie ich mich früher irrthümlicher Weise ausgedrückt hatte), sondern dort Bildung zu verbreiten und eine Verschmelzung der Racen anzubahnen. Frankreich hat dabei eine vermittelnde Rolle übernommen, dient als Werkzeug, nicht als Ziel.“

Unterrichtssprache ist die französische. Es ist Hauptaufgabe, den Türken das Verständniss und die Fertigkeit, sich darin mündlich und schriftlich auszudrücken, beizubringen.

Die Lehrer und Erzieher, ebenso die Aufwärter und die Bedienung, sind französischer Abkunft. Die Schüler zerfallen daher in zwei Hauptabtheilungen: erstens in solche, welche der französischen Sprache unkundig sind, und zweitens in solche, welche Französisch sprechen und verstehen. Die letztere Kategorie von Schülern gehört in die Vorbereitungsklassen, worin sie unterrichtsfähig gemacht werden. Da es an allen türkischen Lehrbüchern für Schüler zur Erlernung der französischen Sprache fehlt, so wird dieselbe vorzugsweise mündlich gelehrt und durch das Ohr aufgenommen. Es ist für den Pädagogen interessant, die Stufenfolge der dahin gehörigen Uebungen kennen zu lernen. Der Direktor de Salve hat mir die Methode mit eben so viel Einsicht wie Klarheit mitgetheilt, und war mir der dabei befolgte Fortschritt von einfachen und leichteren Uebungen zu schwierigeren besonders interessant. Erst dann, nachdem die Schüler der französischen Sprache mächtig sind, werden sie einer bestimmten Klasse eingereiht. Es wird angenommen, dass drei Jahre ausreichen, um die Schüler in drei Vorbereitungs-Stufen-Klassen weit genug zu fördern, um die türkische und französische Sprache sich anzueignen.

Es werden Schüler aller Religionsbekenntnisse unterschiedslos aufgenommen und behandelt, doch muss immer die Mehrzahl sich zum Islam bekennen. Ganze und halbe Freistellen werden vom Sultan auch an Andersgläubige verliehen. Im Sommer 1869 waren von den 150 Freistellen vergeben genau die Hälfte an Söhne von Muselmännern, 20 an Griechen, 20 an Armenier und Georgier, 20 an Bulgaren, 15 an römische und armenische Katholiken und Israeliten. Eine gewisse Anzahl Schüler von verschiedenen Nationalitäten haben halbe Freistellen inne, wogegen 227 die volle Pension bezahlten. Am 8. Dezember 1869 zählte die Schule nach den offiziellen Mittheilungen des Direktors 612 Zöglinge, wovon 519 im Schulgebäude Wohnung und Verpflegung als Alumnen erhielten und 93 ausserhalb wohnten. Nach der Angabe des Direktors sind die Räumlichkeiten jetzt vollständig besetzt und können neue Alumnen nicht mehr aufgenommen werden. Nur Söhnen türkischer Unterthanen darf irgend welche Ermässigung der Pension zugestanden werden.

Da die Schule Mekteb-i-Soultani einzig in ihrer Art dasteht und von den zivilisatorischen Bestrebungen des gegenwärtigen Sultans und seiner Regierung ein so beredtes Zeugniss ablegt, wird eine abgekürzte Mittheilung der amtlichen Statuten unseren Lesern nicht unerwünscht sein. Wir werden dabei mit diplomatischer Genauigkeit vorgehen.

§ 1. Das kaiserlich ottomanische Lyzeum ist von der Regierung gegründet worden, um die Zöglinge für alle Zweige des Staatsdienstes genügend vorzubereiten. Die Aufnahme geschieht unabhängig vom religiösen Bekenntniss. Es wird eine höhere wissenschaftliche Ausbildung der Schüler erzielt in Uebereinstimmung mit dem vorhandenen Bedürfniss der Unterthanen des Kaiserreichs.

Das Lyzeum ist nach dem Muster der höheren Lehranstalten des Abendlandes organisirt worden.

§ 2. Die Zöglinge, welche alle Klassen des Lyzeums absolvirt und das Zeugniss der Reife in der Abiturienten-Prüfung erlangt haben, sind für alle Staatslaufbahnen berechtigt und für alle öffentlichen Aemter befähigt.

§ 3. Die Studiendauer in der eigentlichen höheren Schule wird auf fünf Jahre berechnet; ausserdem kommen drei Jahre auf die Vorbereitungsklassen. Es wird noch ein sechstes Studienjahr eingerichtet werden für besondere Fachstudien.

§ 4. Die Unterweisung umfasst:

1) die Erlernung der türkischen Sprache, welche sich erstreckt auf die gesammte Studienzeit;
2) die Erlernung der französischen Sprache und Literatur;
3) die öffentliche und private Sittenlehre (la morale publique et privée);
4) die Anfangsgründe der lateinischen Sprache, so weit ihre Kenntniss nothwendig ist für das Studium der Rechte, der Medizin und Pharmazie;
5) die griechischen Etymologien;
6) die Weltgeschichte und die Geschichte des Osmanischen Reiches;
7) die politische Geographie; die Statistik der Verwaltung, des Handels, Ackerbaus und Gewerbefleisses der Hauptstaaten, namentlich des Ottomanischen Reiches;

8) die reine und angewandte Mathematik;
9) die mathematische Geographie, Erd- und Himmelskunde;
10) die Mechanik und ihre Hauptanwendungen in der Technik, namentlich die Dampfkraft;
11) Physik und Chemie;
12) Naturbeschreibung;
13) Anfangsgründe der Rechtskenntniss;
14) Anfangsgründe der Volkswirthschaftslehre;
15) die Vorbegriffe für das Studium der Rhetorik und der allgemeinen Literatur;
16) das Linear-, geometrische und freie Handzeichnen.

Die Erlernung der griechischen, armenischen und bulgarischen Sprachen ist fakultativ und muss besonders erbeten werden.

Turnunterricht ist allgemein verbindlich und wird das ganze Jahr hindurch ertheilt. Die gymnastischen Uebungen finden entweder im Freien oder in der überdachten heiz- und erleuchtbaren Turnhalle statt. Freiturnen, Turnen an Geräthen, Exerzierübungen. Für die verschiedenen Altersstufen sind besondere Turnplätze eingerichtet.

§ 5. Jeder Schüler beobachtet die gottesdienstlichen Gebräuche seines Kultus.

Für die muselmännischen Schüler ist eine Moschee für ihre Gebete und Andachtsübungen in dem Lyzeum vorhanden; ein Mollah ist mit ihrer religiösen Unterweisung beauftragt.

Andersgläubige werden regelmässig in die für sie bestimmten Gotteshäuser geführt. Der Religionsunterricht wird ihnen ertheilt nach Verständigung mit ihren Aeltern und der Geistlichkeit ihres Bekenntnisses.

§ 6. Das Lyzeum wird für 600 Alumnen eingerichtet, wovon die Hälfte Bekenner des Islams sein müssen.

§ 7. Das erforderliche Alter für die Aufnahme in die Vorbereitungsklassen ist das zurückgelegte neunte und das unvollendete dreizehnte Jahr. In das eigentliche Lyzeum können auch ältere Schüler aufgenommen werden; die Klasse,

für welche sie sich eignen, wird nach dem Ergebniss der Aufnahme-Prüfung bestimmt.

§ 8. Das kaiserlich ottomanische Lyzeum nimmt auf: Ganzpensionäre, Halbpensionäre und Hospitanten.

Die ganze Pension beträgt 45 türkische Livres (à 6 Thlr. 4 Sgr.), d. h. 276 preussische Thaler jährlich. Beim Eintritt sind ausserdem noch 15 Livres, d. h. 92 Thaler für die erste Ausstattung (le trousseau) zu bezahlen. Für den Betrag dieser Pension erhält der Zögling: Wohnung, Ernährung, die vorschriftsmässige Uniform, Wäsche, Bettzeug, ärztliche Behandlung, Arzenei, die erforderlichen Unterrichtsbücher und Schreibmaterialien.

Die Halbpensionäre wohnen nicht in der Anstalt, bringen nur den Tag dort zu und kehren am Abend zu ihren Familien zurück. Die Halbpension beträgt 25 Livres oder 153 Thlr. 10 Sgr. jährlich, wofür die Zöglinge um 12 Uhr gespeiset werden und um 4 Uhr Nachmittags ein Vesperbrod erhalten; ausserdem werden ihnen die nothwendigen Schulbücher und Schreibmaterialien geliefert.

Die Hospitanten erhalten nur Unterricht, sie zahlen jährlich 6 Livres (d. h. 36 Thlr. 24 Sgr.) Schulgeld.

Alle Zahlungen werden halbjährlich praenumerando geleistet, ein angefangenes Vierteljahr wird für voll gerechnet.

Ueber die Verleihung der ganzen und halben Freistellen verfügt der Unterrichtsminister. Die Verleihung behält Gültigkeit für die ganze Studienzeit und kann nur zurückgenommen werden, wenn der Zögling sich eines erheblichen Vergehens schuldig macht.

Zur Bestreitung des Kostenaufwandes ist der Direktion ein jährlicher Kredit von fünfmal Hunderttausend Franken angewiesen worden. Es muss aber über sämmtliche Einnahmen an Schulgeld und Pension genaue Rechnung abgelegt werden. Der Lehrkörper besteht aus einem Direktor (Mr. de Salve), einem Unterdirektor (Levistal), einem Studienvorsteher (Mr. Goold, von englischer Abkunft) und einem Lehrkörper von 40 Lehrern und Erziehern. Die Einkünfte des Direktors, dem eine geräumige Wohnung im Schulhause eingerichtet ist, belaufen sich ausser Natural-Kompetenzen auf mehr als

25,000 Franken. Die Sommerferien umfassen einen Zeitraum von zwei Monaten.

Ich habe die Klassen- und Studienzimmer besucht, eben so die Schlafsäle, die bis zu 50 Betten aufnehmen können (alsdann mit drei Inspizienten, die in demselben Zimmer schlafen), die Speisesäle, Küche, wo Alles mit Dampf gekocht wird, die Speisen gekostet, die Vorrathskammern u. s. w. gesehen und mich von der äussersten Zweckmässigkeit und Vortrefflichkeit überzeugt. Das Gebäude und die Höfe werden mit Gas beleuchtet, überall ist Wasserleitung angebracht. Ich habe die Direktorwohnung besucht, das Vergnügen gehabt, an einem Diner im kleinen Kreise mit den ersten Professoren der Schule theilzunehmen, und überall die Ueberzeugung gewonnen, dass in Beziehung auf äussere Ausstattung Mekteb-i-Soultani einzig dasteht.

Ich habe aber auch das Treiben der Schüler mit angesehen, und die intelligenten Physiognomien bewundert, namentlich der armenischen Jugend.

Die Söhne der höchsten türkischen Aristokratie werden dieser neuen Unterrichtsanstalt anvertraut. Am Freitag Abend (dem Sonntag der Muselmänner) habe ich die jungen Leute aus ihren Familien von glänzender Eskorte begleitet zu Pferde in ihre Schulanstalt zurückkehren sehen. Alle Schüler sind uniformirt, als gleichmässige Kopfbedeckung ist der Fez vorvorgeschrieben. Die äussere Einrichtung ist militärisch. Der Stundenwechsel wird durch Trommelschlag angekündigt, eben so werden die Zöglinge zu den Mahlzeiten gerufen.

Die türkische Regierung selbst kann sich der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass eine Regeneration nur auf dem Wege der Erziehung und des Unterrichts angebahnt werden kann. Da die Pensionen bei der Opulenz der Ausstattung viel zu gering sind, und viele türkische Zöglinge ganze oder halbe Freistellen haben, so schätze ich den jährlichen Staatszuschuss auf mindestens 50,000 Thaler.

Bei dem erbitterten gegenseitigen Hass der verschiedenen in Konstantinopel einheimischen Nationalitäten, wovon wir hier nur eine ungefähre Vorstellung haben können, erfordert die Leitung einer solchen Schule grosse Umsicht, und wird dem zeitigen Direktor gewiss noch manche schwierige Stunde bereitet werden. Mr. de Salve scheint jedoch seiner grossen,

man möchte sagen, weltgeschichtlichen Aufgabe gewachsen zu sein. Ich meinerseits werde die Stunden, welche ich im Austausche der Gedanken über Erziehung und Unterricht mit diesem für ein grosses Werk ausersehenen Mann verlebt habe, stets als einen reichen Gewinn betrachten, und wird die Erinnerung daran in meinem orientalischen Ausfluge eine hervorragende Stelle einnehmen.

## 39. Reisekaravane. Die Gasthöfe von Pera.

Sonnabend, den 3. October 1868, Nach türkischer Zeitrechnung am 17. Djiem-ul-ahir der Hedschra 1285 um 11 Uhr Vormittags (nach christlicher Tageseintheilung) setzte sich unsere Karavane vom Hôtel de Byzance in Pera aus in Bewegung. Unsere Karavane bestand aus vierzehn zahlenden Personen und drei Dragomans (Dollmetscher, Führer). Jede der zahlenden Personen hatte zwanzig Franken beigesteuert, um die Kosten des Ferman und der Trinkgelder zu bestreiten. Der Ferman ist eine Kabinetsorder des Sultans und wird bezahlt mit 800 Piastern, d. h. mit etwas über 50 preussischen Thalern. Dieser Ferman enthielt die Anweisung, uns unter Führung des uns zugewiesenen türkischen Offiziers, der uns auf der Hauptwache vor dem Seraï erwartete, überall ungehindert zuzulassen, wo es irgend einem fremden Muselmann einzudringen erlaubt ist.

Unsere Karavane war zusammengesetzt: 1) aus einem östreichischen Major mit seiner Gattin, für welche eine Equipage gemiethet war, während alle übrigen Theilnehmer beritten waren; 2) aus einem östreichischen Hauptmann mit seiner jungen neu vermählten Gattin, der Baronin, wie sie hiess; 3) einigen deutsch redenden Gutsbesitzern aus Siebenbürgen; 4) zwei französischen Touristen, die im Hôtel d'Angleterre wohnten; 5) aus zwei unvermeidlichen englischen Reisenden. Um diese Reisegesellschaft von vornherein abzufertigen, sei es gesagt, dass nur die beiden Damen eine verständige Auffassung und Unterscheidungsgabe (discernement) besassen; auch die beiden Franzosen hatten etwas Witz, während die deutsch-östreichisch-siebenbürgische Männergesellschaft stumpf war. Die beiden Damen hatten Vorstudien gemacht, waren

mit den nöthigen Reisehandbüchern versehen, führten auch sonstige Hülfsmittel, wie binocles, mit sich, und verfassten ein Reisetagebuch, in das sie mir Einblick gestatteten, um mich von ihrer geistigen Ueberlegenheit zu überzeugen.

Die europäischen Hôtels in Pera liegen alle dicht neben einander an der bergaufsteigenden grossen Strasse von Pera, an welcher auch die Gesandtschaften sich befinden. Hôtel de Pest war meine Residenz bei Herrn Tofalusi, einem früheren Offizier der ungarischen Revolutionsarmee, der mit seinem Gasthofe eine umfangreiche Weinhandlung verbindet, auch in Skutari ein besuchtes europäisches Kaffeehaus besitzt, also seine Kundschaft in zwei verschiedenen Erdtheilen zugleich bedient. Es giebt gegenwärtig eigentlich fünf grössere Hôtels in Pera dicht neben einander: Pest, Byzance, Angleterre (Missiris), Orient und das deutsche Baltzer, im letzteren wohnt General Pascha Blum (Instructor der türkischen Armee). Diese Hôtels sind mit in die Augen fallendem Luxus eingerichtet, während für die wahre Bequemlichkeit, z. B. gute Betten, schlecht gesorgt ist. Die Verpflegung ist, was Essen und Trinken betrifft, gediegen; die Preise sind angemessen, nicht höher als in unseren besten Hôtels; nur pflegt man vorher im Ganzen zu akkordiren, tag- oder wochenweise, Wohnung und Beköstigung inbegriffen. Die partie honteuse ist die Bedienung, von welcher man bestohlen und beschwindelt wird bei aller angewandten Vorsicht; dazu ist jeder Fremde in Konstantinopel prädestinirt. Als sehr honetten Wirth kann ich Herrn Tofalusi bezeichnen, in dessen Hôtel de Pest auch die Mitglieder der preussischen Gesandtschaft vorzugsweise verkehren und diniren, für einen Thaler das Couvert (incl. Wein unbemessen) ganz vorzüglich.

Die Pferde unserer Cavalcade (gemiethet pro Tag für sechs Franken) waren edler Race, mein Schimmel echt arabischer Abkunft, ein feuriges, dabei aber doch geduldiges Thier mit angenehmen Bewegungen. Hinter jedem Reiter lief der Vermiether in blossen Füssen, ohne Kopfbedeckung und offener Brust, überhaupt in leichtester Bekleidung. Er verlor nie das Pferd, den Gegenstand seiner Affektion, aus dem Auge, selbst wenn wir trabten und galoppirten, wo er Gelegenheit fand, sein Schnellläufer-Talent zu entwickeln. Ich kann nicht umhin,

mich auch an dieser Stelle zum Lobredner der türkischen niederen Klasse aufzuwerfen. Jedes Mal, wenn ich mit einem solchen Pferde-Vermiether-Knecht in Beziehung trat, musste ich seine Anstelligkeit, Gefälligkeit, Bescheidenheit und Ehrlichkeit anerkennen, wozu die durch Religion und Sitte gebotene Nüchternheit auch wohl viel beiträgt.

Unser Aufzug erregte wenig Beachtung. Kaum nahmen die herrenlosen Hunde von uns Notiz; unsere Pferde schritten vorsichtig über ihre Leiber hin, ohne ihren Schlummer zu stören. In einer guten Viertelstunde schnellen Rittes waren wir an der einen Schiffbrücke, welche über das Goldene Horn führt, angelangt. Wir mussten pro Reiter zwei Piaster Brückengeld in die Kasse des Sultans pour ses menus plaisirs bezahlen und uns durch das dort wogende bunte Menschengewühl hindurcharbeiten. Bald stampften unsere Rosse den blutgetränkten Boden des alten Stambul. Nach kurzem Ritte durch die Kesselflicker-Strasse hielten wir an vor den Mauern und der Pforte des Seraï, wo der uns zugewiesene Ordonnanz-Offizier uns empfing.

## 40. Die Achmedièh.

Nach Besichtigung des Seraï und der Agia Sophia wurden wir zu den sie umgebenden Gräbern der Mitglieder des kaiserlichen Hauses geführt, nachher in die Achmedièh, d. h. die Moschee, welche der Sultan Achmed I. im Jahre 1610 gebaut hat. Sie wird von sechs Minarehs umgeben. Die Haupt-Kuppel, welche einen Durchmesser von mehr als 100 Fuss besitzt, wird von vier ungeheuren Riesen-Säulen getragen, deren jede einen Umfang von 36 Ellen hat. Der ganze Bau ist, wie bei allen grossen Moscheen, der Agia Sophia nachgebildet. Wundervoll sind die herrlichen Platanen (platanus orientalis), welche die Moschee umgeben, welche die Türken mit besonderer Vorliebe bei ihren Prachtgebäuden anzupflanzen pflegen. Von hier bricht jährlich die Mekkakaravane auf und hierher kehrt sie beim Wiedereinzuge zurück. Hier wird jährlich das Geburtstagsfest des Propheten gefeiert, wo der Sultan im grössten Pomp erscheint, um den Lobgesängen auf den Propheten beizuwohnen, welche von den besten Sängern vorgetragen werden.

In der Nähe der Achmedièh ist ein viereckiger geräumiger von Säulengängen umgebener Hof; auf jeder Seite befinden sich zehn Kuppeln, welche von Säulen aus ägyptischem Granit getragen werden. Es fiel uns besonders der elegante erzene Thorweg auf mit Verzierungen in arabischem Geschmack.

## 41. Der Atmeïdan.

Von hier gelangten wir zum Atmeïdan, dem ehemaligen Forum, jetzt auch Hippodrom genannt, vom Kaiser Severus nach der Einnahme des alten Byzanz eingerichtet, früher der Hauptplatz und Stolz von Byzanz, wo die öffentlichen Kampf-Wettspiele (Wagen- und Pferderennen), die militärischen Paraden u. s. w. stattfanden, jetzt verwahrlost und theilweise nur noch als Reitbahn benutzt. Wir sind heute in unseren grossen Städten an prachtvolle Plätze gewöhnt, der Atmeïdan in seiner jetzigen Verfassung macht aber einen wenig erhebenden Eindruck. Indessen ist dies fast der einzige Platz, wo noch Ueberbleibsel von Kunstwerken des Alterthums anzutreffen sind, sonst hat die türkische Zerstörungswuth kein antikes Kunstwerk verschont.

Auf dem Atmeïdan ist ein ägyptischer Obeslisk aufgepflanzt von röthlichem Granit, 61 Fuss hoch und auf allen vier Seiten mit hieroglyphischen Inschriften bedeckt. Auf demselben Platze steht eine andere, 91 Fuss hohe, 8 Fuss starke Säule, welche ehemals mit Goldblechen überzogen war, aber ihrer kostbaren Umhüllung beraubt worden ist.

Die grösste Merkwürdigkeit auf dem Hippodrom ist aber die zwischen jenen beiden genannten Säulen in einer Vertiefung befindliche grüne Schlangensäule, ein 10 Fuss hoher, 13 Zoll starker eherner Pfahl, wie eine Schraube gestaltet. Ehemals soll dieses sonderbare Denkmal noch höher und mit drei Schlangenköpfen versehen gewesen sein. Die Athener hatten diese Säule aus Beiträgen der Bundesgenossen nach der über die Perser gewonnenen Schlacht von Plataeae als Dankopfer errichtet. Die Inschrift enthält die Aufzählung der geleisteten Beiträge in altgriechischer Sprache. Früher soll diese Säule den Dreifuss des pythischen Orakels zu Delphi getragen haben.

Als Mahomet II. am 29. Mai 1453 Konstantinopel erobert hatte und an der Spitze seines Heeres seinen Einzug hielt, stutzte er bei dem Anblicke dieser Säule und glaubte, in derselben ein die Stadt beschützendes Götzenbild zu sehen. Um also den Griechen auch diese letzte vermeintliche Stütze zu rauben, schlug er mit seiner Streitaxt einen dieser Schlangenköpfe herunter; die beiden anderen Köpfe sind im achtzehnten Jahrhundert in einer Nacht durch ruchlose Hand abgebrochen worden.

## 42. Die Vernichtung der Janitscharen.

Am Atmeïdan stand früher die Kaserne der Janitscharen, der ehemaligen Gardetruppen des Reichs. Als dieselben sich im Frühjahr 1826 gegen ihren Kriegsherrn Sultan Mahmoud auflehnten, beschloss er, sie zu vernichten als lästige Gegner seiner Unumschränktheit und Mörder so vieler seiner Vorfahren. Der Mufti sprach feierlich den Fluch über sie aus und erklärte ihre Niedermachung für ein gottgefälliges Werk. Als am 15. Juni 1826, oder im Jahre 1241 der Hedschra der Aufstand ausbrach und die Janitscharen auf dem Hippodrom sich aufstellten, wurden sie umzingelt; sie wollten sich in die Kaserne zurückziehen, dieselbe wurde aber in Brand gesteckt. Es begann ein furchtbares Blutbad. Wer sich den Flammen der brennenden Kasernen entzog, fand seinen Tod durch die Waffen, sobald er ins Freie trat. Ueber 6000 Gardetruppen wurden durch die Linientruppen niedergemetzelt, und die Leichen ins nahe Marmara-Meer geworfen. Am 16. Juni erschien ein Ferman, welcher die Vernichtung des Corps und seinen Ersatz durch eine neue Truppe aussprach. Es heisst in diesem Ferman: „Aller Religion baar habe man bei vielen Leichen das christliche Kreuz auf dem Arme eintätowirt gefunden; ein Abscheu des Publikums seien die Janitscharen niedergemetzelt worden. Uebrigens wisse man, dass andere Korporationen, z. B. die Brandlöscher und Lastträger, heimlich die Rebellion gefördert hätten.“ So dauerten die Hinrichtungen in Konstantinopel und den Provinzen fort; in Konstantinopel erreichte die Zahl der anderweitig Erdrosselten bald 4000.

Um eine Vorstellung von türkischen Zuständen zu geben, lassen wir einen Auszug aus einem andern Ferman folgen, welcher kurz darauf erlassen wurde:

„Sie sind vernichtet, Ruhe und Ordnung herrschen wieder; jeder Muselmann sollte dafür Gott danken. Dennoch aber giebt es unruhige Köpfe, welche unter dem Deckmantel des Religionseifers heimlich die Sache der Rebellen fördern. Diesen gesellen sich die Weiber der Hingerichteten bei, welche überall freche Reden führen. Mit besonderem Erfolge arbeiten solche Wühler an Feuersbrünsten, welche doch der wahre Muselmann als göttliche Züchtigung und Anlass zur Busse hinnehmen sollte. — Von heute ab werden Spione der Regierung in einer sie völlig unkenntlich machenden Verkleidung die verschiedenen Stadttheile besuchen und nicht minder werden Frauen, ebenfalls verkleidet, in die Privathäuser, die öffentlichen Bäder u. s. w. eindringen und die Unterhaltungen belauschen. Wer immer, Mann oder Weib, Gross oder Klein, sich erfrecht, falsche Gerüchte zu verbreiten oder aufwieglerische Reden zu führen, der soll sofort ergriffen, keine Gnade, keine Verzeihung soll ihm bewilligt, auf keine Protektion soll Rücksicht genommen, auf keinerlei Flehen oder Fürbitte gehört werden ..... Männer und Frauen, gleichviel welches Standes, sollen arretirt und zum abschreckenden Beispiel jene auf der Stelle hingerichtet, diese erdrosselt und ins Meer geworfen werden.“

## 43. Das Museum.

Vom Hippodrom traten wir in eine Art Museum ein, wo 286 Figuren in Wachs poussirt, dem Leben nachgebildet, aufgestellt sind, umgeben mit ächten Kostümen, auf geschmackvolle Weise drapirt, lauter Charakteranzüge. Es ist dies eine Illustration der neuesten türkischen Geschichte. Die meisten dieser Wachsfiguren stellen die niedergemetzelten Haupträdelsführer der Janitscharen bei der letzten Revolution vor. Indessen sind auch andere wichtige Personen, zum Theil noch lebende, durch einen Platz hier ausgezeichnet worden, z. B. Il buffone che fa ridere il Soltano, der grossherrliche Hofnarr, ein missgestalteter Zwerg seinem Wuchse nach; eben

so der Chef der Leibwachen (Eunuchen); der mit schweren Geldbeuteln beladene Beamte, welcher die Scherflein der Gläubigen nach Mekka schleppt und seiner schweren Last fast unterliegt.

## 44. Zisterne der 1001 Säulen.

Wir traten darauf ein in die Zisterne der 1001 Säulen (Bin we bir direk auf türkisch), wo sonst das Regenwasser aufgesammelt wurde, ehe Konstantinopel noch mit so vorzüglichen Wasserleitungen, wie jetzt, versehen war. In den ersten Zeiten nach Erbauung von Konstantinopel waren die Einwohner genöthigt, um sich Trinkwasser zu beschaffen, Regenwasser von den Gebäuden durch Dachrinnen in eigens dazu eingerichteten Behältnissen einzusammeln; später wurden mit ungeheurem Kostenaufwande Wasserleitungen gebaut, wodurch ganze Ströme in die Stadt gelenkt wurden. Wasser ist den Morgenländern das Symbol des Lebens, und der Kernspruch: „Durch Wasser lebt alles Ding“, bildet die Inschrift vieler öffentlicher Brunnen. Die unterirdische Krypte der Zisterne der 1001 Säulen macht auf den Beschauer durch ihren Umfang und die Menge der Säulen einen wunderbaren Eindruck. Es sind übrigens nur 216 weisse Marmor-Säulen da, welche herrliche Bogengänge bilden, die aber jetzt zu zwei Dritteln mit Erde verschüttet sind. Wir trafen in dieser Krypte Seiler, die ihre langen Bahnen dort aufgepflanzt hatten, auch Haspeler, welche Seide abwickelten, und müssiges Gesindel, woran es in der Türkei nirgends fehlt.

## 45. Turbé des Sultans Mahmoud († 1823).

Von der Zisterne der 1001 Säulen wurden wir in den Turbé (Begräbnissstätte) des Sultans Mahmoud und seiner Lieblingsfrauen geführt; es war dies der Vater des gegenwärtigen Sultans. Wir fanden dort andächtig betende Türken, die täglich in gewissen Stunden ihrem Schmerze und ihrer Trauer gegen Bezahlung Ausdruck geben. Auf dem Sarge des Sultans lag ein Fess (Kopfbedeckung), der mit einem grossen Diamant geziert war. Der Sarkophag war mit prächtigen Cachemirs bedeckt,

eben so derjenige der Sultanin Validé, Mutter des jetzigen Sultans. Der Katafalk beider ist mit einem reichen silbernen Gitter umzogen, ausgelegt mit Perlmutter und Perlen; zu Füssen der kolossalen Särge ist ein Teppich aus Mekka ausgebreitet. In dem Turbé befinden sich einige vom Sultan Mahmoud mit eigener Hand auf Pergament kunstvoll geschriebene Bücher, auch die eigenhändig von ihm angefertigte Abschrift des ganzen Korans. Die Stellung der Särge ist immer derartig, dass das Gesicht nach Mekka schaut. Ein frommer Türke trägt immer einen Kompass mit sich, um jederzeit die Richtung nach Mekka aufzufinden.

In der Umgebung dieses Turbé befanden sich viele Brunnen, eben so ein gut in Ordnung gehaltener Garten, in welchem die Rosen in schönster zweiter Blüthe standen. Die Zier- und Blumengärten werden überhaupt im Orient sorgfältig kultivirt, vor allen Blumen steht die Rose in hoher Gunst.

Wir begaben uns darauf zu einem mit einem Säulengange umschlossenen Hofe, wo die heiligen Tauben zu Tausenden gefüttert wurden.

## 46. Kriegsministerium, Solimanièh.

Darauf passirten wir vor dem Kriegsministerium vorbei, wo eine grosse Geschäftigkeit herrschte, und sahen uns von aussen den Seraskier-Thurm an. Die Gitterthür, welche zum Kriegsministerium führt, ist die eigentliche wirkliche „hohe Pforte, la sublime Porte proprement dite."

So gelangten wir zur Solimanièh, d. h. zu der vom Sultan Soliman dem Prächtigen gebauten Moschee. Dieselbe ist von vier Minarehs umgeben, wovon zwei grössere mit drei Gallerien umher und zwei kleinere mit zwei Gallerien versehen sind. Der Porticus bildet einen bedeckten gewölbten Gang, er ruht auf Säulen von Granit und Porphyr, welche 24 Fuss hoch sind. Dieser Säulengang schliesst einen 70 Schritt langen und 50 Schritt breiten Hofraum ein, der mit breiten Marmor- und Porphyr-Platten gepflastert ist.

Wir wurden mit Bewunderung erfüllt, als wir in diese prachtvollste, von Türken erbaute Moschee eintraten, ein Meisterwerk echt sarazenischen Styls, nach dem Vorbilde der Agia

Sophia erbaut, aber regelrecht, d. h. in der Richtung nach Mekka. Der Durchmesser der Kuppel ist derselbe wie bei der Agia Sophia, dieselbe ist aber nicht so flach, sondern 15 Fuss höher. Die Solimanièh ist so gross, dass während unserer Anwesenheit in verschiedenen Theilen Andachtsübungen stattfanden, ohne sich gegenseitig zu stören. Unsere besondere Aufmerksamkeit zog ein Geistlicher auf sich, der mit der Auslegung des Korans beschäftigt war, aber dabei Hände und Füsse lebhaft bewegte, obgleich er auf dem Fussboden hingekauert war. Er las vor, seine Zuhörerschaft umlagerte ihn, schauete sich aber neugierig um, und schien wenig auf ihn zu hören. — Auch hier ist die Mosaïk reichlich verschwendet, selbst an Thüren und Fenstern angebracht, welche letzteren meist von buntfarbigem Glase sind, so dass sie die Moschee mit mystischem Lichte erfüllen.

Neben der Moschee ist das Mausoleum des Sultans Soliman und der französischen Prinzessin Roxelane, die von Seeräubern gekapert und dem Sultan zum Geschenk dargebracht war. In dem Mausoleum befindet sich eine Relief-Darstellung der heiligen Kaaba von Mekka, bis in die kleinsten Details in Holz ausgeschnitzt.

Der Solimanièh gegenüber steht eine Reihe hölzerner Buden, in denen mit Opium gehandelt wird. —

Hier endete gegen Sonnenuntergang unsere Exkursion. Wir bestiegen unsere Miethsgäule und kehrten bei einbrechender Dunkelheit, mit geistigen Eindrücken übersättigt, mit reichen Erinnerungen für die Zukunft beglückt, körperlich aber hungrig und müde, nach demselben Platz hoch oben in Pera zurück, wo wir uns am Vormittag zusammenfanden, erfüllt von Wissbegierde. Unsere Erwartungen waren weit übertroffen worden.

## 47. Das asiatische Ufer und die himmlischen süssen Wasser von Asien.

Freitag, den 2. Oktober, unternahm ich einen Ausflug nach der kleinasiatischen Küste. Zunächst bestieg ich ein Dampfschiff, das von der neuen Galata-Brücke abfährt und nahm meinen Platz bis Candilli. Da das Wetter wundervoll war, hatte sich das Dampfschiff mit Passagieren überfüllt,

namentlich die für türkische Frauen reservirte Abtheilung, deren Dominos von grüner, gelber und rother Seide in hellem Farbenglanze prangten.

Der Zufall hatte mir auf dem Dampfschiffe einen Platz neben einem Herrn Moritz Sanft, gebürtig aus Bukarest, jetzt Graveur in der Hauptstrasse von Pera, angewiesen. Er begleitete seine Frau, die er in Caïro hatte kennen lernen, wo ihr Vater nach dem Inneren von Afrika mit den Negerstämmen Handel trieb. Meine Reisegefährtin verstand und sprach die Sprache dieser Neger, sie verwerthet ihre Sprachkenntnisse dadurch vortheilhaft, dass sie sich verständigen kann mit den schwarzen Wächtern (Eunuchen) der Harems, um einen Gewinn bringenden Handel mit Schönheitsmitteln, als da sind Seifen, Parfüms, Schminken u. s. w., zu treiben. So machte sie auch heute unter dem Schutze ihres Ehemannes eine Reise nach der asiatischen Seite, um Bestellungen bei Mustapha Pascha zu effectuiren. Herr und Frau Sanft sprachen türkisch, waren ausserdem gut orientirt und konnten mir so vortrefflich als Dollmetscher und Führer dienen, da sie zugleich geläufig italienisch sprachen. Durch ihre Vermittelung erhielt ich Zutritt in den prachtvollen Garten des Mustapha Pascha, der sich auf dem asiatischen Ufer längs des Bosporus hinzieht.

Es waren trotz der vorgerückten Jahreszeit die Rosen in herrlichster Entfaltung, namentlich hochstämmige Exemplare von La Reine; das Arrangement der Blumenbeete war à l'anglaise, von derselben Sorte waren Hunderte von Exemplaren zu Gruppen vereinigt, um durch ihre Massen zu wirken. Auch neu-holländische Araucarien gediehen fröhlich unter diesem glücklichen Himmelsstriche, eben so blühten Pawlonia-Bäume.

Der erste Sekretär des Fürsten kam freundlich auf mich zu, redete mich in französischer Sprache an, forderte mich auf zur Besichtigung des Palastes und unterhielt sich mit mir ganz ungezwungen.

Denselben Herrn traf ich später wieder, indem ich mit ihm die Fahrt von Konstantinopel nach Pest machte, wo wir uns trennten, indem er nach Paris fuhr und ich nach Posen. Auf dem Dampfboot hatte er mich zuerst angeredet und sich

noch ergötzt über die Aengstlichkeit und Schüchternheit, die ich damals im Garten und Hause des Pascha gezeigt hatte. Er war wie alle gebildeten Türken von den feinsten Sitten und dem liebenswürdigsten Verkehr, dabei aber der Leidenschaft des Kartenspiels ergeben und verlor auf dem Dampfschiffe an einen Abenteurer, den pseudonymen Grafen Cambdolo, ungeheure Summen.

Inzwischen hatte Frau Sanft ihre Handelsgeschäfte im Harem abgemacht, einige Damen begleiteten sie lächelnd bis in den Garten, zogen sich jedoch auf Anordnung der schwarzen Wächter bald zurück. Unterdessen hatte ich mit Herrn Sanft so zu sagen Freundschaft geschlossen und ihn überredet, den übrigen Theil des Tages, es war noch Vormittag, zu weiteren Exkursionen zu benutzen, wobei seine Gattin immer noch Geschäftsbesuche machen könnte.

Unser nächstes Ziel waren die „süssen himmlischen Wasser von Asien", die Lieblingspromenade der vornehmen türkischen Damenwelt am Freitag. In zehn Minuten waren wir vom Palast des Mustapha Pascha an Ort und Stelle. Es mündet hier ein von den Bergen herabkommender Bach in den Bosporus und bildet ein reizendes Flussthal. Es sind grosse wiesenartige Flächen ausgebreitet, die beschattet werden von Platanen, Sykomoren, Wallnuss- und Kastanienbäumen in einer Stärke und Höhe, die uns bei diesen Bäumen unbekannt ist.

Wir fanden schon eine Anzahl Harems auf ausgebreiteten Teppichen auf der Wiese gelagert und sich an der schönen Natur ergötzend, dabei ihr einfaches Frühstück verzehrend und die Verkäufer von Weintrauben, Feigen und Melonen, die sich zahlreich eingefunden hatten und ihre Waare schreiend ausboten, in Bewegung setzend. Die in Marmor gefassten Quellen lieferten vorzügliches Trinkwasser. Es waren auch mehrere Kochheerde zum Kaffeekochen improvisirt. Genug, es war hier Alles zu haben, was für genügsame Türkinnen ausreicht, nur die vielen ungezogenen phantastisch ausgekleideten Kinder schrieen fortwährend nach Zuckerwerk und Süssigkeiten. Es kamen gegen Mittag noch immer mehr Kaïks von der Wasserseite und Equipagen von der Landseite, um zahlreiche Spaziergängerinnen, eigentlich Spazierliegerinnen, herbeizuführen. Ausser den Wächtern und Dienern war aber

auch nicht eine einzige, der eigentlichen Gesellschaft angehörige Mannsperson zu sehen. Die Geschlechter amüsiren sich in der Türkei völlig getrennt, das männliche ist indolent und apathisch, nur dem weiblichen wohnt noch Freude an Gottes schöner Natur inne.

Nachdem wir uns den Kiosk, welchen der Sultan in den süssen Wassern am Rande des Bosporus im Konditorstyle hat aufführen lassen, angesehen hatten, setzten wir unsere Wanderung fort. Wir gingen querfeldein und bestiegen ein hohes Plateau, um eine neue Aussicht auf den Bosporus zu gewinnen. Der Weg führte uns durch wohl unterhaltene Wein- und Obstgärten.

### 48. Unvollendete Palast-Ruinen am Bosporus.

Auf der Anhöhe fortschreitend kamen wir zu dem unvollendeten Palast von Mehemet Ali Pascha, Schwager des Sultans. Wir erbaten uns vom Wächter die Erlaubniss, diese künstliche Ruine zu besuchen. Dieser unvollendete Palast sieht ungefähr so aus, als ob er von einer Feuersbrunst heimgesucht worden wäre. „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen, und des Himmels Wolken schauen hoch hinein.“ Es soll dieser Palast die schönste Aussicht auf den Bosporus gewähren. Nicht satt konnte ich mich sehen an dem lieblichen Gemälde, im Norden das Schwarze Meer, im Süden das Marmara-Meer, vor mir der von unzähligen Kaïks belebte Bosporus mit seinen Buchten und Abwechselungen, der Himmel tiefblau ohne ein Wölkchen, die Luft heiter und warm, aber durch eine kühlende Brise gemässigt, mit Wohlgerüchen von dem üppigen Blumenflor der anstossenden Gärten erfüllt. Ich habe wiederholentlich die Runde dieses verödeten Palastes gemacht, aus allen Fenstern der Reihe nach gesehen und immer wieder neue Eindrücke gewonnen.

### 49. Villa Hansom.

Gleich über dieser Ruine befindet sich die Villa des Direktors der ottomanischen Bank, des Herrn Hansom, eines Engländers, eines der ehrenhaftesten und geschicktesten

Finanziers des Orients. Ich war mit einer Empfehlung an ihn versehen. Er war anwesend und lud mich und meine Gesellschaft, von der ich mich nicht trennen wollte, ein, seine Gärten zu besehen. Er stellte mich seiner Gattin vor, die uns mit in den Garten begleitete. Ich habe nie schönere Weingelände gesehen. Herr Hansom gestattete mir, reife Feigen edelster Art vom Baum abzupflücken. Es interessirten mich besonders die vielen Pomegranate trees, Bäume, die zugleich rothe Blüthen und Früchte in Unzahl trugen. Herr Hansom erklärte mir die Methode der Bewässerung, die Einrichtung seiner Zisternen; darauf zeigte er mir werthvolle Marmortafeln mit Inschriften, Bruchstücke von Statuen, die er von der englischen Expedition nach Sebastopol im Krimmkriege erworben hatte, genug er war liebenswürdig und gentleman-like. Inzwischen hörten wir den Kanonendonner zu Ehren des Sultans, der von seiner Andacht aus der Moschee mit zahlreichem Gefolge zu Wasser nach Dolmabadsche zurückkehrte.

## 50. Bêylerbêy.

Wir setzten unsere Reise fort nach Bêylerbêy (zu deutsch: „Fürst der Fürsten"), welcher Palast unserm Kronprinzen bei seinem Aufenthalt im Herbst 1869 als Residenz angewiesen war. Frau Sanft besuchte den Harem des verstorbenen Sultans, um dort Geschäfte zu verabreden. Herr Sanft und ich blieben im Garten, nachdem seine Gattin uns vorgestellt hatte. Da es Feiertag war, fanden wir eine ganze Gesellschaft feister Eunuchen im Garten, die sich lebhaft mit meiner Begleitung, aber mit leiser Stimme, unterhielten; ihre Wohlbeleibtheit überschritt weit das gewöhnliche Maass und flösste Ekel ein. In Bêylerbêy herrschte ein wahres Jahrmarktstreiben, wo Jongleurs ihre Kunststücke unter den ohrzerreissenden Klängen türkischer Musik zeigten.

Nachdem wir in aller Eile in einem Wirthshause uns durch ein Kaviarfrühstück, wo der Kaviar in Olivenöl schwamm, und durch eine Flasche vortrefflichen kleinasiatischen Weins (Paschalimon) gestärkt hatten, welches reichliche Frühstück für drei Personen etwa auf einen halben Thaler zu stehen kam, mietheten wir zwei Kaïks, um nach Skutari zu fahren.

## 51. Kaïks.

Diese Kaïks sind schmale, spitz zulaufende längliche Boote in allen Grössenverhältnissen mit eins, zwei, vier bis zu zwanzig und mehr Ruderern, gewöhnlich aber nur mit einem Ruderer. Die Schiffsleute sind in sauberstes Weiss gekleidet, wie aus dem Ei geschält, mit blossen Füssen und unbedecktem Haupte; sie müssen sich ausserordentlich anstrengen, um das Boot sicher durch und gegen die gewaltige Strömung des Bosporus zu führen. Der Passagier kauert sich nieder in einer Vertiefung des Bootes, wo ein Teppich ausgebreitet ist; er muss mit grosser Vorsicht das Gleichgewicht halten und darf sich kaum rühren. Das Ein- und Aussteigen ist unbequem und gefährlich, erfordert grosse Vorsicht und Uebung. Eine Fahrt auf dem Bosporus bei so wundervollem Wetter, wie ich es traf, ist eine wahre Quintessenz von Wonne. Unsere Fahrt ging am asiatischen Ufer entlang, das viel baumreicher ist als das europäische, auch in seiner Felsenküstenbildung eine grössere Abwechselung gewährt.

Zu den erheiterndsten Eigenthümlichkeiten von Konstantinopel gehören die Kaïks oder Wasserdroschken. Ihre Führer, die Kaïkdschi, bieten mit ihrer entblössten Brust und freiem Halse und ihren nackten muskulösen Armen ein Bild der Gesundheit und Kraft dar; sie sind dabei von einer Sauberkeit, dass sie ihre schmutzigen Collegen, die venetianischen Gondolieri, weit überstrahlen. Es sind urwüchsige Naturen. sie glauben ohne Kritik an Allah und seinen Propheten, sind dabei von einer vorsündfluthlichen Ehrlichkeit. Willst du dir einen besonderen Genuss bereiten, so steige hinab zu den glänzenden Wassern und setze dich türken- und schneidergemäss mit über Kreuz geschlagenen Beinen in eine jener fliegenden Schwalben, versprich einige Piaster Backschisch, und du wirst staunen über die Muskelkraft und Geschicklichkeit der Bootführer. Wie sich die Ruder ächzend biegen, wenn sie den Gischt des Bosporus um sich herspritzen! Die breiten Brustkasten der Kaïkdschi schwellen, das Boot springt zitternd unter den mächtigen Streichen und zischt durch die Wellen wie eine erzürnte Schlange. Der vordere Schnabel durchschneidet das Wasser wie eine Damaszener-Klinge und lässt

hinten eine klaffende Wunde zurück. Wilde Seevögel, welche als verlorene oder verdammte „Seelen“ unausgesetzt von der äussersten Spitze des Bosporus bis an das Ende der Dardanellen ruhelos hin- und herfliegen und diese Gewässer mit ihrem unermüdlichen Gekrächze beunruhigen, sind kaum im Stande, diese pfeilschnellen Kaïks zu überholen. Die Kaïkdschi sind derbe Asiaten, sie zeigen in ihrer Kraft und Ursprünglichkeit noch, was einst der Türke war und lassen begreifen, warum man ihn fürchten musste. Europa ist den Türken in dem 400jährigen Lager zu einem Kapua geworden, in welchem sie verweichlicht und entartet sind, so dass sie sich nur noch durch künstliche Mittel und fremde Hülfe aufrecht erhalten.

Auf dem Bosporus im leichten Kaïk bei guter Witterung umherzuschwimmen und die Aussicht links und rechts zu geniessen, das ist wahre Poesie. Vom Wasser her gesehen ist Konstantinopel die bezaubernde Hauptstadt eines Feenlandes, wie sie sich in schwebenden Domen und glänzenden Pavillons auf beiden Seiten der spiegelnden belebten Gewässer erhebt und einem weichen wolkenlosen Himmel entgegen lacht. — Nur zu bald erreichten wir die Scala von Skutari.

## 52. Skutari.

In Skutari stiegen wir ans Land. Es war ein ungeheures Treiben in der heiligen Stadt. Trotz des Feiertags waren die Läden geöffnet. Zunächst fielen uns die vielen Springbrunnen auf, Stiftungen frommer Männer; wir kosteten das frische Wasser mit Behagen. Wir begegneten grossen Heerden langhaariger Schafe, deren Wolle sich wie Seide anfühlte.

Skutari (Iskudar) war das alte Chrysopolis. Es steigt, wie die meisten türkischen Städte, amphitheatralisch den Berg hinauf. Es war früher die Hauptstation des asiatischen Landhandels, hat jetzt durch anderweitige Dampfschifffahrtsverbindungen (z. B. nach Trebizonde) seine frühere Bedeutung als Handelsplatz verloren. Es ist aber der Lieblingsaufenthalt vornehmer Türken geworden, welche sich aus Europa nach Asien zurückziehen, und heisst: „Die heilige Stadt.“

Skutari ist heute berühmt als Frucht- und Obstmarkt. Wir kauften hier wundervolle Weintrauben und tranken dazu Wasser,

ganz nach türkischer Sitte, aus den von zahllosen Tauben umschwärmten heiligen Springbrunnen. Dann mietheten wir einen buntbemalten Einspänner, deren eine grosse Menge aufgefahren waren. Oben auf dem Plateau war grosser Corso der Sultaninnen, wie man uns mittheilte.

### 53. Der grösste Friedhof auf Erden.

Der Weg führte uns durch die sanft die Höhen aufsteigende Todtenstadt (Nekropolis), deren schwarze hundertjährige himmelanstrebende Zypressen vom Berge bis ans blaue Marmara-Meer sich hinabziehen. Es ist dies der grösste und wahrscheinlich auch der am schönsten gelegene Friedhof der Welt. Ueber eine halbe Quadratmeile ist hier mit Grabsteinen bedeckt. Es gilt nämlich als Entweihung, einen Todten auszugraben. Jeder Todte, arm oder reich, einmal ausgestreckt auf seinem letzten Lager, schläft dort, bis die Trompete des jüngsten Gerichts ihn auferweckt; wenigstens begehen Menschenhände nicht den Frevel, seine letzte Ruhe zu stören. Auch ist es nicht gestattet, mehrere Leichen über einander zu thürmen. Die Todten drohen hier, die Lebendigen zu vertreiben. Die Grabmonumente sind so dicht an einander gedrängt, dass kaum eine Passage dazwischen möglich ist. Nach dem Kirchhofe zu trifft man zahllose Werkstätten von Bildhauern für Grabmonumente an. An der Grenze des Friedhofes nehmen fromme reiche Türken ihre Wohnung, um sich die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit des menschlichen Lebens vor Augen zu stellen. Der Tod hat für die Islambekenner seine Schrecken verloren, erscheint ihnen als Verklärung, als Uebergang zu einem besseren Dasein. Die Hölle des Islam ist nur ein Fegefeuer. Jeder Gläubige, nachdem er seine Fehler durch kürzere oder längere, mehr oder minder erschreckliche Qualen gebüsst hat, glaubt endlich doch der höchsten unaussprechlichen Seligkeit theilhaftig zu werden.

Die Türken, im Allgemeinen ernst, langsam und würdevoll im Leben, haben nur Eile, wenn sie todt sind. Sobald ein Muselmann gestorben ist, wird seine Leiche nach Vollziehung der üblichen Abwaschungen im Sturmschritt nach dem Friedhofe geschafft, dort mit dem Antlitz nach Mekka orientirt und

mit wenigen Zollen Staub schnell überschüttet, damit die Erde ihm leicht werde. Diese Hast der Beerdigung ist in der Furcht begründet, dass der Todte so lange leidet, bis er der Erde, von der sein Leib genommen war, zurückgegeben ist. Am Grabe wird er vom Iman über seinen Glauben befragt und sein Stillschweigen als Zustimmung ausgelegt. Das Gefolge antwortet in seinem Auftrage: „Amin", und zerstreut sich alsbald, den Todten allein lassend mit der Ewigkeit.

Fast alle Gräber sind durch Leichensteine von Marmor bezeichnet. Am Fussende erhebt sich eine Marmorplatte von Mannshöhe und gewöhnlich einen Fuss breit, sie endet oben in eine Art von Kugel, einem Menschenkopfe ähnlich, bedeckt mit einem in Marmor ausgehauenen Turban, dessen Falten, Grösse und Gestalt die Stellung kennzeichnen, welche der Todte im Leben einnahm. So ist es bei Gräbern, wo ein Mann beerdigt ist, während bei Frauengräbern der Leichenstein an der Spitze eine Art Lotus-Stengel oder eine Weinrebe trägt mit in Marmor ausgehauenen Weinblättern und Trauben verziert. Am Fusse dieses aufrecht gestellten Leichensteins befindet sich gewöhnlich eine kleine Marmorplatte, die in der Mitte eine einige Zoll tief ausgehöhlte Oeffnung enthält, worin die Freunde und Verwandten Blumen stecken oder Milch und Wohlgerüche giessen; später, wenn das Grab vernachlässigt wird, gestaltet sich diese Oeffnung zum Regenwasserbehälter, wo die Tauben und anderes wildes Geflügel, von dem der Kirchhof zu Skutari wimmelt, sich tränken.

Am Kopfende wird ebenfalls ein Loch angebracht und eine Röhrenleitung eingelegt, die zum Ohre des Verstorbenen führt, um das Wehklagegeschrei der Angehörigen besser zu vernehmen; es ist gewissermaassen das Kellerloch des Grabes, die Kommunikation zwischen Diesseits und Jenseits, die oft aber von hungrigen Hunden aufgekratzt wird, welche immer die Kirchhöfe umlagern.

Auch in Skutari fielen mir die vielen Brandstätten und Schutthaufen auf, trotzdem dass Skutari in Vergleich zu Konstantinopel eine emporkommende Stadt ist.

## 54. Ein Kadinnen-Korso.

Endlich gelangten wir auf das Plateau vor der Stadt, genannt die Ebene von Hyder-Pacha, eine Art Exercierplatz zwischen Skutari und den weitläuftigen Kasernen von Kadi-Kieui. Es erwartete uns dort ein neues Schauspiel, ein förmlicher Corso. In europäischen Equipagen, so elegant wie man sie in Paris in den elysäischen Feldern oder zu London in Rotten Row im Hydepark nur zirkuliren sieht, sassen stolze Kadinnen, je zwei in jeder Kutsche, rechts und links, wo die Fenster heruntergelassen waren, neugierig hinaussehend und sich oft vorbeugend, während schwarze, mit langem Säbel behangene Wächter an jeder Seite des Wagens daneben ritten, um die Blicke ihrer Gebieterinnen zu überwachen. Hinter jeder Damenkutsche fuhr ein sogenannter „Arraba“, d. h. ein niedriger, zwar überdachter, aber an den Seiten offener Wagen, bemalt mit allen Farben des Regenbogens, wobei aber goldgelb und feuerroth vorherrschten, in welchem Arraba sich vier bis sechs Dienerinnen (Odalisken) befanden, seitwärts auf gepolsterten Bänken sitzend. Herrinnen und Dienerinnen schienen heiter gelaunt zu sein, erstere bewahrten jedoch eine gewisse Würde, während die Dienerinnen muthwillig unter sich schäkerten. Es bewegte sich ein ziemlich gleichförmiger Zug von Karossen im Kreise um den weiten Platz herumfahrend, während die angrenzenden Kaffeehäuser zu Hunderten mit müssigen rauchenden Türken vor den Thüren besetzt waren, die dem Korso jedoch nur geringe Aufmerksamkeit zu widmen schienen.

## 55. Der Berg Burgerlu.

Da wir unser Ziel höher gesteckt hatten, fuhren wir auf der ziemlich guten Chaussee, die weiter nach Asien hineinführt, an den Fuss des Berges Burgerlu. Rechts und links vom Wege befinden sich Villen türkischer Grossen.

Da der Berg steil ansteigt, mussten wir unser Fuhrwerk verlassen und zu Fuss die Bergspitze erklimmen. Am Abhange des Berges bemerkten wir verschiedene Harems auf Teppichen ausgebreitet, im Genusse der schönen Natur versunken, sich

mit Wasser und Süssigkeiten erfrischend. Kurz unterhalb des Gipfels ist ein Brunnen herrlichen Wassers, Dschamlia genannt, von welchem der Sultan zu trinken pflegt, der sich hier auch einen Kiosk erbaut hat. In der Nähe dieser Quelle breiten ein Kastanienbaum, zwei Linden und drei Platanen ihre Aeste aus und laden zum Ausruhen ein. Wir müssen indessen weiter eilen, um noch vom höchsten Gipfel die wundervolle Aussicht bei Sonnenbeleuchtung zu geniessen. Oben auf der Spitze des Berges ist ein kleines türkisches Kloster. Ein Backschisch eröffnet uns den Zugang, es liegt ein Riese dort begraben, Taschiloba nennt ihn uns der Mönch. Das Riesengrab ist zwölf Fuss lang und soll 1300 Jahre alt sein. Die Türken haben eine wahre Wuth auf Riesengräber.

Vor unseren Blicken liegen links die Gefilde von Brussa ausgebreitet. Unsere Blicke schweifen nach Asien hinein, unsere Aussicht wird begrenzt von dem hohen Olymp bei Brussa. Vor uns liegt die ganze Propontis, das Weisse Meer, ausgebreitet, unmittelbar vor uns die sieben Prinzeninseln in nächster Nähe. Wir können bis in weite Ferne von unserem 1000 Fuss über dem Meere erhobenen Standpunkte die Gebirgskette am nördlichen Ufer des Weissen Meeres verfolgen, man zeigt uns in weiter Ferne zu unserer Rechten den thrazischen Olymp; während wir zu unserer Linken die schneebedeckten Gipfel des Olymps von Brussa erblicken.

Doch die Schatten werden länger, wir beobachten einen prachtvollen Sonnenuntergang, eilen im Sturmschritt den Berg hinunter, um unser Fuhrwerk wieder zu besteigen. Es ging im Galopp die Chaussee nach Skutari hinunter. In der Vorstadt gewahrten wir einige nach europäischer Weise gebaute Häuser, davor eine Gruppe Spanierinnen, in weissen Gewändern, mit langen schwarzen, bis auf den Boden herunter hängenden Zöpfen; man erzählt uns, dass hier reiche spanische Juden ihre Wohnungen vor der Stadt aufgeschlagen haben.

## 56. Nächtliche Ueberfahrt von Asien nach Europa.

In der Stadt Skutari ist es einstweilen stockfinster geworden, nur die Ortskenntniss unseres türkischen, in Skutari ansässigen Fuhrmanns führt uns durch das Strassenlabyrinth

zum Hafen. Jedoch alles Treiben ist dort verstummt. Die Dampfschifffahrtsverbindung mit Stambul hat seit Sonnenuntergang aufgehört, wir sind in grosser Verlegenheit, wo wir den Morgen abwarten wollen; schon umringen uns Hundeschaaren und bellen uns an. Dennoch gelingt es uns, zwei Kaïks zu miethen, um uns nach Galata von einem Welttheile zum anderen durch die reissende Strömung überzufahren. Meine Reisegefährten nahmen das eine Kaïk in Beschlag, ich das andere. Mit Angst stieg ich hinein, da die Fälle nicht selten sind, wo Kaïks umkippen und man ihren Inhalt nie wieder sieht; auch soll es vorkommen, dass unvorsichtige Franken von dem Bootführer ausgeplündert und selbst ins Meer geworfen werden, um nie wieder zum Vorschein zu kommen. In der Dunkelheit traten mir alle diese Gefahren lebhaft vor Augen. Jedoch es erschien mir ein rettender Engel in der Person eines türkischen Polizeibeamten, der sich ebenfalls in Skutari verspätet hatte: er bat um Erlaubniss, mich begleiten zu dürfen, was von mir freudig akzeptirt wurde. So durchschnitten wir die Salzfluth. Doch kaum waren wir vom Ufer abgestossen, so ging der Mond über den Bosporus auf, und erhellte die wundervolle Theaterdekoration. Mein redseliger Polizist wollte durchaus Konversation mit mir anknüpfen, er verstand aber nur Türkisch, so dass wir uns schliesslich mit Pantomimen aushelfen mussten, um uns zu verständigen.

## 57. Kiz-Kulessi oder Leander-Thurm.

Wir fuhren rings um den einsamen Felsen im Meere, den die Türken Kiz-Kulessi nennen, die Franken den Jungfrauen- oder Leander-Thurm. Thatsache ist, dass der athenische Feldherr Chares hier seine Gattin Damalis begraben liess, die ihn auf seinem Feldzuge gegen die Flotte Philipp's von Macedonien begleitet hatte und starb. Die Türken indessen erzählen folgende Legende:

Eine Wahrsagerin hatte dem Sultan Mohammed vorausgesagt, dass seine Tochter an dem Bisse einer giftigen Schlange sterben würde. Er liess daher im Meere diesen Thurm erbauen und seine Tochter dort übersiedeln. Er war sicher, dass keine Schlange ihren Weg dorthin finden konnte.

Meharschegid, so hiess die Tochter, wuchs heran und blühte so wundervoll auf, dass der Ruf ihrer Schönheit in alle Lande und auch bis zu den Ohren des Schachs von Persien erscholl. Derselbe entschloss sich, ihr seine Liebe zu erklären. Er liess zu diesem Zwecke ein prachtvolles, sinnreich ausgewähltes Blumenbouquet anfertigen, das der schönen Gefangenen Kunde bringen sollte von seiner Leidenschaft. Unglücklicher Weise hatte sich in die Blumen eine Schlange eingeschlichen, welche die Prinzessin biss und tödtlich verwundete. Da erschien der Liebhaber plötzlich und sog das Gift aus der Wunde. Mohammed belohnte den Muth des persischen Prinzen und gab ihm seine Tochter zur Ehe.

## 58. Rückkehr nach Pera.

Als ich im Mondschein beim herrlichsten Himmel unter dem Felsen vorbei fuhr, kam mir diese Legende in den Sinn. Unsere Fahrt ging glücklich von statten. Wir landeten in Europa beim Zollhause von Galata. Mein Gefährte, der Polizeibeamte, half mir aus dem Kaïk steigen, was bei dem Schaukeln des unsicheren Kaïks nicht ohne Gefahr ist. Ich legte die halbe Stunde Weges vom Hafen durch Galata bis zu meinem Hôtel im Mondschein zurück, kam dort ermüdet und ausgehungert an. Meine gewöhnlichen Tischgenossen, der preussische Konsul und ein Sekretär der Gesandtschaft, waren bereits beim Dessert angelangt. Ich hielt die Herren zurück mit der Erzählung der Erlebnisse des verflossenen Tages, und gegen neun Uhr begannen wir unsere gewohnten nächtlichen Wanderungen durch den Jardin des fleurs, nachher durch den Zypressenhain des kleinen Todtenackers, über den armenischen Kirchhof, und betrachteten die schön vor uns ausgebreitete Mondscheinlandschaft, namentlich die schimmernden Wellen des Bosporus.

## 59. Die Prinzeninseln. Prinkopo.

Am 4. Oktober, Sonntag früh, wurde von mir eine Fahrt nach den Prinzen- oder Prinzessinneninseln unternommen. Der dafür bestimmte Dampfer war von der Galata-Brücke aus

zu erreichen. Bei dem furchtbaren Gedränge auf der Brücke war es schwierig, sich den Weg zum richtigen Dampfschiff zu bahnen. Im Nu war unser Dampfschiff überfüllt, da das schöne Wetter viele Menschen zu dieser Vergnügungsfahrt aufgefordert hatte. Diese Inseln heissen Prinzeninseln, weil die Prinzen des griechisch-oströmischen Kaiserreichs dort ihre Sommervillen hatten; Prinzessinneninseln, weil die Prinzessinnen, die aus Liebe gesündigt hatten, dorthin verbannt zu werden pflegten, um ihre Schuld zu büssen, dafür aber diese Inseln durch fromme Stiftungen bereicherten. Die Türken nennen diese Inseln „die Priesterinseln" wegen der dort gegründeten Klöster. Unsere Fahrt ging um die Spitze des Seraï vorbei ins Marmara-Meer, wo diese Inseln, vier grössere bewohnte (Proti, Antigone, Chalki und Prinkopo), und drei kleinere unbewohnte, nackte Felsenriffe, in der Nähe der kleinasiatischen Küste sich befinden. Diese Inseln werden ausschliesslich von Christen, vorzugsweise Griechen, bewohnt, welche dort wahrhaft im Naturgenusse schwelgen. Die Fahrt ging längs der asiatischen Küste bei Kadikeui entlang, dessen stattlichen, nach europäischer Art angelegten Quai wir vom Schiffe aus beschauen konnten, eben so wie das Monument, welches die Engländer ihren im Krimmkriege gefallenen Landsleuten dort gesetzt haben. Während Skutari fast ausschliesslich von Türken bewohnt wird, haben sich in Kadikeui (Chalcedon) in neuerer Zeit vorzugsweise Christen, namentlich Griechen und Armenier, niedergelassen.

Wir landeten nach anderthalbstündiger Fahrt in Prinkopo, der bedeutendsten und am meisten bewohnten Insel. Eine Anzahl Kaffeehäuser mit Gärten breiten sich am Strande aus. Am Landungsplatze wurden wir mit Musik empfangen, die in einem benachbarten öffentlichen Garten konzertirte. Es ist diese Insel der Sommeraufenthalt reicher griechischer und armenischer Familien, und war namentlich die Damenwelt reichlich vertreten. Mit besonderer Vorliebe kultiviren Griechen und Griechinnen die Fülle ihres Haarwuchses. Eben so wie die Coïffure ist die Chaussure Gegenstand raffinirter Ueberlegung; die kleinen Füsse werden in enge Bottinen eingezwängt, so dass die Leichdornen-Operateurs hier vollauf Beschäftigung finden. Die griechischen Schuhmacher sind daher berühmt,

weil sie es lernen müssen, sich den Anforderungen ihrer Kundschaft anzubequemen. In Prinkopo empfing man den Eindruck eines fashionablen Badelebens. Trotz der vorgerückten Jahreszeit hatte das Meereswasser nach dem Gefühle noch wenigstens eine Temperatur von 18° R. Die Hausbesitzer haben hier überall Badehäuser, welche sie an die Fremden vermiethen, angelegt; aus einem solchen Badehause kann man nachher in die offene See hinausschwimmen, wie ich es zu meiner Erfrischung that.

Nach dem Bade forderte mich meine siebenbürgische Reisebekanntschaft auf, in der Villa Giacomo zu dejeuniren. Ich lehnte ab. Erst die Pflicht und dann das Vergnügen! Meine Absicht war, die Insel zu exploriren. Ich machte mich zu diesem Zwecke beritten auf einem Esel und entwand mich den sybaritischen Genüssen der Tafel. Zunächst durchritt ich das lange, an einem Berge hinansteigende Dorf, das aus lauter malerischen Villas mit Fernsicht auf das Meer besteht, wohin wohlhabende Leute sich im Alter zurückziehen, um fern vom Geräusche der Welt ein Stillleben zu führen. Hernach kam ich zu einem in einem Fichtenwalde gelegenen griechischen Kloster, wo mich ein frommer Bruder mit frisch gekeltertem Moste von Weintrauben, die in eigenem Garten gewachsen waren, bewirthete. Dann setzte ich meine Exkursion auf dem Grat des Gebirges, bis zum höchsten Punkte mit meinem Esel emporklimmend, fort, während das arme Thier bei der Mittagshitze unter der Last seines erbarmungslosen Reiters keuchte. Auf dem höchsten Punkte, den ich auf mindestens 800' schätze, fand ich wieder ein griechisches Kloster. Da inzwischen mein Magen sein Recht verlangte, bat ich um Brot, Käse und Wein, womit die mitleidigen Mönche mich und meinen Eseltreiber auch freundlich versorgten. Zu meinen Füssen breitete sich dann eine Rundsicht aus, die geeignet war, mich in Entzücken zu versetzen. Der Himmel war wolkenlos, die Luft heiter, durchsichtig und lau. Ich konnte die Insel in ihrer ganzen Ausdehnung übersehen, dann umgab mich ringsherum das Marmara-Meer, die bithynische Küste konnte ich bis in weite Ferne verfolgen.

## 60. Der Thurm zu Galata.

Mitten in Galata steht auf einem Berge ein von den Genuesern erbauter 140 Fuss hoher Thurm, die Christus-Bastei genannt. Dieser Thurm des Anastases dient als Feuerwache. Wir nahmen Gelegenheit, von seiner Spitze einen der schönsten Sonnenuntergänge zu betrachten, und unsere Blicke bei dieser Beleuchtung über das zu unseren Füssen ausgebreitete Stambul umherschweifen zu lassen, mit dessen einzelnen bemerkenswerthen Punkten wir schon längst vertraut geworden waren.

In dem Momente, als die Sonne unterging, breitete der Thurm- und Feuerwächter seinen Teppich auf der Erde aus und begann seine religiösen Zeremonien, in der Richtung nach Mekka fünfmal die Erde mit seiner Stirn berührend, mit übereinander gekreuzten Armen Gebete murmelnd.

Nachher erhob er sich freudig im Bewusstsein treu erfüllter Pflicht. Als ich hinuntersteigen wollte, gab er mir das Geleit, mit einer Kerze mir behutsam voranleuchtend und mich auf jede ungleiche Stufe aufmerksam hinweisend.

## 61. Goldenes Horn und die süssen Wasser von Europa.

Der Hafen von Konstantinopel, schon von den Alten das Goldene Horn genannt, ist beinahe eine deutsche Meile lang und drei Mal überbrückt; an einigen Stellen gegen 1500 Fuss breit. Der Hafen zerfällt in zwei Theile, den Theil für Kauffahrteischiffe und den für Kriegsschiffe; in dem letzteren lagen mehrere Kriegsschiffe vor Anker; daran grenzen die Docks und die Schiffswerfte, in welchen die Kriegsschiffe ausgebessert und neu gebaut werden. Zahllose Kaïks und Böte jeder Grösse wimmeln im Hafen, man bemerkt dort viel Bewegung und Leben. Der Hafen verengt sich bei der Ejub-Moschee, an einer Stelle, wo vormals der Palast der griechischen Kaiser stand. In der Ecke des Hafens ergiessen sich in das Goldene Horn zwei kleine Flüsse, welche die Erdbeschreiber des Alterthums Kydaris (Alibeykeusu) und Berbyses (Kiahatsu) nannten. Die Franken bezeichnen dieselben mit der gemeinschaftlichen Benennung der „süssen Gewässer von Europa“. Das

Thal, in welchem sich der Kiahatsu dahinschlängelt, ist über alle Beschreibung schön. Es ist am Sonntag Nachmittag der Versammlungsort der christlichen beau monde. An dem Flusse Kiahatsu, einige Tausend Schritt von seiner Mündung, steht ein Schloss des Sultans, Kiahathane genannt. Den Vorhof dieses Schlosses bildet ein freier Platz, wo sich die Pagen des Grossherrn in kriegerischen Spielen üben.

Ungeheure Zypressen und Platanen verleihen dem Thale Kiahathane viel Anmuth. Die Türken legen grossen Werth auf hohe schattige Bäume. Bei dem Schlosse des Sultans befinden sich weitläuftige Gartenanlagen, welche in Abwesenheit des Hofes dem Publikum offen stehen. Auch an Sonntagen erscheinen hier türkische Harems und gruppiren sich malerisch auf Teppichen, die auf dem Rasen ausgebreitet sind.

## 62. Besestan-Bazar.

Der Besestan ist eine ganze Stadt, er besteht aus vielen gewölbten, sich kreuzenden Gassen, eigentlich gemauerten Gängen. Die Waaren derselben Gattung werden in derselben Strasse feilgeboten. Es existirt ein eigener Waffenbazar, wo man die seltensten und kostbarsten Waffen ausgestellt findet, für welche freilich fabelhafte Preise gefordert werden. Ebenso ist ein eigener Gewürzbazar vorhanden, ganze Gassen von Goldarbeitern, Juwelenhändlern, Buchhändlern, Fussbekleidungsfabrikanten, Händlern mit Shawls, Teppichen, kostbaren Schlafröcken u. s. w.

Die Ruhe und Gelassenheit, womit die Türken ihre Handelsgeschäfte betreiben, ist klassisch; man bemerkt nie die Heftigkeit, womit bei uns Käufer und Verkäufer sich gegenseitig ereifern, um sich zu übervortheilen. Bei dem dritten Worte ist ein Handel gemacht, oder man trennt sich.

Die Gewinnsucht hält den Muselmann nicht ab, die täglichen fünf Gebete genau zu verrichten. Sobald der Muezzin die zum Gebet bestimmte Stunde ankündigt, eilen alle seinen Ruf hörenden Gläubigen nach der nächsten Moschee. Die Kaufleute lassen meistens ihre Gewölbe offen, und ziehen nur einen Bindfaden vor dieselben, um dadurch anzudeuten, dass sie bald zurückkommen werden. Dies ehrenvolle Zutrauen

wird nach Verdienst gewürdigt, die Türken halten ihre Hände rein vom Diebstahl.

Ich machte mehrere Einkäufe im Bazar, kaufte z. B. einige türkische Bücher, eine rothe wollene Tischdecke mit Seidestickereien (enthaltend den Namenszug des Sultans und Sprüche aus dem Koran), ein Paar prachtvolle Pantoffeln aus blauem Sammt mit ächten Goldstickereien u. s. w. Meine Befürchtung, getäuscht zu werden, da der Kaufmann meine Unerfahrenheit und Unkenntniss in dergleichen Dingen gewiss wahrgenommen hat, hat sich nicht bewahrheitet. Im Gegentheil habe ich ganz solide Waare gekauft zu ungewöhnlich billigen Preisen, wie man mir hier allgemein bezeugt. Nach abgeschlossenem Kaufe bewirthete mich der türkische Handelsmann mit süsser gewürzter Mehlspeise und drückte mir seine Befriedigung und Freundschaft aus, was mir damals um so mehr Verdacht einflösste, hintergangen worden zu sein. Ich leiste dem edlen Manne hiermit Abbitte für meinen unbegründeten Argwohn.

Der Waffenbazar wird um 3 Uhr Nachmittags geschlossen, die übrigen gegen 5 Uhr Nachmittags. Es muss hier ein riesiger Waaren-Umsatz bewirkt werden. In der Nähe des Bazars sind eine Anzahl Chans, viele Kaffeehäuser und türkische Bäder.

## 63. Häuser - Ameublement.

Jenseits der Galata-Brücke schimmert im Goldglanze das alte Stambul, feenhaft von aussen, hölzern, schmutzig, moderig und muffig im Innern. Da die türkischen Häuser genau wie die griechischen eingerichtet sein sollen und ich mehrere griechische Häuser besucht habe, kann die Beschreibung eines griechischen Hauses seine Anwendung finden auf die türkischen Häuser. Den Mittelraum des Hauses nimmt ein Saal ein, den man „Selamlik“ (Begrüssungszimmer) nennt. Die an der einen Seite an den Selamlik anstossenden Gemächer bewohnt der Eigenthümer selbst, die andere Seite ist seinem Harem, d. h. den Frauen und Kindern, eingeräumt. Das Ameublement ist einfach, der Spiegel giebt es wenige; Gemälde- und Bildhauer-Arbeit, welche menschliche Figuren darstellen, sind den Tür-

ken durch den Koran verboten. Die Wände sind nicht tapeziert, an Stelle von Tapeten mit einer glänzenden Oelfarbe angestrichen. In den meisten Häusern sind die Wände weiss, die Fussböden getäfelt, die Decken blau, roth und gelb gemalt. Die Stuben sind mit niedrigen breiten Sofas an den Wänden versehen, auf denen oft zwei bis drei Reihen Polster liegen, um Haupt, Schultern und Arme anzulehnen.

In den Häusern der Leute niederen Standes ist ebenfalls ein oberflächlicher Anstrich vorhanden, aber dahinter und darunter ist Alles hohl, wurmstichig und wanzig.

## 64. Die Frauen in Konstantinopel.

Bei den Muselmännern haben die Frauen keine gesellschaftliche Stellung, sie üben nicht die Herrschaft des Hauses, wie bei uns. Die türkischen Frauen sind zu der verächtlichen Rolle von Buhlerinnen und Sklavinnen herabgewürdigt, nicht einmal der Besuch der Moscheen und das gemeinschaftliche Gebet mit den Männern im Gotteshause wird ihnen gestattet.

Die türkischen Frauen tragen Oberkleider, welche den Mänteln unserer Männer gleichen, mit mehreren über einander fallenden, nach unten hangenden Kragen. Diese Oberkleider (Jermaks) sind aus feinem Tuche angefertigt, hellfarbig (grün, roth, gelb). Die Mohrinnen pflegen sie ausschliesslich gelb zu wählen. Die hellen Farben sind von malerischer Wirkung. Doch wird der leichte schwebende Gang, worin die Pariserinnen sich so auszeichnen, durch die Weite dieser Mäntel gehindert; da der Mantel wegen seiner Länge nachschleppt, sind sie gezwungen, ihn zu halten und zu heben. Der transparente Schleier, der ihre Stirn, das Kinn und die Wangen bedeckt, aus welchem nur die Augen und die Nasenspitzen hervorschauen, wird Machrema genannt und ist von weissem feinstem Muslin.

Die Fussbekleidung, bestehend in farbigen eng anschliessenden, mit Gold- und Silberstickereien versehenen Bottines, scheint für die vornehmen Damen ein Gegenstand besonderer Sorgfalt und Eitelkeit zu sein. Die Damen der niederen Stände schlottern dagegen in gelben Pantoffeln unsicheren Ganges einher.

Die niederen Frauen sind zu harter Sklavinnenarbeit verdammt, wie wir sie auf den Feldern die anstrengendsten Arbeiten haben verrichten sehen, während die Männer ruhig im Dorfkaffeehause ihre Pfeife schmauchten. Dagegen sollen in den Harems der Grossen die theuer erkauften Tscherkessinnen und Georgierinnen nach alt türkischer Manier auf Teppichen und Divans umherliegen und faulenzen; ihr Kulturfortschritt soll sich beschränken auf den Uebergang vom Nargilèh zur Zigarette. Ihre kostbaren Kleider, in denen sie während der Nacht schliefen, hangen zerknittert um ihre schlaffen Glieder, während die schmarotzenden Autochthonen des Kopfes zwischen den ungekämmten Haaren und glänzenden Juwelen ungehindert und unverschämt umherkriechen. Dabei soll der Luxus in kostbaren Geweben, Spitzen, Edelsteinen u. s. w. unsinnig sein. Unter dieser Haremswirthschaft der Grossen kann kein Familienleben und Glück gedeihen, keine staatliche Gemeinschaft erstarken, Alles ist mit dem Fluche der Vernichtung und des Untergangs beladen.

### 65. Islam.

Das Hauptdogma des Islam ist: „Ich glaube an Gott, seine Engel, sein Gesetzbuch, seine Propheten und die Vorherbestimmung zum Guten und Bösen (Fatalismus).“ Wegen seines unerschütterlichen Glaubens an ein Fatum fügt sich der Muselmann in alle Lagen des Lebens mit unüberwindlichem Gleichmuth, der jeden Widerstand gegen drohendes Missgeschick aufhebt. „Gott ist gross, er gab es, er nahm es“, spricht der Muselmann. Das heilige Buch der Türken ist der Koran, deutsch „zu Lesendes“. Der Koran wird von den Muhamedanern als der Maassstab alles Rechts und aller Uebungen anerkannt, als dasjenige, woran man sich in der Forschung und im Leben zu halten habe, als die Botschaft, welche unmittelbar vom Himmel gesandt worden ist.

### 66. Fremde und Einheimische in Konstantinopel.

In Konstantinopel ist ein Zusammenfluss verschiedener Nationalitäten, ein wahres Simmelsammelsurium, ein Pandämonium, wie nirgends sonst auf der Erde. In Konstantinopel kommen die Abenteurer aus drei Welttheilen zusammen:

Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener, Holländer, Schweden, Ungarn, Polen, Russen, Walachen, Serben, Bulgaren, Zigeuner, Griechen, Juden, Armenier, Tscherkessen, Perser, Araber, Barbaresken, Neger aus allen Theilen Afrika's fliessen hier zusammen. Die occidentalischen Nationalitäten werden unter dem Namen „Franken" begriffen, der Türke bezeichnet sie als „Hutträger". Die dritte Person, der man in Konstantinopel begegnet, ist ein Schwarzer. Alle diese Racen treiben sich hier auf einem kleinen Raume in buntem Wirrwarr herum. Es sind disparate gesellige Zustände. Kein Charakter ist rein original ausgesprochen, nichts als Uebergänge, ohne Grenzlinien, in beständiger Vermischung; jeder hat aus seiner bunten Umgebung etwas in sich aufgenommen.

Die Anzahl der Deutschen in Konstantinopel beläuft sich auf 8000, sie stehen zum Theil unter östreichischem Schutz, zum Theil unter preussischem. Die Deutschen unterhalten hier drei Schulen, eine östreichische, eine preussische und eine deutsche, wie sie sich ausdrücken. Die östreichische Schule unter dem verdienstvollen Direktor Dethier haben wir aus eigenem Augenschein näher kennen lernen. Die Deutschen haben einen besonderen Verein: „Die Teutonia", welcher sein Gebäude in der Hauptstrasse von Pera gemiethet hat, mit einem Garten, der eine wundervolle Aussicht auf den Bosporus bietet, wofür sie 2000 Thaler Miethe bezahlen. In dem Lokal der Teutonia befindet sich ein Lesezimmer mit den gelesensten deutschen Zeitschriften, eine Kegelbahn u. s. w., es wird dort Wiener Bier vom Fass gezapft. In Konstantinopel bedeutet „deutsch" so viel als „ehrlich" und „tugendreich". Die Deutschen in Konstantinopel sind bekannt wegen ihrer Biederkeit, Emsigkeit, Ausdauer und Geduld. Sie gehören vorzugsweise dem Handwerksstande an. Alle Kunsttischler, Drechsler, Schlosser, Tapezierer u. s. w. sind Deutsche; die Schlösser des Sultans werden fast ausschliesslich von deutschen Handwerkern hergerichtet und ausgeschmückt. Der Unterschied der Jovialität und Munterkeit des Süddeutschen und der ernsteren Stimmung und besonneneren Haltung des Norddeutschen hat sich auch in so weiter Ferne noch nicht verloren. Die Tugend der deutschen Mädchen ist über allen Zweifel erhaben; die Sängerinnen, Violinspielerinnen und Harfenistinnen aus Deutsch-

Böhmen verheirathen sich vortheilhaft an Gewerbtreibende, Kaufleute, Aerzte u. s. w. Ein in Konstantinopel in Funktion befindlicher Diplomat sagte mir wörtlich: „Die böhmischen Musikmädchen tragen viel dazu bei, Konstantinopel zu germanisiren.“

Schildern wir kurz einige Nationalitäten, die in Konstantinopel verbreitet sind:

Der Grieche zeichnet sich aus durch die Regelmässigkeit seiner feinen Gesichtszüge und seine grosse Beweglichkeit; Schlauheit und Verschmitztheit sehen ihm aus den Augen; er übervortheilt im Handel jeden, der mit ihm Geschäfte abschliesst. Die Griechinnen sind sehr gefallsüchtig, wählerisch in coïffure und chaussure, „Elles posent merveilleusement.“

Der Armenier hat scharf geschnittene Züge, eine hervorspringende Adlernase. Die Armenier sind die Intendanten der Paschas und die Pächter der Staats-Steuern und Einkünfte; sie bilden „la haute finance.“ Im Handwerkerstande sind sie Gold- oder Silberschmiede.

Die eigentlichen Türken haben meistens eine untersetzte Gestalt, sie inkliniren zur Fettleibigkeit; ihre Gesichtszüge sind schlaff und molluskenartig; Apathie und Indolenz sind in ihren Zügen ausgeprägt, die Nase ist stumpf, die Backenknochen stehen hervor, die Augen sind geschlitzt; sie verrathen die tartarische Abkunft und ihre Verwandtschaft mit dem mongolischen Typus. Gutmüthigkeit, Barmherzigkeit, Wohlthätigkeitssinn und Ehrlichkeit sind bei ihnen angeborne Tugenden. Die Türken von besserer Erziehung zeichnen sich aus durch ihre Leichtigkeit und Gefälligkeit im Umgang, ihre feinen insinuirenden Manieren, ihre Gewandtheit in Damengesellschaft, so dass sie alle Europäer in geselliger Beziehung in den Schatten stellen und sicherlich die allgemeine Gunst und Beliebtheit sich ihnen zuwendet. So sind die türkischen Diplomaten im Auslande stets die bevorzugten Lieblinge, „les lions de la haute société.“

Die kräftigsten und markigsten Figuren findet man unter den Arabern, welche meist als Kaikdschi (Nachenführer) und Hamals (Lastträger) dienen. Sie entwickeln eine Körperkraft und Ausdauer, dabei eine Geschicklichkeit für ihren Beruf, die zur Bewunderung auffordert.

Ihnen zunächst stehen die Perser von schlanken, wohlgeformten Körperverhältnissen und dunkler Hautfarbe, erkenntlich an den hohen, spitz zulaufenden Mützen von schwarzem oder grauem Schafpelz und dem weiten flatternden Kaftan.

Erwähnen wir hier noch jene dunkelbraunen Pferdeburschen, die stundenlang neben den Steigbügeln ihrer trabenden Herren wie Windhunde herlaufen; sie gehören dem Stamme der Lazem am Schwarzen Meere an, welcher auch die Feldarbeiter, Gärtner, Holzhauer und Tagelöhner aller Art für das schöne Land Thrazien liefert.

Ferner die Hamals, jene vierschrötigen Lastträger, die wie begraben unter den Lasten auf ihren Rücken einhereilen, sind Türken von den Ufern des Schwarzen Meeres und noch Ueberbleibsel der alten furchtbaren Sekte von Anhängern Mohameds, vor denen einst drei Welttheile zitterten. Der Hamal trägt ganze Fuder von Steinen, Waarenballen, Bauholz oder Möbeln auf seinem massiven Rücken die steilen steinigen Wege entlang, wie es ihm kein Pferd mit einem beladenen Wagen nachmachen würde.

## 67. Schlussbetrachtung über Konstantinopel.

Gläubige Türken in Konstantinopel lassen sich auf dem grossen Kirchhofe gegenüber in Kleinasien begraben, um in heimischer, geweihter Erde zu ruhen. In Europa fühlten sie sich nie zu Hause. Ihre europäischen Besitzungen haben sie stets als ein zeitweilig bezogenes Feldlager betrachtet. Sie fühlen längst, dass sie von europäischer Kultur besiegt und bezwungen sind.

In Konstantinopel sind drei Zivilisationen übereinander gelagert: 1) Die griechisch-oströmische, welche noch heute die wahre reale Grundlage der Lebensanschauung in Konstantinopel bildet; 2) die türkische, welche nur oberflächlich die ursprüngliche griechisch-oströmische Zivilisation überwuchert hat. Die Türken haben als Fremde und Eroberer lange genug in diesen paradiesischen Regionen gefaulenzt und geschwelgt. Die weiche Luft Konstantinopels und der Fatalismus ihres Korans haben sie noch mehr entnervt. Auf ihren Beinen kauernd, Mokka trinkend und Tabak rauchend, sehen sie mit

schwermüthiger Gleichgültigkeit zu, wie sie allmählig überwältigt werden. 3) Seit dem Tage, wo Redschid Pascha vor dreissig Jahren die grosse Reformproklamation vom Altan des Rosenhauses im Seraï der lauschenden Menge vorlas, gewannen europäische Kultur und Christenthum nicht nur Duldung, sondern auch Bürgerrecht und manches Privilegium im türkischen Reiche.

Merkwürdig genug ist eine Sache, die ich nicht geahnt hatte, es ist das Deutschthum, das sichtbarlich hier alle anderen Nationalitäten überholt hat; alles redliche Gewerbe in Konstantinopel ist in deutschen Händen; die Italiener haben hierher nur ihre Betrügereien und Spitzbübereien, die Franzosen ihre frivole Unsittlichkeit verpflanzt; ja selbst bei den Türken ist die volle Sympathie nur für die Deutschen. In Pera sind die deutschen Bierkneipen (Karl Keilhau in der grossen Strasse) u. s. w., die deutschen Vereine (die Teutonia) obenan. Die Haremsdamen kommen heimlich hierher, um den deutschen Liederweisen zu lauschen, die aus den Kaffeehäusern und aus den Sälen und dem Garten der Teutonia im kräftigen melodischen Männergesang hervortönen.

# Anhänge.

## Notizen über das Bahnnetz in Rumänien,

amtlich festgestellt am 10. Dezember 1869.

**A. Die Dr. Strousberg'sche Concession umfasst folgende Linien:**

a. im Bau begriffen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1) | Galatz - Tecuciu - Adjut - Bakau - Roman . . | 244,5 | Kilom. *) |
| 2) | Galatz - Braïla - Buseo - Mezil - Plojeşti - Bukarest . . . . . . . . . . . . . | 271,5 | „ |
| 3) | Tecuciu - Berlad „ „ | 49,0 | „ |
| 4) | Bukarest - Piteşti „ „ | 107,0 | „ |

b. demnächst in Angriff zu nehmen:

| | | |
|---|---|---|
| Piteşti - Slatina - Crajova - Turn-Severin . . | 224,0 | „ |

c. es werden Vorarbeiten gemacht für:

| | | |
|---|---|---|
| Buseo - Rybnic - Focsani - Maraceşti . . . | 90,0 | „ |

Ausser diesen concessionirten Linien sind Vorarbeiten gemacht worden für:

| | | |
|---|---|---|
| Tecuciu - Bolgrad - Kilia - Jibriani . . . . | 180,0 | Kilom. |
| resp. Galatz - Rheny - Bolgrad - Kilia - Jibriani | 164,0 | „ |
| Tecuciu - Furçeni (Lagerbahn) . . . . . | 8,0 | „ |

Es sollen noch ferner bearbeitet werden die Anschlüsse:

von Adjut über Okna an das ungarische Bahnnetz,

von Buzeo nach Kronstadt,

von Turn-Severin an das ungarische Bahnnetz.

Ueber letztere drei Linien schweben noch die Verhandlungen.

---

*) 7½ Kilometer = 1 geogr. Meile

**B. Die Staatsbahn Bukarest - Giurgewo,** von Engländern gebauet (fertig) . . . . . . 67,0 Kilom.

**C. Offenheim'sche Bahn,** Roman - Suczawa bis zum Anschluss an die Lemberg - Czernowitzer Bahn mit einer vor Roman abgehenden Zweigbahn nach Jassy (fertig) 220,0 „

Galatz - Roman und Galatz - Bukarest, begonnen im Juli 1868 in den Vorarbeiten, mit den Erd - Arbeiten bei Galatz, im November bei Bacau, ist heute mit Ausnahme schwieriger Einschnitte an den Höhen von Galatz, am Sereth bei Cosmesti, 1 Meile hinter Tecuciu, und an der Bistritz bei Bacau in den Erdarbeiten fast vollendet. Es sind bereits viele Meilen Schwellen und Schienen gelegt und werden bei Bukarest, Braïla und Galatz bereits mit der Locomotive Arbeitszüge gefahren. Die Strecken in der Walachei sind als Flachland, die der Moldau aber mindestens als Hügelland zu bezeichnen. Es kommen daher auch in der Moldau Steigungen von 1:100 vor, in der Walachei nur einmal und zwar vor Plojesti.

Die Durchlässe und grossen Brücken sind trotz ihrer grossen Zahl, trotz stellenweise schwieriger Fundirung, trotzdem dass das Material oft weit hergeholt werden musste, bis auf wenige Pfeiler schon vollendet. Der Ueberbau der grossen Brücken ist in Schmiedeeisen meistens als Parabelträger, abgestumpfte Parabelträger und als Fachwerksträger konstruirt. Die vorkommenden lichten Spannenweiten sind 40′, 60′, 72′, 120′, 150′. Die bedeutendsten dieser Brücken sind: die beiden Sereth - Brücken bei Barbosi, 1 Meile von Galatz, und bei Cosmesti, 1 Meile von Tecuciu, die Trotus - Brücke bei Adjut, die Bistritz-Brücke bei Bacau, die Moldova-Brücke bei Roman, die Telegea - und Crikow -, Prahova - und Jalomitza - Brücke, resp. diesseits und jenseits Plojesti. Die Sereth - Brücke bei Cosmesti hat neun Oeffnungen à 120′. Bistritz - Brücke 5 à 120′. Moldava 8 à 72′. Trotus 1 à 60′, 2 à 120′, 4 à 150′. Telegea 1 à 150′, 8 à 72′. Crikow 2 à 120′. Prahova 2 à 120′, 1 à 150′. Jalomitza 2 à 150′.

Die sämmtlichen Schienen und Betriebsmittel, Locomotiven, Tender (Fabrik Strousberg, Hannover), Drehscheiben, Weichen, Wagen sind bereits hier. Letztere werden zum Theil in Galatz

und in Braïla montirt. Auch Schwellen sind in grosser Quantität von Deutschland über Hamburg hergebracht. Ferner eiserne Dächer, hölzerne und eiserne Fenster, hölzerne Thüren, eiserne Wasserreservoirs sind bereits hier, und ist man fleissig mit Montiren und Aufstellen u. s. w. beschäftigt.

Die Bahnhofsbauten sind zur Hälfte mindestens auf beiden Strecken bei A, a, 1 und 2 im Rohbau fertig. Die Lieferung sämmtlicher Möbel hat die Firma Kronthal in Posen übernommen.

Zum 1. Juni 1870 steht die Eröffnung dieser 68 Meilen langen Strecken A, a, 1 und 2 in einem Steppenlande in Aussicht.

Tecuciu-Berlad wurde im Mai begonnen und wird im künftigen Herbst zur Eröffnung kommen, ebenso die erst im Monat November 1869 in Angriff genommene Strecke Bukarest-Pitesti.

---

## Notiz über Galatz

vom dortigen preussischen Konsul Herrn Blücher.

Galatz ist von Pest an gerechnet bis Sulina die grösste und wichtigste Stadt an der Donau. Wenn auch aus dem Hafen von Braïla ungefähr $^3/_8$ Getreide mehr als aus Galatz exportirt zu werden pflegt, so ist Galatz dennoch als Handelsplatz bedeutender, weil sich in Galatz der Geldmarkt, die Basis aller Umsätze im Ex- und Import, befindet. Die Galatzer Börse verkehrt mit allen Börsenplätzen Europas. Es existirt sogar ein besonderer Galatzer Geldkours, der für den Napoléon $77^3/_4$ Galatzer Piaster (à 40 Para = 2 Silbergroschen preuss.) und den östreichischen Dukaten à 46 Galatzer Piaster auswirft. Galatz hat sich in den letzten zwanziger Jahren an Grösse und Einwohnerzahl verdoppelt. 1850 zählte es 40,000 Einwohner und nur wenige ansehnliche Wohnhäuser, jetzt hat es schon ganze Strassen nach europäischer Art gebauter Häuser und circa 90,000 Einwohner. Braïla zählt 40,000 Einwohner und hat sich in den letzten zehn Jahren kaum merklich vergrössert.

Nach allen Richtungen, sowohl nach dem Orient als Occident, bestehen von Galatz aus Telegraphen-Verbindungen und an dem Bau von Eisenbahnen, die alle irgendwie wichtigen Städte des Landes unter einander verbinden werden und hauptsächlich auch auf den Getreidetransport nach den Hafenstädten berechnet sind, wird von Seiten des Consortiums Dr. Strousberg mit kolossalen Kräften und Mitteln eifrig gearbeitet.

Die endliche Inangriffnahme der Eisenbahnen in Rumänien ist lediglich dem Fürsten Karl zuzuschreiben und ihm allein zu verdanken.

Sollte das Projekt der rumänischen Regierung, bei der neu angelegten Stadt Karlstadt am Ausflusse des Kilia-Arms ins Schwarze Meer einen für Seeschiffe geeigneten guten Hafen herzustellen und denselben in Verbindung mit dem grossen europäischen Eisenbahnnetz zu setzen, ins Leben treten, so könnte dadurch wohl die Thatsache hervorgerufen werden, dass dann diese Hafenstadt (Karlstadt) zwar zum örtlichen Nachtheile von Galatz, wohl aber zum grossen Vortheile für ganz Rumänien, bedeutend in den Vordergrund träte. Dass es aber der rumänischen Regierung vollkommen Ernst ist mit diesem Projekte, beweist wohl der Umstand zur Genüge, dass bereits die Vorarbeiten, Anschläge u. s. w. zu einer Eisenbahn von Galatz nach Karlstadt bewirkt worden sind. Am meisten möchte dabei die neue Hafenstadt Sulina beeinträchtigt werden.

# Skizzen und Bilder
## aus den Ländern an der unteren Donau.

(Aus der Posener Zeitung wieder abgedruckt, Jahrgang 1870, Nr. 4.)

---

Herr Geheimer und Ober-Regierungsrath Bitter hat vier Jahre an der unteren Donau in hoher amtlicher Preussischer Stellung gelebt und die Gelegenheit benutzt, sich mit den dortigen Verhältnissen gründlich bekannt zu machen. Einen Theil seiner Beobachtungen hat derselbe in einem Vortrage wiedergegeben, welchen er am 4. d. M. in der Aula des königlichen Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zum Besten des Diakonissen-Vereins hielt. Berichterstatter, aus eigener Anschauung mit den Ländern an der unteren Donau bekannt, ist mit gespanntester Theilnahme dem interessanten Vortrage gefolgt und liefert hiermit einen kurzen Auszug aus demselben.

Wir wollen uns bemühen, die Gliederung des Vortrages unseren Lesern zu veranschaulichen. Der erste Theil enthielt eine Schilderung der Reise von Pest nach Sulina, wo die kanalisirte Sulina in das Schwarze Meer mündet. Redner gab eine Schilderung der Reisegesellschaft, welche man auf den sonst so komfortablen Eilbooten der D. Dampfschifffahrtsgesellschaft antrifft. Der geringste Theil davon gehört der gebildeten Welt an. Die Mehrzahl besteht aus jenen unverschämten Burschen, welche dem Kaufmannsstande der Städte Bukarest, Jassy, Galatz, Odessa und Konstantinopel angehören, zum überwiegenden Theile Europa als Betrüger oder Bankerotteurs verlassen haben und in ihrer neuen Heimath das Geschäft mit Glück fortsetzen. Ausserdem begegnet man einigen wüsten Bojaren, die sich „Mon Prince“ oder „Votre Excellence“ anreden lassen; selten fehlt eine italienische, an europäischen Bühnen nicht mehr zulässige Operngesellschaft, ein Impressario mit einigen Sängerinnen, die für seine Töchter oder Nichten gelten.

Die gelben Gesichter mit ihren glühenden Augen und schwarzen Bärten, der Dampf der Zigaretten, welche auch bei den Damen selten ausgehen, verbinden sich mit einer Sündfluth von Sprachen, von denen ungarisch, griechisch, deutsch, italienisch, französisch, englisch, russisch,

slawisch, walachisch und wienerisch die gebräuchlichsten sind. Wie frei fühlt man sich, wenn man, aus dem wüsten Gewirr des Salons heraustretend, von dem Verdeck des Schiffes aus den weiten Horizont überblicken kann, der sich oft bis in unübersehbare Ferne ausbreitet; wenn man den mächtigen Strom unter sich rauschen hört und die Ufer mit ihrer Geschichte zu sich reden lässt. Mit dem Gefühl ehrerbietiger, fast andächtiger Bewunderung sieht man zwischen Moldova und Drenkova, so wie bei Turn-Severin aus dem schattigen Grün der Ufer die grauen Thürme hervorragen, welche, der glänzendsten Zeit des römischen Kaiserreichs entstammend, einst den von Trajan und Hadrian erbauten Brücken zum Schutze dienten.

Redner gab darauf eine Schilderung der Passage, welche man „das eiserne Thor" nennt. Nichts gleicht der wildromantischen Schönheit dieser Stelle des Donauthals. Diese grauen zerklüfteten, hoch in die Luft ragenden Felsen zeigen noch heute in ihren mit dem Grün einer reichen Vegetation bekränzten malerischen Formen die von keiner Kultur, von keiner menschlichen Nähe veränderte Urgestalt. Die Oede und Einsamkeit dieser Gegenden, in denen Bären und Wölfe hausen, während hoch in der Luft riesige Adler ihre Kreise ziehen, ist nur durch den majestätischen Strom belebt.

Hierauf folgte die Schilderung der drei Donau-Katarakten und der Fahrt über dieselben bis Turn-Severin und die Donau abwärts bis Braïla, wo das Auge durch einen Wald von Masten angenehm überrascht wird. Daran schloss sich eine Beschreibung der Oertlichkeiten und des grossartigen Handelsverkehrs von Braïla und Galatz, wo ein jährlicher Umsatz von mehr als hundert Millionen preussischer Thaler stattfindet.

Im zweiten Theil gab Redner eine Schilderung der Oertlichkeit von und um Galatz, so wie die der dort herrschenden Entsittlichung. In den Strassen von Galatz wühlt im dichtesten Gemisch eine bunte Bevölkerung von Griechen, Türken, Bulgaren, Europäern, Moldauern, Trödlern und Zigeunern hin und her. Die Karossen mit ihren kleinen Kosakenpferdchen jagen wild durch das Gewühl; lange karawanenartige Züge von mit Ochsen bespannten Wagen führen Getreide vom Lande in die Stadt und an den Hafen, und die unvermeidlichen Schweine und Hunde wandern mit mageren Kühen und finsterblickenden Büffelochsen im Bunde einher, um sich aus den zahllosen Schmutz- und Kehrichthaufen ihre Nahrung zu suchen. Ueber diesem Wirrwarr schwebt ein feiner Staub, der von jedem Wagen zu dicken Wolken aufgejagt wird, Alles bedeckt und durchdringt, Menschen, Vieh, Gebäude, Gras, Blätter, Schweine, Hunde, Büffelochsen und Zigeuner.

Die Schilderung eines Spazierganges ins Freie übergehen wir. Redner sprach sodann über die ethische Seite der dortigen gesellschaft-

lichen Zustände, die einen tiefen sittlichen Abgrund bilden und den Verfall dessen, was für uns heilig und verehrungswürdig ist. Er führte an, wie der Klerus der griechischen Kirche für Geld jede Ehe löst und zusammenfügt; daher es selbst in der besseren Gesellschaft Frauen giebt, welche den vierten Mann, Männer, welche die fünfte oder sechste Frau haben und mit früheren Gatten und Gattinnen ganz gemüthlich verkehren. Man denke sich aus allen diesen verschiedenen Ehen Kinder, welche in der Regel zwischen den Eltern bei der Scheidung nach dem Geschlechte getheilt werden, und man kann sich einen Begriff von der ungeheuren Verwirrung der Verhältnisse machen, welche in solchen Familien herrscht, so wie von den Prozessen und Streitigkeiten, in welche die Kinder aus allen diesen verschiedenen Ehen nach dem Tode der Eltern verwickelt werden.

Im dritten Theile seines Vortrages gab der Redner die Schilderung:

1) einer Trauung in den höheren Ständen, 2) eines Begräbnisses, 3) der Wasserweihe am heiligen Drei-Königs-Tage, 4) der Hafenstadt Sulina, 5) eines Ausfluges in das Innere des Donau-Delta nach dem Dorfe Kara-Orman.

1) Ein Oberst und Kommandeur eines dortigen Infanterie-Regiments hatte mich zu seiner Hochzeit mit der Tochter eines reichen Bojaren eingeladen. Die Trauung fand nach dem griechischen Ritus statt. In der Mitte des ungeschmückten Zimmers, wo die Trauung vor sich gehen sollte, stand ein runder Tisch ohne Decke. Vier Kerzen auf gewöhnlichen Leuchtern und ein Kruzifix, ein kleiner Kelch mit dem Wein, ein grosses und zwei kleine Messbücher bildete die kirchliche Ausschmückung.

Die Braut trug eine Robe von weisser Seide, welche aus Paris direkt verschrieben war. Auf Geschmack und Eleganz kommt es dort bei der Damentoilette viel weniger an, als darauf, dass der Preis exorbitant ist, um damit andere weniger reich situirte Frauen bei Gelegenheit niederzuschmettern. Die Braut trug auf dem Kopfe einen Kranz von Orangeblüthen und statt des Schleiers einen langen Schweif von Goldfäden, der bis auf den Gürtel herabfiel. Zwei ältere weibliche Verwandte lösten aus diesem Goldschweif so viel kleine Büschel von Goldfäden, als unverheirathete Personen beiderlei Geschlechts anwesend waren; diese Goldfäden wurden den unverheiratheten Personen mit einigen Redensarten an der Brust befestigt. Dann erschien der Erzpriester mit vier Popen in prachtvollen, von Gold strotzenden Kirchengewändern. Das Brautpaar trat vor den Tisch, nachdem die Kerzen angezündet waren. Vater und Mutter der Braut standen neben ihr im Nationalkostüm. Jede dieser beiden grotesken Erscheinungen erhielt aus den Händen des Erzpriesters eine angezündete, vergoldete, mit Blumen und Bändern verzierte Kerze, wofür sie mit vielen Verbeugungen dankten. Dann nahm der Erzpriester

ein Rauchfass, womit er den Tisch, Braut, Bräutigam, Vater, Mutter und die nahe stehenden Personen beräucherte, indem er einen furchtbaren Qualm verbreitete. Der Erzpriester nahm die beiden Trauringe, bekreuzte und segnete sie ein. Dann berührte er dem Bräutigam mit dem geweihten Ringe dreimal die Brust, ebenso verfuhr er mit der Braut; unter fortwährendem Kreuzschlagen und Händeküssen erhielten endlich beide die Ringe, die leider nicht passen wollten und durch andere ungeweihte ersetzt werden mussten. Dann setzte der Erzpriester eine der grossen Blumenkronen aus gemachten Blumen dem Bräutigam auf das Haupt, dessen kriegerisches Aeussere in der glänzenden Staatsuniform durch die mähnenartig herabfallenden breiten rothen Bänder in eigenthümlicher Weise modifizirt wurde. Eine ähnliche Krone wurde der Braut auf dem Haupte befestigt. Es erhielt darauf der Oberst unter vielen Zeremonien den Bokal, darauf die Braut, dann der Vater und die Mutter, worauf das Brautpaar zum Kuss an das mit der geweihten Hostie versehene Kruzifix zugelassen wurde, bei welcher Veranlassung alle fünf Priester mit lauter näselnder Stimme eine Art Lobgesang anstimmten. Dann ergriff ein Priester eine brennende Kerze vom Tisch und führte einen Rundtanz um den Tisch aus, dem sich die ganze Gesellschaft, das Brautpaar und die Eltern voran, anschloss. Später wurden auf die Zuschauer ganze Ströme von Zuckerwerk ausgeschüttet, die wie Hagel einschlugen und zum Theil empfindlich trafen. Am Schlusse wurde die Gesellschaft gehörig beräuchert und exorcisirt. Zuletzt folgten die unvermeidlichen Beglückwünschungsverbeugungen und Händedrücke.

2) Die Bestattung der Todten geschieht wegen der dortigen klimatischen Verhältnisse sehr eilig. Um so freigiebiger ist man mit der Schaustellung des Schmerzes und den Formen der Trauerzeremonien. Die Militärmusik in Paradeuniform eröffnet den Zug und spielt einen Trauermarsch. Dann folgt eine Anzahl Männer, welche in breiten Körben Kuchen, Früchte und Wein als Speise und Trank für den Verstorbenen auf ihren Köpfen tragen. Ihnen folgen zerlumpte Knaben mit den Prozessionskreuzen und bunten Fahnen. Hinter ihnen trägt ein Mann auf dem Kopfe den Sargdeckel. Dann folgt eine Unzahl Priester, die im Sterbehause, wo ein Trauergottesdienst abgehalten worden ist, reichlich bewirthet worden sind, so dass ihr Gang nicht immer korrekt und sicher ist. Sie tragen prachtvoll gestickte Kirchenornate über ihren unsauberen Kleidern und singen im Gehen einen Todtengesang. Dann folgt der Leichenwagen, der roth dekorirt, reich mit goldenen Tressen und Franzen besetzt ist, so dass man ihn leicht für den nachgelassenen Triumphwagen eines asiatischen Dynasten halten könnte. An seinen vier Ecken erheben sich vergoldete Säulen, welche einen rothen, von goldenem Besatze strahlenden Baldachin tragen. Unter diesem befindet sich der offene

Sarg, die darin ruhende Leiche ist mit einer reich in Gold gestickten Decke aus schwerem Stoffe bedeckt. An die vier Säulen des Wagens lehnen sich vier karyatidenartig aussehende schwarzgekleidete Männer, welche weisse Tücher schwenken. Dasselbe thun die übrigen folgenden Leidtragenden, deren jeder eine vergoldete brennende Kerze trägt. Dann folgen die gemietheten Klageweiber, oft in ungeheurer Zahl. An den Hauptstrassen-Ecken, welche der Zug passirt, wird eine Todtenmesse zelebrirt, wobei die Klageweiber mit ihrem Geheul die Luft erfüllen. Auf dem Kirchhofe werden die Lebensmittel für den Todten in Beschlag genommen. Noch nach Jahren werden den Verstorbenen Speise- und Trankopfer gebracht, zu deren Aufnahme auf den Gräbern verschliessbare, vergitterte Kästen angebracht sind.

3) Das Fest der Wasserweihe findet an dem Dreikönigstage statt. In der Regel ist dann die Donau (nach unserem Kalender am 18. Januar) fest zugefroren, so jedoch, dass überall auf diesem Strome grosse weite Oeffnungen vom Eise frei geblieben sind und das strömende Wasser zeigen. Zur Feier dieses Tages wird am Hafenquai eine Tribüne aus Eisstücken aufgebaut und mit Teppichen belegt. Ein Hauptaltar, zwei Nebenaltäre, Heiligenbilder, Allerheiligstes und Alles, was der Ritus der griechischen Kirche erfordert, wird aus Eisstücken hergestellt. Am Tage des Festes rückt die ganze Garnison in Parade aus, so wie sämmtliche Würdenträger, z. B. die fremden Konsuln, die Bojaren, kurz Alles, was Rang und Namen besitzt. Sie stellen sich um den Altar in weitem Kreise. Um 10 Uhr Vormittags erscheint die gesammte Priesterschaft, der Erzpriester an der Spitze. Er trägt das Kreuz mit der geweihten Hostie und ein zweites kleines goldenes Kreuz. Eine Messe mit Te Deum wird gefeiert, bei deren Schluss, wenn das Allerheiligste gezeigt wird, die Truppen präsentiren, die Musik einfällt, drei Salven abgefeuert werden, die Kanonen donnern. Alle Anwesenden entblössen das Haupt, das dichtgedrängte Volk kniet nieder auf der mit Schnee bedeckten Erde. Das kleinere goldene Kreuz wird eingesegnet und vom Erzpriester einem Popen übergeben. Derselbe besteigt einen Kahn und fährt damit auf einer offenen Stelle in die Donau. Es folgen ihm sofort andere Kähne, welche von Männern mit wilden, von fanatischer Leidenschaft entflammten Gesichtern überfüllt sind, die in ehrerbietiger Scheu den Augenblick ängstlich erwarten, wo der Pope das Kreuz hoch in der Sonne funkeln lässt, es küsst und in den Strom schleudert. In diesem Augenblick erbebt das Wasser unter der Menge wilder Gestalten, die sich Kopf über hineinstürzen und nach dem Kreuze suchen. Ein wildes Geschrei dringt an das Ufer. Plötzlich taucht eine triumphirende Hand aus der Tiefe auf, das Kreuz krampfhaft in die Höhe hebend, dann erscheint ein von langem, schwarzem Haar umflossenes Haupt mit verzerrten Zügen. Demje-

nigen, welcher dieses Kreuz erwischt, sind alle Sünden vergeben. Es stürzen daher die ihn umgebenden Schwärmer auf den glücklichen Taucher los, um ihm, so lange er noch im Wasser ist, das Kreuz zu entreissen. Seine Freunde vom Ufer kommen ihm zu Hülfe. Es beginnt ein verzweifelter Kampf. Der Sieger wird aus dem Kahne gehoben, er stürzt mit Anspannung seiner letzten Kräfte, das Kreuz hoch erhebend, an den Altar, und bricht dort unter dem Segen der Priester ohnmächtig zusammen. Alle seine Sünden sind ihm vergeben. Mit Ehrerbietung blickt man auf ihn, als einen von Gott so sichtlich Begnadigten. Die Truppen präsentiren. Die Priester verlassen die Eistribüne, das Volk verläuft sich in Schänken.

4) Im Hafen von Sulina herrscht ein reges Treiben. Die Flaggen von England, Spanien, Frankreich, Amerika, Italien, Oestreich, der Türkei, von Russland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Norddeutschland wehen im bunten Gemisch mit denen von Serbien und Rumänien. Der mecklenburgische Ochsenkopf begrüsst dort freundlich den siebengestirnten rothen Ochsenkopf der Moldau. Dabei herrscht ein ungeheurer Lärm. Alles, was gethan wird, geschieht mit äusserster Anspannung der Lungen. Das Terrain um Sulina besteht aus feinem Sande, den die Winde hier zusammengeweht haben. Von landwirthschaftlicher oder Garten-Kultur gewahrt man keine Spur.

Die von den Schiffern in hohem Grade gefürchtete Bevölkerung besteht fast ausschliesslich aus Männern, sie enthält den Abschaum und Auswurf des europäischen Orients, mit sonnverbrannten wilden Gesichtern mit und ohne Turban, glühenden Augen und entschlossenen Zügen. Die Kaffee-, Wein- und Branntwein-Buden, aus welchen die Mehrzahl der Hütten besteht, sind stets überfüllt. Ein wildes, wüstes Geschrei tönt daraus hervor. Zwischen ihnen auf offener Strasse sind Roulette-Tische aufgestellt. Um sie versammelt sich, was der raffinirteste Betrug und die auf das äusserste angespannte, im Orient schon an sich so lebhaft hervortretende, Leidenschaft zu zeigen vermag. Mord und Beraubung sind an der Tagesordnung. Als das Donau-Delta in Folge des Krimm-Krieges der Türkei zugesprochen wurde, erliess der neue Kaimakan eine Verordnung, worin es hiess: „Es ist verboten, am Tage in den Strassen von Sulina zu morden."

Der Kirchhof liegt hart am Meeresstrande. Sein Boden besteht aus losem Triebsande, der von den Winden hin- und hergepeitscht wird. Wenn diese Winde in der Stärke von Nordostwinden auftreten, so wühlen sie die lose Erdbedeckung von den Gräbern auf und treiben sie fort. Es kommen dann die halbverwesten Leichen (der Luxus der Särge kommt hier selten zur Anwendung) an das Tageslicht. Der Geruch der Leichen zieht die Hunde von Sulina heran, welche heulend und winselnd um den

traurigen Ort herumschleichen, bis die Dunkelheit der Nacht ihnen gestattet, ungestraft und unverfolgt ihre widrige Mahlzeit zu beginnen. Es ist ein schauerlicher Anblick, wenn man an solchen Tagen über die Stätte des Todes dahinschreitet, und einem aus den geöffneten Gräbern jene grausenvollen Erscheinungen anstarren. Aber der nächste Tag wirbelt schon wieder so hohe Sandmassen daher, dass die Gräber wieder zugedeckt werden und die Erinnerung an jene verunstalteten Leichen nur wie ein wüster Traum zurückbleibt.

5) Am 27. Dezember 1858 unternahm der Vortragende mit drei seiner damaligen Kollegen von Sulina aus eine Exkursion in das Donau-Delta auf zwei niedrigen hölzernen, mit kleinen Pferden bespannten Wagen. Selbst die Räder waren nicht mit Eisen beschlagen und unvollkommen abgerundet, so dass die Reisenden auf den holprigen Wegen beim Galopp der Pferde entsetzliche Stösse erlitten. Der Weg führte $2^1/_2$ Meilen hart am Meeresstrande über unfahrbare Dünen, die zum Theil mit Schiffstrümmern bedeckt sind. Die Fahrt ist daher nur auf dem unter der letzten Meereswelle befindlichen festen Sande möglich, und die Pferde gingen mitunter bis zum Bauch im Meereswasser. Endlich nach fast dreistündiger Fahrt an dem Meeresstrande bog eine Art von Weg in das Land hinein. Er schlängelt sich auf einem trockenen Sandrücken durch das Rohr dahin. Wir stiegen vom Wagen, um unsere zermarterten Glieder durch Gehen wieder in ihre natürlichen Funktionen zurück zu versetzen. Wir wanderten durch zwölf bis fünfzehn Fuss hohe Rohrwände. Gegen vier Uhr kam uns ein Reiter, der Starost des Dorfes Kara-Orman entgegen, um uns den Weg zu zeigen; er war von unserer Ankunft vorher benachrichtigt worden.

Wir mussten jetzt mehrere mit schwarzem Meerwasser bedeckte Flächen passiren. Plötzlich standen unsere übermüdeten Pferde still und waren weder durch Flüche noch durch Peitschenhiebe für lange Zeit aus der Stelle zu bringen. Endlich erbarmten sie sich unser und schleppten uns weiter. Plötzlich hörten wir in unserer Nähe ein lautes Geprassel und sahen die lichten Flammen uns entgegen schlagen. Eine unerwartete Wendung des Weges führte uns gerade dem Feuermeer entgegen, das vom brennenden Schilfrohr genährt wurde. Eine erstickende Gluth umwehte uns. Doch bald befanden wir uns auf einer bereits abgebrannten, von der Flamme verlassenen Fläche, auf der die erlöschende Gluth keine weitere Beschwerden uns verursachte. Wir hatten die Wasser- und die Feuerprobe bestanden. Hundegebell verkündete endlich die Nähe des Dorfes, dessen Starost uns am Eingange zu Fuss erwartete und uns in sein Prachtzimmer führte, das rings herum mit roh gewirkten Teppichen, buntgestickten Tüchern, heiligen Bildern und geweihten Blumen behangen war. Auf dem Tische stand Brot und Salz und ein brennendes Talg-

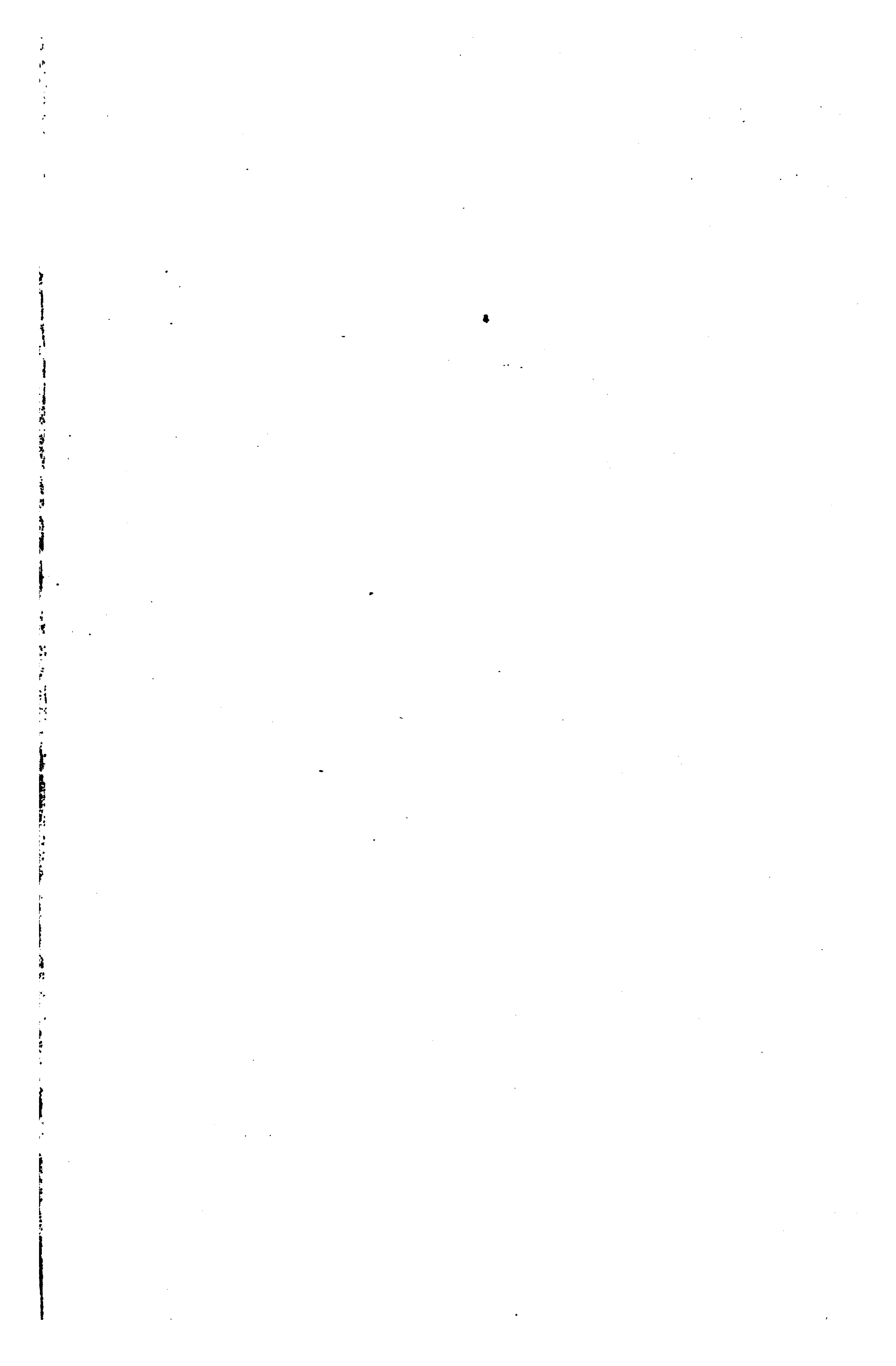
licht. Unsere Nachtruhe fanden wir auf einer schmalen hölzernen Bank, die an der Wand entlang lief.

Das Dorf Kara-Orman enthält 70 Häuser, eine Kirche und zwei Windmühlen. Die Häuser sind aus Lehm gebaut, mit Rohr gedeckt, weiss angetüncht. Unmittelbar dahinter breiten alte Eichen des anstossenden Waldes ihre knorrigen Zweige aus. Die Bewohner des Dorfes sind sämmtlich Russen.

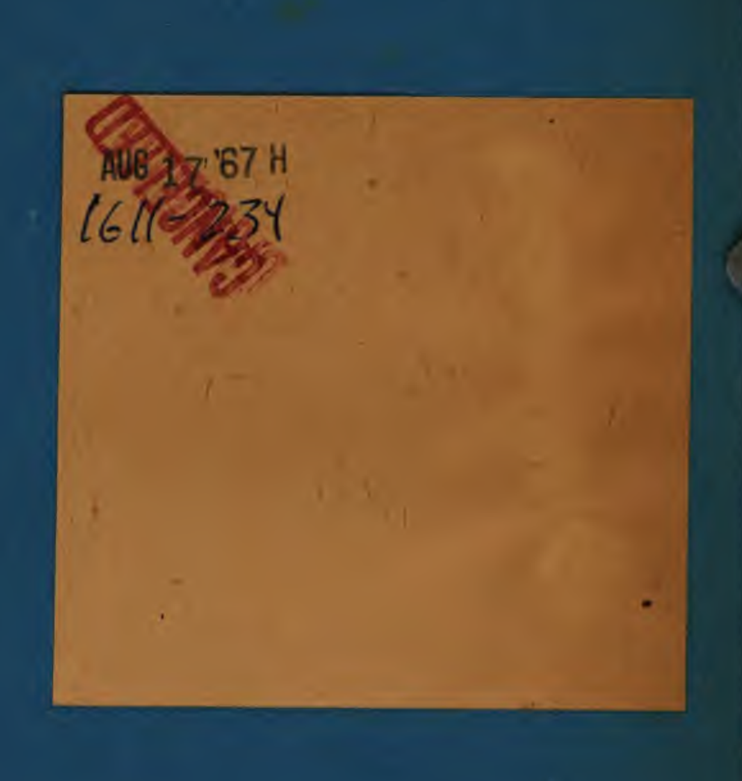
Der Wald gleicht einem vollkommenen Urwald. Dichtes Gebüsch versperrt den Weg. Im Frühjahr ist der Rasen dieses Waldes mit Rosen bedeckt, Päonien glühen in grossen Büschen durch das dunkle Laub, Jasmin und blühende Linden verbreiten einen betäubenden Duft.

Gegen 11 Uhr Vormittags waren unsere Geschäfte beendet, wir konnten unsere Rückreise antreten, die wir mit frischen Pferden auf einem ganz anderen Wege als dem, worauf wir gekommen waren, antraten. Wiederum mussten wir das Feuermeer passiren, mit nicht geringer Gefahr für unser Leben. Endlich in später Abendstunde erreichten wir unser Schiff, wo wir nach langer Entbehrung und ermüdender Anstrengung die wohlbesetzte Tafel freudig begrüssten.

Der fünfviertelstündige Vortrag wurde von der zahlreichen Zuhörerschaft, worunter sich die höchsten Spitzen unserer Militär- und Zivilbehörden mit ihren Damen befanden, mit gespanntester Aufmerksamkeit und allseitiger Befriedigung entgegengenommen.






CANCELLED
AUG 17 '67 H
1611-234

